This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

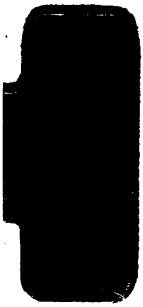
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

KD
47351
HN 2G8H /

KD 47351



Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Menſchliche Tragikomödie.

Geſammelte Studien und Bilder

von

Johannes Scherr.

Erſter Band.

I hold the world but as the world,
A stage, where every man must play a part.
Shakspeare.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1874.

Digitized by Google

KD 47351 [1]

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Sr. Wohlgestorben

Herrn

Zacharias Zinnober

A. L. M.

im

Elysion

Epikurosstraße, Haus zum Lukretius.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lieber Freund! Als Sie noch das Mißvergnügen hatten, im sogenannten Licht unseres gemäßigten Klima's, d. h. mindestens acht Monate lang jährlich im und durch Nebel, Wind, Regen, Schnee oder Koth zu wandeln oder vielmehr zu waden, da haben Sie mich einmal aufgefordert, meine Aufsätze aus den Bereichen der Staats-, Kultur- und Literargeschichte zu einer Gesammtausgabe zusammenzustellen. So eine Zusammenstellung, meinten Sie, würde dann eine recht artliche Glosse abgeben zu dem vom Buddha „von der schönen Aussicht" zu Frankfurt a. M. geoffenbarten Thema: „Was die Geschichte erzählt, ist nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit."

Ich bin nun, soweit es möglich, Ihrer Anregung nachgekommen, Liebster. Sogar in etwas erweitertem Sinne, indem ich zwischen meine seit ungefähr zwanzig Jahren verfaßten, jetzt einer strengen Durchsicht unterzogenen staats-, kultur- und literarhistorischen Essays noch etliche privatgeschichtliche, so zu sagen, hineinschob: — den vom „Ehregott Fürchtegott Liebegott Mogler" und den vom „Todten Millionenmann". Beide Historien sind streng aktenmäßig erzählt — die Akten der ersten befinden sich in meinen eigenen Händen, die der zweiten im Kriminalarchiv der Republik Zürich — und dürfen also die Bedeutung von charakteristisch-sittengeschichtlichen Beiträgen zur Signatur unserer Zeit ansprechen.

Digitized by Google

Eine Gesammtausgabe bedarf eines Gesammttitels und auch für diesen bin ich Ihnen verpflichtet. Nämlich, als ich mich um eine passende Benamsung meines Buches umsah, erinnerte ich mich, daß wir bei Ihren Lebzeiten uns eines Tages über die Frage unterhalten hatten, ob es nicht räthlich wäre, die Menschen — ich meine die wissenden und anständigen — kurzweg in Demokritiker und Heraklitiker einzutheilen. Ich war des Dafürhaltens, diese Rubricirung entspräche durchaus der Thatsache, daß die wenigeren Menschen auserwählt sind, vom Becher des Daseins den süßen Schaum zu schlürfen, während die mehreren verdammt sind, die bitteren Hefen besagten Bechers hinunterzuwürgen. Folglich müsse das Erdenleben jenen als eine belachenswürdige Komödie, diesen dagegen als eine beweinenswerthe Tragödie vorkommen.

„Wohl, bemerkten Sie, ich gebe zu, die einen Menschen — eine sehr kleine Minderheit — sind prädestinirte Glückspilze, die anderen — eine ungeheuer große Mehrheit — sind prädestinirte Pechvögel. Aber in diesen wie in jenen, in jedem in unser Erdendasein Hereingeborenem steckt auch ein Narr," der je nach den Umständen als Simpel schlechthin oder als Bruder Melancholikus oder als Hanns Immerlustig oder als Pater Humoristikus mit der bekannten „lachenden Thräne" im Auge oder als heldischer Stelzengänger oder als diplomatischer Eiertänzer oder als tobsüchtiger Wütherich sich aufspielt. Diesem Beisatz von Narrheit ist es zuzuschreiben, daß die Menschheit an der im Grunde schrecklichen Monotonie des Geborenwerdens, Heiratens und Sterbens, also an den drei Haupt- und Staatsaktionen ihres Daseins, noch nicht bis zum Selbstmorde sich verekelt hat, sondern den Todtentanz des Erdenlebens mit immer frischem Muthe weitertanzt. Die sogenannte Weltgeschichte ist weder ein Trauerspiel noch ein Lustspiel, sondern vielmehr ein wursthaftes Gemengsel, ein grellbunter Misch-

Digitized by Google

masch, ein mehr oder weniger appetitlicher Schmarren, ein shakspeare'sches Stück, allwo, während ein Macbeth hinter den Kulissen mordet, ein besoffener Pförtner auf der Bühne haselirt oder dem erhabenen Wahnsinn eines Lear zur Seite der Narr die Sentenzen gemeinplätziger Weisheit feilhat oder in die Ausströmungen von Julia's Liebesandacht eine Bettel von Amme ihre Zoten hineinreißt. Kurzum, die sogenannte Weltgeschichte ist entschieden eine Tragikomödie. Ergo sind die richtigen Menschen, die Menschen-Menschen, wissen Sie? weder Demokritiker noch Heraklitiker, sondern mit Lachnerven und Thränendrüsen gleicherweise versehene, vom Mutterschoße bis zum Grabesschoße zwischen Furcht und Hoffnung, Klugheit und Narrheit, Freud' und Leid, Wohl- und Wehgefühl schwankende Geschöpfe, tragikomische. Ja, wie das große Ganze, die Menschheit, als eine Tragikomödie sich darstellt, so ist auch der kleinste Theil, der einzelne Mensch, ein Tragikomiker."

Diesen Ihren nicht gerade neuen, aber desto wahreren Ausspruch beherzigend habe ich das vorliegende Buch, dessen Inhalt nahezu vierundzwanzig Jahrhunderte umspannt, „Menschliche Tragikomödie" betitelt.

Nun ist freilich, ästhetisch angesehen, die Tragikomödie eine Kunstgattung, welche keinen reinen Eindruck hervorzubringen vermag. Aber das müssen wir uns eben gefallen lassen wie das menschheitliche Trauerlustspiel selber. Angenommen, ein Gott habe es gedichtet, so ist ja wohl auch zu hoffen, der göttliche Dichter werde im Verlaufe seines Schaffens immer mehr und mehr auf einen künstlerisch-harmonischen Schluß hinarbeiten, — sei es auf den vernichtend-erschütternden der echten Tragödie, sei es auf den befreiend-erheiternden der reinen Komödie. Die Menschheit ist ja verhältnißmäßig noch sehr jung, augenscheinlich über die Flegeljahre noch nicht hinaus. Was kann demnach nicht noch alles aus ihr werden?

Digitized by Google

Vielleicht wachsen unsern Nachfahren wirklich Engel- oder wenigstens Vögelflügel und schweben sie mühlos, sorglos, schmerzlos und, wenn nicht seraphisch, so doch schlaraffisch in Utopien und Lotophagien herum.

Einstweilen grüßen Sie mir Ihren Zimmernachbar, unsern gemeinsamen alten Freund Jeremia Sauerampfer, und vergessen Sie auch im Elysion nicht

Zürich, 1. Mai 1874.

Ihres treuergebenen

J. S.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Aspasia	1
Thusnelda	34
Messalina	54
Elagabal	85
Hypatia	114
Atlantis	136
Heloise	151
Der Dede Sultan	185
Jeanne d'Ark	218
Ein christlicher Priester	266
Zwei Königinnen	304
Cromwell	359
Ein Prophet	423
Ninon de Lenclos	448
Ein verzauberter Kurfürst	468

Digitized by Google

Digitized by Google

Aſpaſia.

Die zu Pheidias' Zeit herrſchten und liebten....
Hölderlin.

1.

Eines Tages ſpazirte Sokrates, der Erzſchulmeiſter des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch ſonſtwo im ſchönen Athen, begleitet von ſeinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antiſthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein geſprächsweiſe gehaltener Vortrag mochte ſich um äſthetiſche Probleme gedreht haben. Wenigſtens macht dieſe Vorausſetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meiſter die Neuigkeit mittheilte, es befände ſich dermalen eine Hetäre Namens Theodote — zu deutſch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu ſchildern die Sprache zu ſchwach ſei.[1])

Der Sohn des Sophroniſkos und der Phänarete ſpitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogiſchen Stoff, an dem er jene

1) . . . *εἰποντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ καλλὸς τῆς γυναικὸς.* Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel iſt ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

Digitized by Google

redselige Bemutterung üben könnte, welche, sagt man, die arme Xanthippe eines Tages so zur Verzweifelung brachte, daß sie den Inhalt einer gewissen mißduftenden Vase dem ewigen Schulmeister über die Glatze goß. Diese Frau ist ohne Zweifel besser gewesen als ihr von Schulfüchsen zurechtgemachter Ruf, und wenn sie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien" aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht sogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme" zum Dank für seine redlichen Bemühungen, sie mittels seiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphilistern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigstens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erscheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechischen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphilisterei, während ihm Platon in seinen Dialogen die Phantasiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigschwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — sagte der Weise — da müssen wir hingehen; denn was zu schildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung zu bilden." Und sie gingen zur Behausung der Theodote, welche Behausung sie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgestattet fanden. Die Besitzerin dieser Herrlichkeiten stand gerade einem Maler Modell und verharrte, den sokratischen Besuchern zur Augenweide, ganz unbefangen in dieser Stellung. Nachdem der Künstler für heute Pinsel und Palette weggelegt hatte, ging sofort das Schulmeistern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl wir der Theodote zum Danke verpflichtet, weil sie uns ihre Schönheit sehen ließ; oder aber ist sie es uns, weil wir ihre Reize in Augenschein genommen haben?" Er bewies dann auf dem Wege dialektischer Hebammerei des breiteren, daß die Verpflichtung auf seiten der Hetäre sei, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunsch mit hinwegnähmen,

Digitized by Google

wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe diese Schlußfolgerung — wenn dem so ist, bin ich euch in der That zum Danke verpflichtet."

Die breitspurige Katechisation, welche der weise Mann hierauf der Hetäre zutheil werden ließ und welche sich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hierher, wo überhaupt durch Erwähnung dieses sokratischen Abenteuers gleich zum Anfang nur ein drastischer Wink gegeben werden wollte, daß es unpassend, an gewisse Seiten des antiken Lebens den Maßstab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbst ein Sokrates konnte angesichts seiner Schüler ganz unbefangen mit einer solchen Person wie Theodote verkehren. Man denke sich aber unsern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenössischen „Gottesgabe" von dieser Sorte versetzt und der ungeheure Gegensatz von antik und modern, von griechisch und deutsch wird sofort in die Augen springen.

2.

Die Rasse der halb- oder ganznärrischen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums schlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, ist allmälig ausgestorben. Diese Bombalobombaxe [1]), deren Verstand nirgends saß, wenn nicht in ihrem Sitzfleische, haben über eins der schwerwiegendsten, wirkungsreichsten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menschheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggesehen oder aber

1) Aristophanes, Thesmophor. 48.

Digitized by Google

geleugnet, daß die fraulichen Verhältniſſe in der griechiſchen Welt unwürdige geweſen ſeien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieſer Verhältniſſe zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Helleniſmus als eine Haupturſache mitgewirkt hat.

Die Geſchichte der griechiſchen Geſellſchaft zeigt in dieſer Beziehung höchſt merkwürdiger Weiſe einen entſchiedenen Rückſchritt auf, einen Rückſchritt vom Edleren und Beſſeren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroiſchen Zeitalter, wie es in den homeriſchen Geſängen ſeine ſociale Abſpiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbeſtreitbar eine höhere und würdigere als zur hiſtoriſchen Zeit. Wie charakteriſtiſch ſchon die keuſche Anmuth, womit Homer von den erotiſchen Genüſſen redet — er nennt ſie ſchamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite“ — während die ſpäteren griechiſchen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoriſten und Novelliſten geſchlechtliche Dinge bekanntlich mit ſuperlativiſch-zügelloſer Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit“, ſondern deutlich genug in raffinirter Abſichtlichkeit. Beim Homer findet ſich auch die holdeſte weibliche Geſtalt, welche die helleniſche Poeſie überhaupt geſchaffen hat: die phäakiſche Prinzeſſin Nauſikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu ſtellen iſt. Nicht, was mädchenhafte Friſche und Holdſeligkeit betrifft, ſondern deßhalb, weil in der ſophokleiſchen Schöpfung die griechiſche Weiblichkeit ihren höchſten ethiſchen Ausdruck gefunden hat. Das ſchöne Wort der Tochter des Oedipus: —

„Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da!“ [1])

iſt unbedingt die edelſte Offenbarung helleniſcher Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenſtück auf geſchichtlichem Boden.

---

1) *Οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.* Antigone, 523.

Digitized by Google

Denn als nach dem Fehlschlag des gegen Sicilien gerichteten Unternehmens die Athener mittels Volksbeschlusses den Alkibiades vorgeblich wegen Gotteslästerung („Asebie") — die „Religionsgefahr", welche ein so beliebtes Hausmittel des modernen Despotismus ist, wurde auch schon von der attischen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen sie den klüglicher Weise Abwesenden noch obendrein durch sämmtliche Priester und Priesterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos, weigerte sich, diesen frommen Befehl zu vollziehen, indem sie das beste Wort sprach, welches, seitdem die Welt steht, aus priesterlichem Munde gekommen ist: — „Ich bin Priesterin geworden, zu segnen, nicht aber, zu fluchen!" [1])

Zur heroischen Zeit war in Hellas das Weib dem Manne ganz entschieden viel mehr als in der historischen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der später unter den Griechen grassirende Gräuel Sodoms ganz unbekannt gewesen. Diese Affenschande der „Knabenliebe", welche eine Affenschande bleibt, mag Bombalobombax sich noch so sehr bemühen, sokratisirend oder platonisirend darum herumzunebeln, hat das spätere Hellenenthum geradezu verpestet. Von der Höherstellung der Frauen in früherer Zeit gibt sodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber seine Erwählte durch Entrichtung von Geschenken dem Vater gleichsam abkaufte, während später umgekehrt die Väter ihre Töchter, um sie an den Mann zu bringen, möglichst reich ausstatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechische Ehe an einem fressenden Krebsschaden, an der Kebsenwirthschaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Institut der

---

1) . . . ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν, μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι. Plutarchos, Alcib. 22.

Digitized by Google

Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es stößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache sagen hören:

„O theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es,
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deiner Kebsen Kindern hab' ich oft die Brust
Gereicht, dir zu ersparen jeb' Gefühl von Bitterkeit". [1])

Gewiß sind diese Worte aus einer Frauenseele voll inniger Liebe und zartester Rücksichtsnahme gequollen; aber daß sie trotzdem dem sittlichen Gedanken der Ehe schnurstracks widersprechen, bedarf keines Nachweises. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte" des Mannes, eine Hausfrau in unserem Sinne, war die griechische „Oikodespoina", die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homerischen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken als zu Wesen höherer Art. Was mußten sich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen sagen und gefallen lassen! Man sehe beispielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit seiner Mutter Penelopeia umspringt. Auf eine ganz verständige, im Männersale von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „besonnene Jüngling" Telemachos die Mutter also ab:

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu besorgen deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Frisch ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebührt nur den Männern,
Allen und mir zumeist, weil mein im Hause die Macht ist". [2])

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barsche Wort ihres Sohnes noch dazu „sinnig". Hier haben wir also ganz die orientalisch-rohe, ja brutale Redeweise der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem christlichen Mythenkreis ein-

1) Euripides, Androm. 220.
2) Odyss. I, 356.

Digitized by Google

gehalten ist. Beim „sanften" Johannes fährt Jesus seine Mutter, welche ihm einfach die Thatsache mittheilt, daß den Hochzeitgästen zu Kana der Wein ausgegangen sei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" und im Bereiche der christlichen Moral hat der Apostel Paulus den Befehl ausgehen lassen: „Das Weib schweige in der Gesellschaft!" — ein Befehl, welcher den ohnehin schon sattsam zahlreichen Unmöglichkeiten des Christenthums noch eine weitere hinzufügte. Im übrigen steht die Art und Weise, wie im homerischen Zeitalter von und mit den Frauen gesprochen wurde, immerhin thurmhoch über der kolossalen Schamlosigkeit und Wegwerfung, womit dies später geschah. Vor Alters hatte selbst der Hypochonder Hesiod anerkannt —

„Daß nichts besseres wahrlich vermag sich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib"...

jetzt aber schrieb der Tragiker Euripides eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber schlechtzumachen, und schütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über sie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram gewesen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willst leben du beschwerdelos!"

welche Grobheit freilich schon zum voraus beim Aristophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazusen" die neckischen Anapäste flattern ließ: —

„Wenn ein Weh wir sind, was freit ihr uns denn? Warum, so wirklich ein Weh wir?" [1])

Man hat mit Recht bemerkt, daß sich aus den griechischen

---

1) *Οὐ μὲν γάρ τι γυναικὸς ἀνὴρ λητίζετ' ἄμεινον*
Τῆς ἀγαθῆς. Hesiod. Erga, 647.
Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου. Menandri fragmenta.
Εἰ κακόν ἐσμεν, τί γαμεῖθ' ἡμᾶς, εἶπερ ἀληθῶς κακόν ἐσμεν.
Thesmophor. 789.

Digitized by Google

Dichtern gerade so viele Zeugnisse *für* wie *wider* die Frauen sammeln ließen. Aber das ist nichts Entscheidendes; denn solche sich gegenseitig aufhebende Blumenlesen bieten so ziemlich alle Literaturen. Entscheidend dagegen für die sehr untergeordnete Stellung der griechischen Frauen zur historischen Zeit sind Thatsachen, welche selbst der gewandteste Kommentator nicht eskamotiren kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, sondern stets nur die Barbarei repräsentirt hat, so daß man sich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieser Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken platzbehalten konnte, wüßte man nicht, daß daselbst auch anderer Nonsens in Hülle und Fülle jahrhundertelang platzbehielt und behält. Schon die lykurgisch-brutale Vorschrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei festlichen Aufzügen *nackt* erscheinen, singen, springen und ringen sollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die spartanische Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinstrüment, das eheliche Verhältniß geradezu bestialisch; denn die Bestimmungen Lykurgs machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei.[1])

Aber auch bei den ionischen Griechen, ja selbst im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem *Wesen* nach nicht viel anders und besser, obzwar die Formen feinere gewesen sind. Selbst die genialsten Denker von Hellas sahen in dem Weibe ein dem Manne unendlich weit nachstehendes Geschöpf, dessen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht sei. So der große Idealist Platon, wie der große Realist Aristoteles. Jener dachte sogar vom Weibe ganz entschieden geringer als dieser; denn das platonische Frauenideal verstieg sich kaum über das Aschenbrödel-

1) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

Digitized by Google

thum, indem er die Vollkommenheit („Arete“) einer Gattin mit der eines treuen und anstelligen Sklaven auf die gleiche Linie stellte. Die aristotelische Ansicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelste, zu welcher der Hellenismus es gebracht hat. „Die Gemeinschaft der anderen Thiere — hat der Stageirit gesagt — hat nur die Fortpflanzung zum Zwecke; die Menschen dagegen leben mitsammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, sondern auch anderer Verhältnisse wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib sind verschieden; sie fördern aber einander gegenseitig, indem jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinsamen macht, und darum ist in einer solchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugesellt“.[1] Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie sie einem civilisirten Volke zu- und ansteht. Schade nur, daß es solche Ehen in der griechischen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise gegeben hat.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Gesetz und Sitte verhinderten dieselben, irgendwelche sociale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten sie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geistesbildung gleich Null, hauptsächlich in Folge der strengen Ausschließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Gesellschaften der Männer. Das Leben im griechischen, von den übrigen Räumen des Hauses möglichst abgesonderten Weibergemach („Gynäkonitis“) hatte mit dem in morgenländischen Haremen bräuchlichen die bedenklichste Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollständig ab- und eingesperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der zu Vermählenden in ganz geschäftsmäßig-

1) Platon, Leges, c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII, 14.

Digitized by Google

prosaischer Weise zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz seiner Braut erst in der Hochzeitkammer zum erstenmal unverschleiert. Die Neuvermählte ihrerseits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauses mit der im Hause des Gatten vertauscht und innerhalb dieses Raumes verfloß fortan ihr Dasein, in dessen Einförmigkeit die Betheiligung an religiösen Feierlichkeiten nur eine spärliche Abwechselung brachte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dann und wann die engen, geisttödtenden Schranken dieser Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geschah, blieb die derbe Zurückweisung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbst von 431 v. Chr. die Schwester des großen Kimon, Elpenike, sich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos von der Rednerbühne herabstieg, wo er die schönste aller jemals gehörten Grabreden gehalten hatte, scheltend anzutreten, bedachte sich das Muster eines attischen Gentleman keinen Augenblick, das „versalbte alte Weib" mit einem herben Citat aus Archilochos abzufertigen [1]).

3.

Und doch gab es in Hellas „emancipirte" Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emancipation" ihres Geschlechts auf die äußerste Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegspringend, die freche Botschaft von der Freiheit des Fleisches zu orgiastischer Wirklichkeit machten. Diese außerhalb des Kreises der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt stehenden Damen repräsentirten in der griechischen „Gesellschaft" das weibliche Geschlecht, — eine

1) Plutarch, Pericl. 28.

Digitized by Google

Thatsache, die schlagend darthut, daß der hellenische Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein wesentlich von dem modernen verschiedener gewesen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die moderne „Gesellschaft", in Wahrheit und Wirklichkeit und alle christlichen Katechismus- und Kanzelphrasen beiseite gelassen, nicht eben viel Ursache hat, mit sittlicher Entrüstung auf die antike herabzusehen. Es mag gar nicht in Anschlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt" heute wie im Alterthum der Maßstab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemessen werden, sich gar sehr nach dem Stand und Rang derselben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenlosen Raffinirtheiten der Ausschweifungskünste im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien fast nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu bestreiten sein. Allerdings, die christliche Heuchelkunst hat gelernt, selbst um Abscheulichstes her einen anständigen Schleier oder gar „Lustre" zu breiten, während die heidnische Fleischeslust offen einhertrat.

Wie jedermann weiß, ist in den Griechen das sinnliche Element so mächtig gewesen, daß selbst ein hochidealischer Platon es für schlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuschränken [1]). In Athen war die Prostitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Gesetzgeber Solon, einen der „Sieben Weisen Griechenlands", als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [2]). Wenn der attische Komöde Philemon dieses Institut ein „volksthümliches und heilbringendes" nannte [3]), so war das keineswegs ironisch gemeint; denn wir wissen, daß in Hellas die Prostitution nicht allein

1) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

2) Athenaeus, *Δειπνοσοφ.* l. XIII, p. 569, d. ... *„πρῶτος Σόλων διὰ την τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος."*

3) *Δημοτικὸν πράγμα καὶ σωτήριον.* Philemonis fragm. im Anhange zur didot'schen Ausgabe des Aristophanes (1838), S. 107.

Digitized by Google

eine polizeiliche, ſondern auch — in vollem Ernſte geſagt — eine religiöſe, eine gottesdienſtliche Veranſtaltung geweſen iſt. Das klingt freilich ſeltſam in modernen Ohren, iſt aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatſache, welche ſich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen weſentlich Naturreligionen waren.

Der babyloniſch-ſyriſche Mylitta-Aſchera-Kybele-Kult, der Dienſt der großen Naturgöttin, fand ſeine verblaßte Abſchattung in dem griechiſchen Dienſt der Venus Allgemein oder Venus Buhlin[1]). Seine verblaßte Abſchattung, weil in Hellas an die Stelle des in Aſien von ſämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuſchheitsopfers[2]) die Preisgebung der „Hierodulen" getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieſer Tempelſklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigſtens noch am Eingange des 5. Jahrhunderts vor Chriſtus nicht — dafür zeugt, daß der hocherufte Pindaros, der Erhabene, es nicht verſchmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von Korinth ſeine Huldigung darzubringen und dieſelben anzureden als die „gaſtlich heiteren Mädchen, welche, des Dienſtes der Aphrodite waltend, aufwärts ſtreben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe."

Von der Göttin, welcher dieſer Kult geſtiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venuspriesterinnen im weiteſten Sinne des Wortes „Hetären". Man kann Hetäre überſetzen

---

1) So überſetze ich „Ἀφροδίτη Πάνδημος" und „Ἀφροδίτη Ἑταίρα".

2) Herodot, I, 199: — „Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἄπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ." Herodot nennt das freilich einen häßlichſten Brauch („αἰσχιστος τῶν νόμων"), was beweiſ't, daß der „Vater der Geſchichte", wie ein Romantiker ſagen würde, ſchon nicht mehr Naivität genug beſaß, den urſprünglichen „tiefreligiöſen" Sinn dieſer babyloniſchen Muckerei zu verſtehen. Vgl. über den wollüſtigen Aſchera-Kybele-Dienſt auch Justinus, histor. XVIII, 5.

Digitized by Google

mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unschuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber, ohne sich einer Unbilligkeit schuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klassisch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutschen ... Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä", welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anstalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuser", in Griechenland aber „Porneia" hießen, zu unterscheiden von den — falls das Wort gestattet ist — anständigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelassene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das singende, klingende und springende Laster, d. h. die Zitherspielerinnen (Kitharistriä), die Flötenbläserinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orchestrides) waren in dieser Klasse inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweise „Hetärä" genannt wurden[1]). Von der Anschauungs- und Denkweise, von dem Thun und Treiben in diesen Kreisen geben eine belebteste Vorstellung die „Hetären-Gespräche", welche Lukians geschrieben hat, der geistvolle Humorist, der treffliche Sittenmaler der späteren griechischen Welt. Häufig führt er uns in diesen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meisten Fällen Armuth und Verlassenheit die unglücklichen Geschöpfe ins Verderben trieb — tout comme chez nous. Die Sittengeschichte spielt sich mit derselben Eintönigkeit im Ganzen und mit derselben unendlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen ab wie die Naturgeschichte und es dürfte

1) Ausführlich handeln vom Hetärenwesen Becker („Charikles", 2. von K. F. Hermann besorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Scene, II, 51 fg.) und Jakobs („Von den Hetären", Verm. Schriften, III, 309 fg.).

Digitized by Google

eine Zeit kommen, wo die Geschichtewissenschaft dahin gelangt sein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgesetze der Natur und der Geschichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsversuche dieser Einheit sind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil sie in ihren Berechnungen zwei mitsammen eine ungeheuere Summe von Kräften darstellende Ziffern übersehen haben: die menschliche Narrheit und die menschliche Leidenschaftlichkeit.

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünstlerinnen sind die „berühmten" Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erscheinung und in ihren Geschicken die Quintessenz der Hetärie darstellten. Etliche derselben haben es schließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Kosten Ehrensäulen aufgerichtet wurden. Um das letztere weniger befremdend zu finden, ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Griechen vom ionischen Stamme so zu sagen ein Volk von Künstlern gewesen sind, in der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. Die griechische Religion war ein Kultus der schönen Form. Sie statuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil sie die Erscheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — so absonderlich, ja blasphemisch das dem christlichen Mysticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Scene der Schamlosigkeit, sondern ein religiöser Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines sonnenhellen Tages beim Poseidonsfest zu Eleusis angesichts des am Meeresufer versammelten Volkes sich entkleidete, ihre gelös'ten

Digitized by Google

Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum baden in die Flut stieg. Fromme unserer Tage mögen sich darob entsetzen, aber es ist doch so: beim Anblick der badenden Phryne, welche den schönheitsdurstigen Augen der Griechen die Erscheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poseidonsfest nach Eleusis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überschauert, als christliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn sie nach mühsäliger Wallfahrt endlich vor dem Altar stehen, aus dessen Glasschrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes" entgegengrinst. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und Bildhauers Praxiteles sowohl die Inspiration als das Muster geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Thespiä, ihrer Vaterstadt, ward ihre von Praxiteles geschaffene Porträtstatue aufgestellt; zu Delphi, dem heiligsten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedestahl von pentelischem Marmor eine goldene Statue errichtet[1]). Philosophische Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben sich allerdings über diese Dankbezeugungen nicht wenig skandalisirt.

Aber wie dachten sich denn die Hellenen ein musterschönes Weib? Wir erhaschen davon eine flüchtige Vorstellung in einem Fragment der sittengeschichtlich wichtigen „Hetären Briefe" des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erst zu Anfang des 3. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschrieben hat. Alkiphron nämlich preist an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunst erzogen haben soll, „die weder zu magere noch zu üppige, sondern gesundsaftig-schlanke Wohlgestalt; die von Natur gekräuselten, blonden, weich und

1) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, *Περιήγησις*, X, 27, 5.

Digitized by Google

voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die schön gerundeten Augen, deren tiefschwarze Sterne im reinsten Weiß schwammen" — und ein Nachtreter Alkiphons, Aristänetos, weiß zur Ergänzung noch zu sprechen von einer „Brust, welche, kydonischen Aepfeln gleich, im Schwellen das Busenband sprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büsten diente." Einer Ueberlieferung zufolge war diese jüngere Lais — (oder aber die sogenannte ältere korinthische?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades diesem hellenischen Muster-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialste, glänzendste und leichtfertigste Athener in dem phrygischen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebt hatte, den persischen Meuchelmördern, welche der unversöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da spendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienste. Sie wusch und salbte den Leichnam, hüllte denselben in ihr eigenes bestes Gewand und bestattete ihn „mit liebevollem Eifer" so feierlich, wie es die Umstände nur immer erlaubten [1]).

Als die älteste der berufenen emancipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen sein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Samier Xanthos, als Buhlsklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Charaxos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da sie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war."

Der Boden aber, worauf die berühmtesten Hetären gediehen, war Athen, die schöne „Stadt der Veilchen", von wo ja überhaupt der höchste Glanz und feinste Duft des Hellenismus aus-

1) Plutarch, Alcib. 39.

Digitized by Google

gegangen iſt. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Geſtalt einer ehernen Löwin, weil ſie, welche die Geliebte des Ariſtogeiton, des Verſchwörers gegen die Tyrannis der Peiſiſtratiden, geweſen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten“ die aus Sicilien (?) ſtammende Lais, ſowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen geſuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Theſpiä, mit welcher, als ſie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte ſtand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirkſame Buſenſchleierlüftungsſcene aufgeführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Laſtheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweiſungen Epikurs, deſſen Lehre ſie in einer polemiſchen Abhandlung voll Geiſt und logiſcher Schärfe vertheidigt haben ſoll. Spätere Hetären von Ruf waren geborne Athenerinnen. So Thais, die Buhlin Alexanders des Großen, und Lamia, die Buhlin des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpft ſich, falls dem Plutarch zu glauben iſt, eine vielbeſchriebene und vielbeſungene Epiſode des thatſächlichen Heldengedichtes der Laufbahn des Makedoniers, ſo recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Daſein. Es war eine ſchwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Perſepolis einer Orgie ſeiner Vertrauten vorſaß. Des Weines luftige Geiſter waren entfeſſelt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldſchale niederſetzend rief ſie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöſe des Bakchanals hinein und zu ihrem königlichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgeſtanden auf dieſer langen Fahrt durch Aſien. Doch für alles entſchädigt mich, daß ich heute mitſchwelgen darf in Perſia's ſtolzer Königsburg. Freilich,

Digitized by Google

größere Wonne noch wär' es mir, nach diesem Gelage die Brandfackel zu schleudern in den Palast des Xerxes, welcher dereinst meine geliebte Vaterstadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Rosen und Eppich vom Haupt auf die Schulter niedergleitet, und auftaumelt die ganze berauschte Tafelrunde. Die tollschöne Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er stürmt hinaus, alle ihm nach, brennende Fackeln schwingend, und unter wildem Gejauchze wirft und werfen sie alle die Glut in das Cedern-gebälke der Galerien des Schlosses, an dessen Erbauung und Ausschmückung die persischen Großkönige die Schätze Asiens verschwendet hatten [1]).

5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu seiner Zeit der Erste unter den Athenern, ein Mann, ebenso redemächtig wie thaten-gewaltig" [2]). Also hat Thukydides in seiner mit ehrenem Griffel auf Granit schreibenden Weise den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, dessen Mission es war, die attische Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, stammte bekanntlich aus einem der edelsten Geschlechter seiner Vaterstadt. Seine Mutter Agariste, eine Enkelin des Kleisthenes, welcher die Tyrannis der Peisistratiden gebrochen hatte, träumte, als sie

---

1) Herodot, II, 134—35 („κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη"). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

2) Thucydides, I, 139: — „*Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος.*"

Digitized by Google

schwanger ging, sie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar sie den Perikles[1]). Einen rechten Mannlöwen also, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in seiner Persönlichkeit das hellenische Menschenideal verwirklichte.

Das hellenische, wohlverstanden! Denn selbst ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur Erfassung der Idee der Menschheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat der Hellenismus niemals sich erhoben. Nur in des makedonischen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsstral von der universalen Tendenz des Menschengeschlechtes auf, zu verwirklichen mittels Ausgießung des hellenischen Geistes über alle Welt. Aber in der makedonischen Epoche war das echte Griechenthum schon im Welken. Als es in seinem Vollsaft und in seiner Hochblüthe stand, also in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geschweige einen universalen Charakter, sondern ganz wesentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, sein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierministers von Flachsenfingen oder eines Bürgermeisters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhschnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus ist weit genug gewesen, daß innerhalb seiner Schranken der perikleische Genius die demokratische Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmonisch-schönen Bau zu gestalten vermochte, in dessen Hallen die Athener als ein empfängliches und strebsames Künstlervolk des heiteren Daseins sich erfreuen sollten. Von Dauer allerdings konnte dieser Bau nicht sein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menschen allzeit nicht lange ertragen; aber mit

1) Plutarch, Pericl. 3.

Digitized by Google

Dummem, Häßlichem und Schlechtem schleppen sie sich geduldig Jahrhunderte und Jahrtausende lang. Darum heißt groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen unglücklich sein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, so oder anders angestrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes" trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maß der „aurea mediocritas" wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunst gelernt hat, mittels Biegsam- und Beugsamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm sich niederzubucken. Jede Ausnahme ist eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrscht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut wenigstens so! lautet der erste und — einzige Grundsatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen" ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denselben einprägen sollen . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein solcher sein. Denn er war groß und sein edler Stolz verschmähte es, das drückende Gefühl seiner Größe aus neidischen Pöbelseelen fortzuschmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, dessen vorschauende Genialität erst nach seinem Tode recht erkannt wurde[1]), ist weit davon entfernt gewesen, ein Volkshöfling zu sein. Thukydides, sein Zeitgenosse, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat diese Tugend dem Meister der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Bestechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, sondern dasselbe leitend, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend." Der Historiker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann

1) „Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ." Thucyd. II, 65.

Digitized by Google

Athens entwirft, mit den Worten ab: „Also hatte dem Namen nach eine Volksherrschaft statt, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes.“ So war es und so wird es immer sein. Eine rousseau'sche Demokratie existirt bloß in Büchern. Das Unglück ist nur, daß „erste“ Männer von perikleischem Metall seltenste Naturwunder sind.

Der große Athener war nicht glücklich in seinen vier Pfählen, falls dieser deutsch-schneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem souveränen Herrscherstab seines Wortes die Wogen der Demokratie schwellen machte oder sänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der sonst nicht eben sein Freund war, eine „majestätische Intelligenz“ zuschreibt, dem Admiral und General, welcher die attischen Flotten und Heere siegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künstlerseele, welcher seiner geliebten Veilchenstadt das Prachtgewand edelster Kunstschöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutsche Dichter den „großen Wurf“ des Daseins genannt hat. Allerdings im griechischen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenschlichen Verhältnissen wohnt eine Macht inne, welche über Gesetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung sich verschafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie sie unter den besitzenden und gebildeten Klassen seiner Vaterstadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Wittwe oder die geschiedene Frau eines gewissen Hipponikos. Sie gebar dem späteren Lenker des attischen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verschwender und Wüstling war, durch sein Leben; der jüngere, geliebtere, durch seinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten scheint in keiner Weise über die Richtschnur kalter

Digitized by Google

Konvenienz hinausgegangen zu sein. Frostig hatten sie sich zusammengethan, frostig trennten sie sich, als, wie unsere Quelle charakteristisch sich ausdrückt, ihr Zusammenleben nicht mehr „behaglich“ war[1]). Gesetzliche Ehescheidungen machten sich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris und die von Perikles Geschiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm sofort wieder einen anderen Mann oder wurde vielmehr, genauer gesprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zustimmung“ einem anderen übergeben, während Perikles seinerseits „die Aspasia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zugethan war“[2]). Und um diese Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt Plutarch hinzu, der große Staatsmann sei nie nach der Agora (d. h. an seine Geschäfte) gegangen und niemals von dort nach Hause gekommen, ohne der Aspasia zum Abschied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erste Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspasia; aber eben so wenig kann es einem Zweifel unterstellt werden, daß einem Perikles eine so innige und dauernde Leidenschaft einflößen kein gewöhnliches Weib sein hieß.

6.

Woher nun und wer war diese Aspasia, deren Name wohl als der berühmteste Frauenname uns aus der antiken Welt

---

1) „*Τῆς συμβιώσεως οὐκ ουσης αὐτοῖς ἀρεστῆς.*“ Plutarch, Pericles, 24. Dieses Kapitel der plutarchischen Biographie ist die Hauptquelle unseres Wissens von den häuslichen Verhältnissen des Perikles und von seinem Verhältniß zur Aspasia. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, so es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieses Thema zu sprechen.

2) Ibid. „*Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἐστερξε διαφερόντως.*“

Digitized by Google

überliefert ist? Sie war aus Milet und sie war eine Hetäre [1]). Schon der Umstand, daß sie eine Milesierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinasiatisch-ionische Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochschule der Ausschweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wollüste par excellence, dem Obergymnasium der Buhlkunst, der Heimat tribadischer Gräuel, dem Lieblingsschauplatz auch einer lasciven Novellistik [2]), war die schöne „Willkommene", „Begrüßte", „Umarmte", „Geküßte", „Liebe" oder „Geliebte" — das alles bedeutet der Name Aspasia — geboren und aufgewachsen. Die schöne Willkommene, denn daß sie schön gewesen, muß als selbstverständlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen ist.

Als ihr Vater wird ein gewisser Achioxos genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künsten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock" heißen müßte, falls die Jonierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittels ihrer Reize und Gunsterweisungen unter den kleinasiatischen Griechen Propaganda für den Perserkönig. Auch als Philosophin wird sie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspasia. Wenigstens in der Philosophie des Heiratens scheint sie sehr beschlagen gewesen zu sein; denn sie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's

1) Wie Raumer („Vorlesungen über die alte Geschichte", 3. A. II, 487) den bestimmten Zeugnissen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war nichts weniger als eine Hetäre" — ist rein unbegreiflich.

2) „Fabulae Milesiae."

Digitized by Google

well that ends well“ — den König Antiochos von Theſſalien [1]). Vom hetäriſchen Standpunkt angeſehen, war demnach dieſe Lehrmeiſterin ſicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat dann auch den genoſſenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umſtänden Aſpaſia nach Athen gekommen, hierüber iſt genaueres nicht bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es iſt nicht abzuſehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen ſein ſollte, während man doch anderwärts ſein Zeugniß gelten läßt — hielt Aſpaſia in der Veilchenſtadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenſchule, was ſelbſt der genannte griechiſche Zeuge ein „nicht gerade anſtändiges und würdiges Gewerbe“ zu nennen ſich gedrungen fühlt [2]). Trotzdem verkehrten die feinſten Gentlemen Athens, die angeſehenſten Philoſophen, die erlauchteſten Künſtler, die einflußreichſten Staatsmänner viel und gern im Hauſe Aſpaſia's. So Sokrates, ſo Perikles. Jener hat ſich geradezu als einen Schüler der ſchönen und genialiſchen Frau bekannt in der Kunſt, zu lieben, und in der Kunſt, zu reden. Sie ſcheint im Kreiſe ihrer Freunde förmliche Muſterreden gehalten zu haben. Wenigſtens läßt, wie bekannt, Platon in einem ſeiner Dialoge den Sokrates ſagen, er habe die Aſpaſia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derſelben Stelle bemerkt „der Menſchen Weiſeſter“, man „dürfe ſich nicht wundern, wenn er in der Redekunſt etwas zu leiſten ſich getraue, da er ja in dieſer Kunſt den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genoſſen, welche viele ausgezeichnete Redner gebildet

1) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

2) Plut. l. c. „οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν.“

Digitized by Google

habe und unter diesen den ausgezeichnetsten, den Perikles“ [1]). Allerdings wird dies in scherzhaftem Tone gesagt; aber es ist ganz jener „sokratische“ Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernsteste ironisch anzuhauchen.

Aspasia's Gebaren und Gespräch muß von unwiderstehlicher Anmuth gewesen sein und nicht nur auf die Männer, sondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziösen Emancipirten in die Gesellschaft derselben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die guten Athenerinnen in dieser Gesellschaft sich behagt haben müssen, weil sie sich sonst gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen lassen; denn:

„Von allem das Unbezwinglichste ist ein Weib —“

hat Euripides gesagt, des Geschlechtes genauer Kenner, und Grazienschweinigel Aristophanes bezeugt uns schon durch den einen Vers:

„Sie drillen noch die Männer, gerade wie allzeit —“

daß seine Landsmänninnen es trotz alledem nicht übel verstanden haben müssen, ihre Eheherrn unter dem Pantoffel, will sagen unter der Sandale zu halten.

Fassen wir den Inhalt der leider sehr dünnen und dürftigen Nachrichten zusammen, welche über Aspasia aus dem Alterthum uns überkommen sind und für authentisch gelten dürfen, so ergibt sich als Summe, daß in der glänzendsten Kulturperiode Athens die Symposien im Hause dieser Frau die schönste Geselligkeitsblüthe des Griechenthums dargestellt haben. An dieser Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, sondern dreischenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mnesikles. Hier gesellte sich

1) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

Digitized by Google

der attischen Philosophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäste, ihre Stirnen mit Violen, Myrten und Rosen bekränzt, aus heiteren Gesprächen über Dichter- und Künstlerwerke zur Betrachtung der ernstesten Staatssachen übergegangen sein und dann in patriotischem Aufschwunge wohl nicht selten zu den Klängen der Phorminx das heroische Skolion des Kallistratos:

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert
Gleich Harmodios und Aristogeiton" —

angestimmt haben. Hier hat wohl der junge Alkibiades, ein Bakchos an Jugendschöne, die mit funkelndem Chier gefüllte Kylix erhebend dem gegenüberliegenden Sohne des Sophroniskos schalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen:

„O süße Macht, die steigt aus dem Becher herauf!"

und hier flügelten die „Pädiskn" Aspasia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydischen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor:

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Listkundige, dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer,
Hehre, das Herz mir!"

7.

Aber, wie das immer und überall menschliches Loos, das Dasein kehrte nicht allein seine helle, sondern auch und noch häufiger seine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attischen Staatsbau's die geliebte Milesierin als seine Hausgenossin führte. Denn als die Folge einer innigen

Digitized by Google

Herzensneigung faßten schon die Alten dieses Verhältniß [1]). Da jedoch zwischen dem attischen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspasia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht stattheben konnte, so ließ sich — in unserer Weise zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geist ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspasia lebte also in seinem Hause nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue", sondern als thatsächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, sie verstand und pflegte seinen Genius, sie wußte seine Entwürfe zu werthen und theilte seine Sorgen, sie war seine Zuflucht und sein Trost und es ist wohl anzunehmen, das Zusammenleben dieses gleichgenialen Menschenpaares habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht hat.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Gezieser und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine

1) „*Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν.* Plut. l. c.

Digitized by Google

Feinde ihm die Spottnamen Zeus und Herakles gaben, wurde die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei solchen Anspielungen. Schalt doch der Lustspieldichter Kratinos von der Bühne herab Aspasia „die geilbrünstige Metze mit dem Hundeblick“ [1]) — vielleicht dem Perikles ins Angesicht, ob welcher superlativischen Oppositionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zusammenregierten Menschen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge stehen oder wenigstens von rechtswegen zu Berge stehen sollten.

Die Heftigkeit des Hasses, welchen Aspasia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie sehr sie an Geist und Charakter unter ihren Zeitgenossen vorragte. Ihre Gegner verschmähten selbst die tollsten Erfindungen und abgeschmacktesten Lügen nicht, um sie beim Volke anzuschwärzen und verhaßt zu machen. So beschuldigte man sie, den samischen sowol als den peloponnesischen Krieg angezettelt zu haben. Aristophanes, welcher sich bekanntlich den Anschein gab, als Kämpe für die „konservativen Interessen“, als Verherrlicher der „guten alten frommen“ Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute alte fromme Zeit und die konservativen Interessen, wie alles, aber auch gar alles andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenstände einer geistreichen Eulenspiegelei und graziösen Schweinigelei gewesen sind, — Aristophanes hat dem Kitzel nicht widerstehen mögen, noch in seiner Komödie „Die Acharner“, welche zuerst im Jahr 425 v. Chr., also vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beschmutzen, indem er nach dessen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

---

1) . . . „*Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα.*“ Ibid.

Digitized by Google

„Es stahlen junge Kerle, die zu stark
Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
Aus Megara; in brünstigem Knoblauchschmerz
Entführten drauf die Megarer zwei H—etären
Aspasia's. So brach das Kriegsgewitter
In Hellas los um dreier Metzen willen.
Denn zornvoll schmiß Olympier Perikles
Mit Blitz und Donner Hellas durch einander“ [1]).

Der Ernst des Thukydides hat es selbstverständlich verschmäht, da, wo er von den Ursachen des unseligen peloponnesischen Krieges redet, von dieser aristophanisch-poetischen Licenz, von diesem feindseligen Klatsch auch nur als von Klatsch Notiz zu nehmen. Nicht weniger selbstverständlich ist jedoch, daß ein in dem angegebenen Stil beharrlich betriebenes Klatschen, Verlästern und Verleumden dem Lenker des attischen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern — und darin bestand seine Macht — zeitweilig bedrohlichst untergraben wurde. Daß dieses geschah und geschehen konnte, ist ganz in der Ordnung gewesen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und wollte und will die Menschheit betrogen sein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, schritten sie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweise der Niedertracht überall war, ist und sein wird. Man wollte ihn zunächst in seinen Freunden, dann in seiner Frau treffen, um den hierdurch Geschwächten schließlich leichter fällen zu können. Der erste Stoß richtete sich gegen den Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen

1) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

Digitized by Google

tragen müssen. Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Richtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginne der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!" Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Prozeß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens den Religionsgefahrwirbel vortrefflich zu trommeln verstand, setzte in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß von der Staatsreligion abweichende Meinungen als „Staatsverbrechen" verfolgt werden sollten. Man sieht, die Pfaffen waren, sind und werden sein allzeit und überall dieselben; sowie, daß es nur ein von überstiegenen Philhellenen verbreiteter und aufrecht erhaltener Irrthum, die Inquisition sei eine specifisch-christliche Erfindung. Die Griechen und insbesondere die Athener bethätigten ihren religiösen Eifer sehr gerne mittels Ketzerprozeduren. Die Erfindung, die Ketzer „ad majorem dei gloriam" lebendig zu verbrennen, blieb jedoch den Priestern der „Religion der Liebe" vorbehalten ... Auf Grund des erwähnten, vom souveränen Volksunverstand bewilligten Ketzergesetzes wurden zunächst zwei der vertrautesten Freunde des großen Staatsmanns, der Musiker Damon und der Philosoph Anaxagoras, als „Atheisten" verklagt. Der erstere kam mit Verbannung davon; aber dem greisen Denker vermochte

Digitized by Google

Perikles nur mit äußerster Anstrengung das Leben zu retten, ohne demselben das Exil ersparen zu können.

Nach diesen Vorübungen ging die Partei, für welche perikleische Genialität und Hoheit ein Aergerniß und Hinderniß war — eine aus verstockten Junkern, giftigen Pfaffen und übelriechenden Maultrommeldemokraten bestehende Partei — keck daran, den verhaßten Mann ins Herz zu treffen. Ein obskurer Komödienschreiber, Hermippos, belangte, sekundirt von dem schon genannten Diopeithes, die Aspasia vor dem Geschwornengericht und zwar lautete die Anklage auf Ketzerei („Asebeia") und auf Verkuppelung ehrbarer Frauen an den Perikles [1]). Der letztere Anklagepunkt war sehr schlau aus den geselligen Zusammenkünften herauskalkulirt, welche im perikleischen Hause stattfanden, wobei Aspasia die Honneurs machte und woran, wie wir sahen, dem attischen Brauch entgegen auch nichthetärische Frauen theilnahmen. Die Milesierin oder vielmehr Perikles hatte einen harten Stand. Er, der Schöpfer von Athens Größe, Macht und Pracht, er, der von einem ebenso starken als gerechten Selbstgefühl getragen war, mußte sich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geschworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu bestürmen, um einen auf Freisprechung lautenden Wahrspruch zu erlangen. Wie muß er also dieses Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu seinen Füßen vor und ließ dieselbe springen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbestechlichen" genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der massenhaft durch seine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies diese Frechheit siegreich zurück; aber alle diese gegen ihn gebohrten und gesprengten

1) „*Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασίαν δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Περικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο.*" Plutarch, Pericl. 32.

Digitized by Google

Minen hatten seine Stellung doch so erschüttert, daß er gewiß nicht ungern sah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attische Staatsschiff rasch und immer rascher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zustände eintreten, welche die Athener erkennen lassen müßten, was sie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen sein, durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einstweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeschreckt werden könnten. Diese Hoffnung täuschte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge später seinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolglosen Angriffe Raum gab, so wurde er doch von seinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigste Mann" anerkannt.[1])

Bald jedoch trat den in die sechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponnesischen Krieges nur um zwei Jahre und sechs Monate überlebte. Seine letzten Tage sind sehr trübe und kummervoll gewesen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Pest aus, die mit zu den furchtbarsten Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte des Menschengeschlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem sie zuvörderst seinen ältesten Sohn, dann seine Schwester wegraffte, der er, wie es scheint, sehr zugethan gewesen. Auch liebste und anhänglichste Freunde starben um ihn her. Noch trug er aufrechten Hauptes die schwere Last der Zeit, als Staatsmann und Strateg die Hand fest am Steuerruder. Da raffte die Seuche ihm auch seinen inniggeliebten Sohn Paralos weg und dieser Schlag drang ihm ins innerste Mark. Als er, der, wie Plutarch bezeugt, die edle Fassung eines hohen Geistes und

1) . . . „ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι." Thucyd. II, 65.

Digitized by Google

die stille Würde einer großen Seele niemals verlor, dem todten Paralos den Kranz von Cypressenzweigen um die bleichen Schläfen legte, da ist dem unglücklichen Vater das Herz in der Brust gequollen und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Kurz darauf hat er sich selbst zum Sterben hingelegt (429). Freunden, welche ihn besuchen kamen, wies er mit wehmüthig-ironischem Lächeln ein Zauberamulet, welches wohlmeinende Frauen aus seiner Verwandtschaft ihm umgehangen hätten. So sei er herabgekommen, er, der frei, klar und hoch Denkende. Als aber, während er zu schlummern schien, die Freunde seine glänzenden Verdienste und Erfolge priesen, sagte er plötzlich: „Ihr rühmt mir Dinge nach, die anderen auch gelungen sind und an welchen das Glück einen großen Antheil hat. Aber von dem Größten und Schönsten, was ich gethan, sagt ihr nichts. Es ist dieses: — niemals mußte durch meine Schuld ein Athener Trauer tragen."

Also starb er, edelstes Selbstlob auf den Lippen, und als er nun todt, da merkten alsbald seine Mitbürger, was sie an ihm gehabt und verloren ..... Eines solchen Mannes, eines in seiner Art geradezu einzigen Mannes Wittwe — denn das war Aspasia im Sinne des Hingegangenen — hätte es wohl geziemt, durch Treue das Andenken des großen Todten zu ehren, und es ist nach unserem Gefühle der häßlichste Makel an der Gestalt der Milesierin, daß sie nach dem Tode des größten Atheners mit dem Schafhändler Lysikles gelebt hat[1]). Zwar wird uns gesagt, sie habe diesen Mann zu einem bedeutendsten herangebildet; aber ein Perikles und ein Schafhändler — welcher Kontrast! Möglich freilich, daß Aspasia arm war, und gewiß, daß nach griechischer Anschauung die Lebenden nicht dem Tode, sondern dem Leben angehörten.

1) Plutarch, l. c. 24.

Digitized by Google

Thusnelda.

Mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas, neque voce supplex — (Mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum weinen gebeugt, noch zum flehen sich erniedrigend —). *Tacitus*, **Annal. I, 57.**

1.

Aus dem Walddüster ältester Geschichten unseres Landes tritt eine Frauengestalt hervor, welche von den antiken Autoren, die ihrer gedenken, nur mit wenigen und flüchtigen Zügen gezeichnet ist und dennoch fest, bestimmt und deutlich vor unserem Seelenauge steht: — die Gestalt der Gattin Armins. Der Stahlgriffel des Tacitus hat mittels etlicher Lapidarworte, wie sie „der Blitz in Felsen schreibt", das tragische Geschick dieser Frau der Ewigkeit eingegraben. Ihr Name findet sich jedoch nur bei einem der alten Zeugen, beim Strabon, dem bekannten Geographen des Alterthums, welcher zur Zeit des Augustus und Tiberius schrieb. Er nennt sie Thusnelda [1]).

Ein deutscher Alterthümler, Göttling, hat die Behauptung aufgestellt und mit großem Scharfsinn zu begründen versucht, daß

---

1) *Θουσνέλδα*. Strab. Geogr. VII, 1, 4.

Digitized by Google

uns aus dem Alterthum eine Porträtstatue Thusnelda's überliefert sei [1]). Wer in Florenz gewesen, erinnert sich gewiß mit Vergnügen der schönen „Loggia de' Lanzi", welche Andrea Orkagna um 1376 auf dem Markte meisterlich erbaute. Unter den Statuen, welche das Innere der Halle schmücken, fällt eine mehr als lebensgroße marmorne auf und zwar durch den großartigen Ausdruck tiefer Schwermuth, welche über ihre Gesichtszüge, ja über ihre ganze Gestalt hingegossen ist. Die Florentiner kannten sie früher unter dem Namen der „Göttin des Schweigens", welche Bezeichnung sicher nur von der Bewegung der rechten Hand der Statue gegen den Mund zu herrührte. Einige Archäologen wollten in ihr die Matrone Veturia, Koriolans Mutter, erkennen; andere sahen in der Bildsäule eine griechische Polyhymnia oder Mnemosyne. Der Franzose Mongez hat zuerst die richtige Nachweisung gegeben, daß diese schöne Statue — sie hatte sich früher im Palazzo Kapranika und dann in der Villa Medici in Rom befunden — weder eine griechische Göttin noch eine römische Matrone darstelle, sondern eine von den Römern gefangene und im Triumph aufgeführte „Barbarin". „Das Urbild," fügt Göttling hinzu, „muß einer Nation angehört haben, welche den Römern sowohl kriegerisch als sittlich imponirte, und muß eine an Ansehen hervorragende Frau, eine Fürstin, gewesen sein." ... Das Gesicht ist nicht von hellenischem oder römischem, sondern von nordischem Schnitt. Es trägt den Stempel schwermuthsvollen Insichversunkenseins. Der etwas vorgeneigte Kopf scheint sich unter der Wucht eines herben Geschickes zu beugen. Die linke Brust, sowie beide Arme sind bloß und diese Blöße, wie auch die Gewandung der übrigen Gestalt ist ganz entsprechend der von Tacitus (Germ. 17) gegebenen Schilderung, welcher Art die alt-

1) Thusnelda und Thumelikus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen von Karl Wilhelm Göttling, 1856.

Digitized by Google

deutschen Frauen sich trugen. Das ganze Bild macht einen so durchschlagend germanischen Eindruck, daß auch solche Alterthumskenner, welche Göttlings Aufstellung für nicht völlig erwiesen ansehen, immerhin einstimmen, daß die beschriebene Statue eine Germanin vorstelle. [1])

Angenommen, Göttling habe das Richtige getroffen, so war Thusnelda eine schöne Frau. Falls wir aber nicht annehmen dürften, ihre Porträtstatue stände in der Lanzknechtehalle zu Florenz, müßten wir dennoch zuversichtlich glauben, die Tochter des Segestes sei so gewesen, daß es sich der Mühe lohnte, sich in sie zu verlieben. Wäre sie häßlich gewesen, so hätte Armin sie sicherlich ganz gemüthsruhig dem Bräutigam gelassen, welchem ihr Vater sie bestimmt hatte, und hätte seinen von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung gewordenen politischen Entwürfen und Arbeiten nicht die zur Durchführung eines Romans nöthige Zeit abgemüssigt.

Hochschlank von Wuchs, voll und straff von Formen, goldhaarig, kornblumenaugig und rothwangig müssen wir uns das Mädchen denken, welches in stürmischer Nacht, zagend und doch einem unwiderstehlichen Zuge gehorchend, aus der Hinterthüre des väterlichen Edelhofes schleicht, wie ein weißer Schatten über die Lichtung huscht und in dem gegenüberliegenden Eichenkamp verschwindet. Am Außensaum des Kampes harrt lauschend ein Mann, an den Bug seines Pferdes gelehnt. Wenn der Mond mitunter durch die jagenden Wolken blickt, sieht man, daß der Harrende jung, stattlich, gebietend von Zügen ist und sich wie ein Edeling der Cherusker trägt. Er lauscht gegen den Eichenkamp vorgebeugt und durch das Rauschen der Wipfel über ihm

1) Brunn (Geschichte d. griech. Künstler, I, 453) sieht in derselben die allegorische Darstellung der „Germania devicta“, wogegen Göttling (a. a. O. p. 29) Triftiges geltend macht.

Digitized by Google

dringt ein Ton in sein Ohr, den er kennt. Mit einem Sprung ist er im Holz, ein halbverhaltener Aufschrei, von Mädchenlippen halb in Angst, halb in Wonne ausgestoßen, und einen Augenblick darauf tritt Armin aus dem Haindunkel, Thusnelda in seinen Armen tragend. Er hebt sie auf das Roß, springt nach, umschlingt die Bebende mit seinem linken Arm, rückt mit der Rechten den Zügel und fort geht es mit dem Wind um die Wette[1]).

2.

Der wirklich und wahrhaft historische Roman Arminius und Thusnelda ist kulturgeschichtlich und psychologisch gleich merkwürdig. Diese älteste historisch beglaubigte deutsche Liebesgeschichte zeigt nämlich deutlich, daß in den altdeutschen Wäldern das Verhältniß von Mann und Weib thatsächlich auf einer edleren Anschauung beruhte als in der griechisch-römischen Welt. Dem berühmten Zeugnisse des großen römischen Historikers zufolge hatten sich ja bei den Germanen die Frauen einer viel geachteteren Stellung zu erfreuen als bei irgendeinem Volk im Umkreise des hellenisch-römischen Alterthums. Die Germanin wird nicht als willenlos vorausgesetzt. Auch in ihr regt sich der deutsche Individualismus, der Selbstbestimmungstrieb. Die germanische Frau steht nicht an, das Recht des menschlichen Ich und Selbst gegenüber der Satzung, dem Brauch und der äußerlichen Gewalt geltend zu machen. Die Tochter Segest's ist, zweifelsohne nach den Formen des altdeutschen

1) Tacitus erzählt freilich diese Entführung weniger „umständlich“: — „Arminius filiam ejus (Segestis), alii pactam, rapuerat.“ Annal. I, 55.

Digitized by Google

Brautkaufs (Germ. 18), von ihrem Vater einem Manne verlobt, den sie nicht haben will. Weit entfernt jedoch von feiger Ergebung in die „sociale Ordnung", verzehrt sie sich nicht in nutzlosen Thränen, sondern läßt sich vielmehr entschlossen von dem Manne entführen, welchen ihr Vater haßt, sie aber liebt.

Die Rebellin gegen die väterliche und staatliche Autorität heiratet den Rebellen gegen die vollendete Thatsache der fremden Zwingherrschaft, deren gehorsamer Diener sein Schwiegervater ist. Fürwahr, ein von vornherein auf einen tragischen Ausgang angelegter Roman der Wirklichkeit. Er konnte gar nicht anders als unglücklich enden, denn Held und Heldin waren ja idealistisch gestimmt, waren hoch und edel gesinnt und „das Schöne muß sterben . . ."

Der General Lafayette erzählt [1]), eines Tages im Jahre 1813 sei Napoleon in eine feurige Lobrede auf den Oktavianus Augustus ausgebrochen, in welchem er das Muster eines wahrhaft „großen" Mannes erblickte. Der Lobredner sprach zweifelsohne aus Ueberzeugung, getrieben von dem starken Zuge der Wahlverwandtschaft mit dem Begründer der römischen Monarchie. Denn ganz wie Napoleon war auch Oktavianus eine wundersam gut gelungene Mischung vom Banditen und vom Komödianten. Beides in höchster Potenz genommen, versteht sich. Der französische wie der römische Despot sie verstanden beide gleich virtuosenhaft auf der menschlichen Niedertracht als auf dem Instrument ihrer Ehrsucht und Herrschgier zu spielen, aber der Römer war doch der bessere Musikant und Komödiant als der Korse. Denn Augustus musicirte und komödirte klug und konsequent und darum auch glücklich bis zum Ende und durfte sterbend seine Vertrauten zum Beifallklatschen auffordern [2]). Napoleon

1) Mémoires, V, 400.

2) Sueton (Oktavius, Kap. 99) berichtet: „Am letzten Tage seines

Digitized by Google

dagegen fiel gar schmählich aus der Rolle, indem er nicht mehr über derselben stand, sondern das Tyrannenspiel für baren Ernst nahm und demzufolge aus einem Virtuosen des Despotismus ein verrückter Despot wurde. Die Ueberlegenheit des Römers über den Korsen erwies sich durch die Selbstbeschränkung, welche jener sich aufzuerlegen wußte. Auch in seiner auswärtigen Politik. Bekanntlich hielt er an dem Grundsatze fest, das römische Reich bedürfte weit mehr der inneren Ordnung und Kräftigung als der Vergrößerung nach außen, und nur nach einer Richtung hin schien ihm ein Abgehen von diesem Princip räthlich, nach dem Norden zu, weil sich die tirolischen und julischen Alpen als ein zu schwaches Bollwerk gegen die fortwährende Bedrohung Italiens durch germanische Völkerschaften erwiesen. Darum wollte er in Pannonien und in Süddeutschland die Reichsgränze bis zur Donau vorgerückt wissen, was mittels Feldzügen, welche seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius führten, erreicht wurde. Nicht allein durch Waffen, sondern auch und noch mehr durch diplomatische Künste. Die erfolgreichste derselben ist gewesen, den germanischen Stämmen die Oberherrlichkeit Roms in der Form von Bündnissen aufzuschwindeln.

Es war ganz dasselbe Verfahren, welches später von Ludwig den Vierzehnten und von Napoleon gegenüber Deutschland eingehalten wurde. Jedoch hatten es diese beiden Todfeinde unseres Landes dabei bequemer als die Römer, weil diese bei ihren Machen-

---

Lebens fragte er wiederholt, ob sich das Publikum über seinen Zustand beunruhigte. Dann ließ er sich einen Spiegel geben, ließ sich frisiren und seine schlaffen Wangen zurechtmachen. Dies gethan richtete er an seine Vertrauten die Frage: Meint ihr nicht, daß ich die Komödie des Lebens recht hübsch gespielt habe? und fügte griechisch die Epilogschlußformel hinzu:

„„Falls das Stück euch hat gefallen, ei, so klatschet unserm Spiel
Und erhebt mit Freuden alle ringsumher den Beifallsruf!““

Digitized by Google

schaften auf die Volksgemeinden der Freien Rücksicht nehmen mußten, jene dagegen bei vollendeter Verknechtung des deutschen Volkes nach diesem nichts zu fragen, sondern nur die Fürsten zu kaufen hatten, bekanntlich eine im siebenzehnten wie im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts leicht käufliche Waare.

Freilich gab es auch schon zu Anfang des ersten Jahrhunderts unserer Aera deutsche Fürsten, welche verdienten, die Ahnherrn der Rheinbundsmajestäten und Rheinbundshoheiten von Napoleons Gnaden zu sein. So ein antecipirter Rheinbundsfürst war vornehmlich Segestes, einer der Häuptlinge der Cherusker, ein gehorsamer Diener der römischen Zwingherren und wider Willen der Schwiegervater Armins. Segest ist ein richtiger Realpolitiker gewesen, ein so richtiger, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben verdiente. Um das Jahr 7 n. Chr. hatten es die Römer mit ihren militärischen und diplomatischen Künsten soweit gebracht, daß der Hofhistoriograph Vellejus Paterkulus sagen konnte: „Beinahe ganz Deutschland ist in eine tributpflichtige Provinz verwandelt." Segest anerkannte dies „fait accompli" und kalkulirte also: Der römischen Macht zu widerstehen ist unmöglich. Die Politik aber ist bekanntlich die „Wissenschaft des Möglichen". Folglich nehmen wir das Joch der Fremden, welche noch dazu eine „civilisatorische Mission" haben, unweigerlich auf unsere Nacken. Unsereinem gewähren ja die lieben Römer die Mittel, das Joch gehörig auszupolstern. Uns thut es demnach nicht weh, wenn mehrbesagtes Joch den Nacken des Volkes wundscheuert. Wir, Segestes der Erste, von Augusti Gnaden Winkelfürst von Cheruskien, stellen uns überhaupt unter römischer Herrschaft so gut, daß man ein Narr, ein Ideolog, ein Principienreiter sein müßte, wollte man dem realpolitisch Möglichen und Wirklichen das idealnärrisch Unmögliche und Phantastische vorziehen und

Digitized by Google

sein sicheres Auskommen und gedeihliches Behagen an solche Marotten wie nationale Ehre und Selbständigkeit, deutsche Freiheit und eigenartiges Recht wagen.

Der römische Hof scheint diese realpolitische Anschauung als bei den Deutschen allgemein vorausgesetzt zu haben. Sonst hätte er nicht den Mißgriff begehen können, den bornirten, brutalen und raubsüchtigen Quinktilius Varus zum Statthalter von Germanien zu machen. Varus hatte zuvor Syrien verwaltet, d. h. brutalisirt und ausgeraubt, so daß selbst der hofhistoriographische Vellejus Paterkulus sich bemüssigt fand, von ihm zu sagen, er habe „das reiche Syrien als armer Schlucker betreten und das arme als reicher Mann verlassen". Wie er die Deutschen behandeln zu sollen glaubte, geht schon daraus hervor, daß er sie, desselben Paterkulus Bezeugung zufolge, für Geschöpfe ansah, „welche mit Menschen nichts gemein hätten als Sprache und Gliedmaßen (qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum)." Kaum in Deutschland angelangt, verschritt Se. Excellenz rüstig dazu, die also angesehenen armen deutschen Wilden in seiner Weise zu civilisiren. Das ging etliche Jahre so, nahm dann aber ein Ende mit Schrecken.

3.

Segimers Sohn Armin, welchen sein Schwiegervater Segest als Idealpolitiker verachtete und als einen populären Mitfürsten haßte, war nicht gewillt, die (übrigens auch auf nicht sehr starken Füßen stehende) Thatsache der Eroberung Deutschlands durch die Römer als vollendet anzusehen oder anzuerkennen. Ihm war ein „fait accompli" überhaupt kein Götze, vor welchem die Menschen unter allen Umständen ihre Kniee beugen müßten.

Digitized by Google

Er faßte die Politik nicht als die „Wissenschaft des Möglichen". Ihm war sie vielmehr eine Inspiration des natürlichen Gefühls, eine Sache des Gewissens, ein Ruf der Pflicht.

In Wahrheit, er stand auf einer so niedrigen Stufe staatsmännischer Entwickelung, daß er, statt ein Allerweltwindhaspel zu sein, nur ein Principmann war, ein ganz einseitiger und eigensinniger Mensch, welcher nicht zugeben wollte, daß sein Vaterland entnationalisirt und vercivilisirt, d. h. verwelscht und versklavt würde. Zu seiner Entschuldigung ist nur zu sagen, daß er, der im römischen Heere gedient, das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erworben hatte und gut lateinisch sprach, die Römer zu genau kannte, um sich darüber zu täuschen, was alles dieselben unter „Civilisiren" verstanden. Der gute Armin war aber auch lange nicht aufgeklärt und liberal genug, um sich mit einem mehr oder weniger pathetisch zu Protokoll gegebenen Protest gegen die Thatsache der Fremd- und Zwingherrschaft zu begnügen und dann im Hochgefühle, seine patriotische Schuldigkeit gethan zu haben, die Hände müssig in die Hosentaschen zu stecken. Vielmehr war er so sehr „Gefühlspolitiker", so unbesonnen, so unstaatsmännisch, so extrem, so destruktiv, daß er geradezu ein Wühler wurde, welcher gegen das Bestehende anzugehen, die Ruhe und Ordnung zu stören sich unterfing. Ein Glück für ihn, daß er bei diesem seinem Unterfangen Erfolg hatte! Sonst würden die deutschen Historiker ihm sicherlich mitgespielt haben, allwie katholische Hofräthe und lutherische Kirchenräthe etwa dem Thomas Münzer mitzuspielen pflegen.

Der junge cheruskische Edeling nahm sich aber nicht nur heraus, gegen die Römerherrschaft zu rebelliren, sondern auch, schlauer zu sein als die fremden Zwingherren. Die Art und Weise, wie er den vom Dünkelgas geblähten Raubsack Varus nasführte, zeigt, daß auch so ein Idealpolitiker die Sachen,

Digitized by Google

wenn es sein muß, praktisch zur Hand nehmen kann. Ganz meisterlich sodann war es, daß und wie im Sinne seines großen Gedankens Armin die Sprödigkeit des deutschen Partikularismus zu überwinden und eine nicht kleine Anzahl von Völkerstämmen zu einer widerrömischen und nationalen Eidgenossenschaft zusammenzubinden verstand. Daß bei alledem persönlicher Ehrgeiz ein tüchtig Scheit in das Feuer seiner patriotischen Begeisterung gelegt habe, mag gar nicht bestritten werden oder gar nicht zu bestreiten sein. Warum sollte er nicht den Ehrgeiz haben, sein Vaterland zu befreien und auf diese That als auf ein Piedestal sich zu stellen, welches seine heldische Gestalt erhaben in die Nachwelt hineinragen ließ und läßt?

Bekanntlich haben Rheinbundsfürsten für ihren Protektor Napoleon die Spione und Angeber gemacht und haben in den Jahren 1808—13 die nationalen Wiedergeburtsstrebungen ihrem Herrn und Meister eifrig denunciirt. Gerade so that zu seiner Zeit Segest. Er machte sich eine Ehre daraus, den Römern als Spion und Angeber zu dienen, vollends dann, als die Erwählung Armins zum Herzog der von demselben gestifteten nationalen Eidgenossenschaft den schwiegervätterlichen Neidhammel ganz drehend gemacht hatte. Hatte es ihm doch schon giftig am Herzen genagt, daß seine Hoffnung, mit römischer Hilfe die Großhäuptlingschaft bei den Cheruskern zu ergattern, zu schanden geworden und sein Schwiegersohn vom ganzen Klan zu diesem höchsten Vertrauensposten berufen worden war. Glücklicher Weise hatte Varus seine Ohren mit dem Wachse der Selbstgefälligkeit verstopft und ließ den Verräther mit seinen Angebereien und Warnungen abfahren. So konnte Armin seine wohlausgesonnenen Veranstaltungen ungehindert zu Ende führen, — Veranstaltungen, welche darauf abzweckten, die römische Heeresmacht in Deutschland mit einem Schlage zu vernichten.

Im teutoburger Walde im Gaue der Brukterer, wahr-

Digitized by Google

scheinlich in der Nähe der heutigen Stadt Beckum, that der nationale Herzog Armin in den Tagen vom 9. bis 11. September des Jahres 9 n. Chr. G. diesen Vernichtungsschlag so gründlich gewaltig, daß der bis gen Rom hindonnernde Widerhall daselbst die Aengsten des „kimbrischen Schreckens" erneuerte. Der glatte Kaiserkomödiant Augustus selber verlor bekanntlich so sehr die Haltung, daß er in seinem Kabinette mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und aufschrie: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Der Varus aber lag mitsammt den Legionen todt in den Schluchten des teutoburger Waldes. Von der ganzen römischen Armee, welche an 50,000 Mann stark gewesen, war nur ein dünnes Häuflein rheinüber entkommen.

4.

Der Bewahrer Germaniens vor Romanisirung, der Retter deutscher Nationalität, der Sieger in der teutoburger Waldschlacht war zweifelsohne ein genialer und großdenkender Mensch. Gar wohl erkennend, daß mit dem Gethanen keineswegs genug gethan sei und daß der römischen Macht in die Länge nur zu widerstehen sein würde, so man ihr die nationale Kraft Deutschlands entgegenstellen könnte, hat er die Festigung und Erweiterung der im Jahre 9 gestifteten Eidgenossenschaft energisch angestrebt. Er ist geradezu der erste Prophet und Werkmeister der deutschen Nationaleinheit gewesen, aber auch ihr erster Märtyrer. Denn er vermochte seinen großen Gedanken nicht zur That zu machen, er konnte nur dafür leben, streben und sterben.

Am deutschen Partikularismus ging Armin zu Grunde. Den gewöhnlichen Volksdank muß er unlange empfangen haben, nachdem er sein Volk befreit hatte. Sonst wäre ja nicht zu

Digitized by Google

erklären, wie es zugegangen, daß der Verräther Segest Macht genug besaß und es wagen durfte, den beneideten und gehaßten Eidam heimtückisch zu überfallen und selbigen sammt seiner Gattin gefangen zu nehmen. Die Gefangenhaltung des Befreiers muß ins Jahr 15 n. Chr. hinein gewährt haben. In diesem und schon im Herbste des vorhergehenden Jahres wurde traurig offenbar, daß dem Widerstande der Deutschen gegen Roms erneuerte Eroberungsversuche Seele und Führung fehlte. Die schonungslosen Razzias, welche der Neffe des neuen Kaisers Tiberius, Drusus Germanikus, im Spätjahr von 14 und im Frühjahr von 15 aus Gallien rheinherüber gekommen, gegen die Marsen und Katten vollführte, zeigen dies.

Bevor der römische General nach im Kattenland gethaner Raub-, Brand- und Mordarbeit wieder über den Rhein zurückging, war es dem Armin gelungen, die Bande seiner Gefangenschaft zu brechen; wir wissen nicht, wie. Sofort verschritt er dazu, auch seine Gattin zu befreien, welche gesegneten Leibes in der Gewalt ihres Vaters zurückgeblieben war, und belagerte zu diesem Ende den befestigten Hof des Segestes. Allein diesem gelang es, seinen Sohn Segimund und andere Boten mit der Bitte um schleunige Hilfeleistung an den Germanikus zu entsenden. Der römische General hielt inne auf seinem Marsche, kehrte mit seinem Heer um und brachte dem belagerten Rheinbündler den erbetenen Entsatz, indem er mit unwiderstehlicher Uebermacht die Belagerer zersprengte. Bei dieser Gelegenheit that Segest eine Rede an seinen römischen Protektor, welche nicht allein dem Sinne nach, sondern auch in einzelnen Ausdrücken mit Reden übereinstimmt, welche rheinbündische Fürsten und Minister an Napoleon gehalten haben. Warum auch nicht? Die Niedertracht arbeitet ja allezeit nach derselben Schablone.

Im Cheruskerlande weiter zu bleiben getraute jedoch der Verräther sich nicht. Der Herr Protektor sandte ihn nach

Digitized by Google

Gallien und von dort später gen Rom. Die unglückliche Thusnelda aber kam aus der Gefangenschaft ihres Vaters in die der Römer. Als sie aus der väterlichen Burg heraus und vor den Cäsar geführt wurde, trat sie — erzählt uns Tacitus — vor denselben, „mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum weinen gebeugt, noch zum flehen sich erniedrigend, mit unter dem Busen zusammengefaßten Händen stumm auf ihren ungeborenen Sohn niederblickend“ [1]).

Armin versuchte in seinem wilden Schmerze alles, um das Unheil zu wenden und die Gattin zu befreien. „Ihn trieben — berichtet der römische Historiker — neben dem natürlichen Ungestüm die Wegschleppung seines Weibes und sein noch ungeboren in die Sklaverei verkauftes Kind wie sinnlos umher und er stürmte hin durch die Cheruskergauen, zu den Waffen wider Segest, zu den Waffen wider die Römer rufend. So den Deutschen Vaterland, Familie und heimische Sitte lieber seien als Fremd- und Zwingherrschaft, so möchten sie sich an ihn, den Führer zu Ruhm und Freiheit, anschließen.“

Wohl hatte dieser Aufruf Erfolg, wohl belebte des Befreiers Feuereifer den nationalen Widerstand gegen Rom wiederum, allein Thusnelda war nicht mehr zu retten. In der Gefangenschaft gebar sie bald einen Sohn, welchen die Römer Thumelikus nannten.

Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland blieben im Grunde resultatlos, obzwar die nach Rom gesandten Siegesbulletins des Cäsars großartig genug lauteten. Armin hielt ihm mit zäher Ausdauer Widerpart. Tiberius rief den Neffen vom Oberbefehl in Germanien ab, vergoldete aber diese Pille mittels Bewilligung eines Triumphes, welcher am 27. Mai im

1) Mit diesem glücklichen Ausdruck hat Luden das etwas plumpe „gravidum uterum intuens“ des Tacitus wiedergegeben.

Digitized by Google

Jahre 17 in Rom gefeiert wurde. Dem Strabon verdanken wir den Bericht, daß in der Triumphalprocession Thusnelda, ihren zweijährigen Sohn auf dem Arme, mit ihrem Bruder Segimund in Fesseln vor dem Wagen des Triumphators einhergehen mußte und daß der Verräther Segest die namenlose Infamie beging, von einem ihm — „weil er zu uns übergelaufen war“ — angewiesenen Ehrenplatz aus diese echtrömisch-grausame Mißhandlung von Sohn, Tochter und Enkel mitanzusehen.

Der schwergeprüften deutschen Frau geschah noch Bitterstes: — ihr Sohn wurde ihr entrissen, um, wie wir aus Tacitus wissen, in Ravenna erzogen zu werden. Da mag der Leidvollen das Herz in der Brust gelegen haben so schwer und einsam wie ein von seinem Tau losgerissener Anker auf dem Grunde der See. Wann und wie sie gestorben, wissen wir nicht. Hoffentlich bald. Was aus dem armen Sohn Armins geworden, können wir vermuthen. Tacitus, nachdem er gemeldet, daß Thumelikus in Ravenna erzogen worden, fügt hinzu: „Zu welchem Hohn des Geschickes er aufgespart war, werde ich später erwähnen.“ Allein diese Erwähnung ist bekanntlich nicht vorhanden, maßen der Theil der taciteischen Schriften, in welchem sie vorkommen sollte, verloren gegangen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Thusnelda's Sohn in der Gladiatorenschule zu Ravenna zum Fechterſklaven abgerichtet wurde, um als solcher, er, der Sprößling Armins, etwa zur Feier eines über die Deutschen gewonnenen Sieges im Cirkus dem vornehmen und geringen römischen Pöbel zum pikanten Spektakel zu dienen. Freilich beruht diese Annahme immerhin nur auf fünf Worten des Tacitus („educatus Ravennae puer, ludibrio conflictatus“). Dem Dichter aber war es erlaubt, auf dieser schmalen historischen Basis eine tragische Dichtung aufzubauen, was denn auch Friedrich Halm theatralisch wirksam gethan hat.

Digitized by Google

Nach der Katastrophe vom Jahre 15 führte Armin den nationalen Unabhängigkeitskampf noch volle sieben Jahre weiter, „nicht mehr siegreich in Schlachten, aber unbesiegt im Kriege," wie sich Tacitus ausdrückt, der ihn an derselben Stelle ehrend den „unzweifelhaften Befreier Deutschlands" nennt, welcher dem römischen Reiche auf der Machthöhe desselben Trotz geboten habe. Was aber Rom nicht gelang, den nationalen Helden zu fällen, das brachte der gemeine Neid seiner Mithäuptlinge zuwege. Diese bezichtigten ihn des Strebens nach Alleinherrschaft — als ob er nicht verdient hätte, sie zu führen! — und gingen im Namen der „deutschen Libertät" gegen ihn an. Also mit derselben dynastischen Lug- und Trugloſung, welche die deutschen Fürsten die ganze deutsche Geschichte entlang allezeit erhoben haben, wenn sie Verrath an der Nation verüben wollten. Mitglieder seiner eigenen Familie waren mit Armins Neidern und Hassern verschworen und standen ihm nach dem Leben. Nachdem er zwölf Jahre lang der Bannerherr Germaniens gewesen, fiel er, siebenunddreißigjährig, durch die Tücke seiner Verwandten („dolo propinquorum"). Die Dummheit und Gemeinheit haben es also schließlich über das Genie und den Hochsinn davongetragen, damit ja die die Weltordnung nicht aus dem gewohnten Geleise käme.

Die Gattin in der Gefangenschaft am Herzeleid gestorben, der Sohn als Fechtersklave verdorben, der Retter Deutschlands selbst von deutschen Händen meuchlings erschlagen — nicht sehr gemüthlich das, aber lehrreich. Da sieht man wieder einmal recht deutlich, wie es „Gefühlspolitikern" und „Idealnärrinnen" ergeht. Nehmt ein Exempel daran und laßt es euch zur Warnung gereichen, ihr armen unpraktischen Leute, „Idealpolitiker", „Schwarmgeister", „Principienreiter", Spieler auf der alten „Gesinnungstüchtigkeitsleier"!

Wohl, ihr Herren Realisten, wir nehmen ein Exempel

Digitized by Google

daran; nur ziehen wir die Nutzanwendung etwas anders. Wer hat euch denn, fragen wir, in den stand gesetzt, uns in deutschen Lauten den Text zu lesen, der Erfolgschleppeträger Segest oder der „Principienreiter" Armin? Wir wissen zwar ganz gut, daß ihr, Bekenner der Machtanbetungsreligion, die Anathemaspritze nicht minder eifrig handhabt als der „Oberbonze von Babel", welcher nicht müde wird, die Jauche seines alleinseligmachenden Afterwitzes über Europa hinzuspritzen; aber fragen darf man ja doch wohl noch und so werdet ihr uns erlauben, euch noch etliche weitere Fragen vorzulegen, obgleich dieselben mit dem abgehandelten Thema nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen.

Wenn, wie ihr sagt, alles in bestem Geleise der Entwickelung ist, wenn eure reale Politik und Wissenschaft mit dem ganzen Dünkel deutscher Kathedrarierschaft auf die ideale des achtzehnten Jahrhunderts herabsehen darf, wie geht es denn zu, daß jene an aufhellender und befreiender Wirkung dieser bei weitem nicht gleichkommt? Könnt ihr leugnen, daß die Pfaffenmacht heutzutage eine Stellung einnimmt, wie sie vor hundert Jahren unmöglich war? Damals hätte man den Gebildeten in Europa zumuthen sollen, sich mit dem obsoleten Hokuspokus eines Koncils als mit einer ernsthaften Sache zu beschäftigen! Ein unermeßliches Gelächter wäre die Antwort gewesen.

Ihr habt Politik und Wissenschaft materialisirt und habt sie glücklich dahin gebracht, die Götter, die Ideale, von den Altären zu stoßen und in dem ungeheuern Mammonstempel, dessen Dach über die Gegenwart sich hinwölbt, den Levitendienst zu verrichten. Aber habt ihr denn ganz und gar kein Auge und kein Verständniß dafür, daß die hochmüthige Verblendung, womit ihr den unausrottbaren idealistischen Zug und Trieb im Menschen entweder als gar nicht vorhanden betrachtet oder demselben doch jede Befriedigung versagt, der pfäffischen Pfiffigkeit Gelegenheit und Raum gab, dieses Triebes sich zu bemächtigen, um ihn wieder in die labyrinthischen

Digitized by Google

Räume der alten finstern Santa Casa hineinzuschmeicheln? Euer Geschäft der Entgötterung und Entgeistung der Gesellschaft florirt, florirt sehr, kein Zweifel; aber gereicht es denn etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche so nüchtern kalkulirt und allen Idealismus als „unpraktisch" verspottet, gereicht es dieser praktischen, auf die Errungenschaften der exakten Wissenschaften und auf die Erfolge der Realpolitik so stolzen Zeit wirklich zur Ehre, daß der Menschheit Gewissen verstummt scheint und die „heilige Dummheit" mit unerhörter Frechheit rasende Orgien aufführen darf? Orgien, in welchen der Papstwahnsinn mit der Schamlosigkeit den Infallibilitätskankan tanzt, Orgien, welche im Tollrausche des Afterwitzes „Encykliken" wie jene vom December 1864 in die Welt hinausschreien. Zeugt es wirklich für einen Vorschritt der europäischen Gesellschaft oder aber aller staunenswerthen materiellen Gewinnste und Schöpfungen ungeachtet für einen Rückschritt, wenn ein auf den sieben Hügeln von Rom nur durch bonaparte'sche Bajonnette aufrecht gehaltenes gewesenes Gespenst des Mittelalters zur Verhöhnung und Beschimpfung von allem, was denkenden, wissenden und redlichen Menschen heilig ist, einen „Syllabus" ausgehen lassen durfte, worin die traurige Botschaft des Kretinismus mit satanischer Ueberhebung als ein Evangelium verkündigt wurde?

Ihr weis't stolz auf die Fülle von mathematischen, naturwissenschaftlichen und technischen Forschungen und Findungen, welche unserer Zeit eigen und deren Werth kein Verständiger unterschätzen wird. Ja, gewiß jeder Mensch von fünf gesunden Sinnen zollt den exakten Wissenschaften seinen begeisterten Dank für die unberechenbar großen Wohlthaten, welche sie zu unserer Zeit mittels ihrer Arbeiten und Erfolge dem Menschengeschlecht erwiesen haben und zu erweisen fortfahren. Aber Menschen von Kopf und Herz können und werden nicht anstehen, die in unseren Tagen sehr laut gewordenen Ansprüche der exakten Wissenschaften auf Alleingeltung, Allmacht und Alleinseligmacherei ganz

Digitized by Google

entschieden zu verwerfen und zurückzuweisen. Die menschliche Gesellschaft lebt denn doch nicht allein von mathematischen Formeln, von Dampf- und Gasbereitung, von Eisenbahnen und Telegraphen. Die Bestimmung des Menschen geht nicht im Nützlichen auf. Streicht das Schöne und seinen Kult aus dem Leben weg und ihr werdet bald erfahren, daß die Erde nur noch ein Schweinestall. Ein mittels der Thätigkeit eurer exakten Wissenschaften recht utilitarisch sauber und bequem eingerichteter Schweinestall, aber doch immer nur ein Schweinestall, in welchem für Götter, für Begeisterung, für Gefühlsinnigkeit, für Gedankenhoheit und Opferwilligkeit kein Platz ist und nur der eiserne Moloch des Nutzens fühllos seine gräßlichen Hekatomben empfängt.

Der Vorwurf, ausschließlich und hochmüthig zu sein, trifft freilich mehr die Masse als die Spitzen der exakten Wissenschafter, obzwar es nur einem Humboldt gegeben war, Idealismus und Realismus in völlig harmonischem Gleichmaß zu repräsentiren [1]). Allein die Masse wirkt mittels ihrer Massenhaftigkeit und diese Wirkung läßt sich darin verspüren, daß junge Leute, welche eine algebraische Gleichung zu lösen oder eine Säure herzustellen oder das Nervengeflecht eines lebendig geschundenen Kaninchens bloßzulegen gelernt haben, sich berechtigt glauben, mit der ganzen Ueberhebung der Unwissenheit auf ideale Schöpfungen hinzublicken, welche zu den edelsten Siegen und unvergänglichsten Triumphen des Menschengeistes gehören. Allerdings kann man sagen, es sei gleichgiltig, was Dummlinge sich einbilden. Nicht gleichgiltig jedoch ist, daß die exakte Wissenschaft selber die nöthige Bescheidenheit lerne. Sie könnte, so sie wollte, dieselbe schon aus der Thatsache lernen, daß alles Schönste, was die Menschheit besitzt, vor der Blüthe der exakten Disciplinen geschaffen wurde. Alle die

1) Wer so recht erfahren will, wie, lese neben den „Ansichten der Natur" das Kapitel „Anregungsmittel zum Naturstudium" im 2. Bande des Kosmos.

Digitized by Google

ewigen, „menschengeschickbestimmenden“ Phantasie-, Gedanken-, Bildner- und Tonwerke, von der Ilias, dem Prometheus, dem Buch Hiob, der Bhagavadgita, dem Parthenon und der Aphrodite von Melos an und bis herab zur Madonna Sistina, zum King Lear, zur Kritik der reinen Vernunft, zum Faust und zur Symphonia heroica, — sie alle und noch zahlreiche ebenbürtige sind geschaffen worden, bevor das über alle maßen gepriesene Millennium der exakten Wissenschaften angehoben hat. Und wann dereinst gar manche der jetzt angestaunten Errungenschaften derselben versunken und verschollen sind, wann auch die Eisenbahnen da sein werden, wo jetzt die kaiserlich römischen Heerstraßen sind, dann wird die Gedankensaat eines Platon und Aristoteles noch immer Halme treiben und Aehren reifen, wird die Stimme des Demosthenes noch fortschallen, wird der Zeus von Otrikoli noch immer die Majestät des zum Göttlichen gesteigerten Menschenthums versinnlichen, wird das gewaltige Lied von Sigfrids Ermordung und Kriemhilds Rache noch immer brausen, werden die Flammen von Dante's Hölle noch immer glühen, wird der Nathan noch immer Vernunft und Gerechtigkeit predigen, der Tell Jünglingsherzen höher schlagen machen und Childe Harold sympathische Thränen in Frauenaugen locken.

Ihr sagt freilich: Was soll uns das alles? Nur die Wahrheit macht frei und Wahrheit gibt nur die „exakte“ Wissenschaft. Aber ist es denn nicht sehr fraglich, ob die einseitig betriebene „exakte“ Wissenschaft freie und ganze Menschen und Männer zu schaffen vermöge? Ist es nicht auffallend, daß gerade Träger der exakten Disciplinen häufig genug bereit sind, jedem Machthaber in den Handschuh zu kriechen? Woher kommt es, daß man so manche Rechner und Experimentirer da in der Langohrenschar erblickt, welche die Säcke des Köhlerglaubens andächtig aus der kirchlichen Mühle trägt, oder dort in der Reihe der Hofpudel, welche so vortrefflich zum Aufwarten und Apportiren dressirt sind?

Digitized by Google

Ihr rühmt euch, auch der Jugend alles unpraktische Phantasiren, Idealisiren und Sentimentalisiren allmälig verleidet zu haben. Aber habt ihr dadurch nicht mit roher Hand den Schmetterlingsflügelstaub von der Menschenseele gewischt? Habt ihr nicht die liebenswürdige jugendliche Begeisterung in widerwärtige Blasirtheit verkehrt? Habt ihr die Jugend nicht gelehrt, die höchste, die einzige Wissenschaft und Kunst sei im Grunde doch die, ein Millionär oder gar ein Milliarder zu werden, gleichviel wie? Ist die unter euren Auspicien auch von jungen Kehlen mit der ganzen Frechheit erzstirniger Selbstsucht hergebrüllte „zeitgemäße" Losung: „Regalias, Veuve Cliquot, Loretten und offenbacher'sche Musik!" etwa edler als die altfränkische: „Freiheit und Humanität"?

Ihr thut endlich groß damit, die Idee des Staates in den Leuten zum Bewußtsein gebracht zu haben. Aber was für eine Staatsidee? Die des ordinären Militär- und Polizeistaats, unter dessen Joch ihr euch selber unterthänigst beugt. Und ist es wirklich unseres Geschlechtes höchstes Ziel, daß wir, statt freie Menschen, d. h. harmonisch entwickelte, selbst sich bestimmende und selbst sich beschränkende Persönlichkeiten zu werden, uniformirte Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchbares Staatsvieh seien?

Ihr habt es glücklich dazu gebracht, die Götter ins Exil zu treiben. Seht zu, wie weit und wohin ihr mit euren Götzen kommt.

Digitized by Google

Messalina.

Meretrix Augusta.
Juvenal. VI, 18.

1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der christlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäsaren eine jener Palastrevolutionen vor sich, wie sie zum Wesen des Despotismus stets gehört haben und stets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derselben und bezeichnen in den Annalen der Knechtschaft mit rothen Mordstrichen die Stellen, wo ein Scheusal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüsteren platz zumachen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal so weit gekommen ist, wie weit es nach den entsittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiserlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemesis darauf sich beschränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer niederträchtig gewordenen Menschheit fühlbar zu machen, daß —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld sei“ [1]).

Oktavianus hatte sich glücklich zum Imperator, Autokrator und Augustus emporgeheuchelt und emporgemordet. Er müßte der

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

Digitized by Google

Louis Philipp des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an sich hätte, welcher dem Prinzen, der seinen bürgerlichen Regenschirm in ein königliches Scepter umzulügen verstand, ehrenvoller Weise abging: — den Zug frostig-erbarmungsloser Grausamkeit. Augustus verkaiserlichte Rom, indem er den „Principe" des florentinischen Staatsschreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederschreibung des Buches meisterlich in Scene setzte. In der Hauptsache ließ er seinen Nachfolgern wenig oder nichts zu thun übrig. Die Canaillesirung des römischen Volkes war vollendet, die Verwandelung des römischen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des augustischen Zeitalters spiegelt die entsetzliche Raschheit des Verfalls deutlich wider. Vergil, Horaz und Ovid waren Zeitgenossen und doch welch' ein Absturz vom ersten bis zum dritten! Die Seele von Vergils Poesie ist noch die Idee der ewigen Roma gewesen. Der Gedanke der römischen Weltmacht bildete bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsschlag seiner Muse am begeistertsten sich hob, hat sie diesen Gedanken als des Dichters höchsten Wunsch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du sei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!" [1]).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das skeptische Evangelium: „Nil admirari!" gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend seiner Zeit sich hinwegzuheben; aber man sieht ihm doch deutlich genug an, daß er sich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in seiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchbodenfaß vor der Nase des Augustus herumzuschwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römische Staatsidee, in seinen Augen noch groß und voll über dem Sumpfe des Cäsarismus schwebend, ließ ihn beten: —

1) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

Digitized by Google

„Sonnengott, o könntest du Größ'res niemals
Schauen als Roma!“ [1])

Dagegen stellt sich in und bei Ovid der Römer der anhebenden Kaiserzeit schon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch seinen Privatneigungen und Privatlastern lebte. Da ist alles Große und Hohe vergessen und verschollen oder höchstens gelegentlich und flüchtig als dichterische Zierat verwendet. Der hochbegabte Poet plätschert mit unsäglichem Behagen — dem Rausche folgte freilich bekanntlich später der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politischen und sittlichen Fäulniß seiner Zeit umher. Kein Wunder also, daß selbst seine anmuthigste Elegie nur die lüsterne Ausmalung einer frechen Situation ist [2]) und daß der zügellose Präceptor der „Liebeskunst“, im schreiend-charakteristischen Gegensatz zum Vergil und selbst zum Horaz, keinen höheren Wunsch kannte als den, mitten im wildesten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [3]).

Der Grundstock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendste Charakterzug im römischen Wesen ist jener brutale Egoismus gewesen, wie er mit solcher bronzestirnigen Frechheit seither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim englischen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird überall die gleiche gränzenlos selbstsüch-

1) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Secul. II.

2) Aestus erat mediamque dies exegerat horam, cet. Amor. I, 5.

3) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Dî faciant, leti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

Digitized by Google

tige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derselben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in seinem innersten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechische Bildung stets nur eine äußerliche sein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität seines Machtgefühls hochmüthig, wie nur die Unwissenheit es zu sein vermag, und unverschämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, schöne, feingebildete, kunstfertige und graziöse Grácia wie eine Sklavin oder höchstens wie eine Maitresse, deren Liebkosungen so ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte sich: sie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgesetzt sein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es sich civilisirte, zugleich auch sich demoralisirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, sondern nur ein Lotter- und Lasterbett. Daher die wundersame oder vielmehr widerliche Erscheinung, daß die Weltbeherrscherin Roma bei sich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäsarischen Herren nach Lust und Laune herumstampften. Sie mußten verrückt werden, diese Cäsaren. Es war dies so zu sagen eine logische Folge der Prämisse, daß das den Erdkreis beherrschende Volk aller formalen Standes- und Klassenunterschiede ungeachtet in *eine* charakter- und wissenlose Breimasse zusammengerührt war und mit sklavischer Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelche der Allmacht berauscht, den Kynismus der Menschenverachtung zu einer Art von Kunstwerk gestalteten, wie Tiberius, oder in förmliche Raserei ausbarsten, wie Kaligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödsinns die ihnen erwiesene Vergötterung sich gefallen ließen, wie Klaudius.

Digitized by Google

Wer von den goldstarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiserliche Roma hinab- und hinaussah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus besaß — durch allen den kolossalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtstadt das erblicken, was sie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreises her alles „Gräuelhafte und Schandbare" zusammenfloß [1]). Hier, auf diesem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Industrie sandten, in diesem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau gestellt waren, in diesem Millionendurcheinander, welches aus den Gestalten, Farben, Trachten, Kulten und Lastern aller Völker zusammengesetzt war, in diesem Prachtwald von Tempeln und Palästen, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Kosten einer unterjochten und ausgesogenen Welt gemästet, sein Dasein wie ein unendlich tobendes Bakchanal, wie eine aus der Wollust in die Grausamkeit und aus dieser in jene hinüberspringende Riesenorgie, deren gigantesk, mit ungeheuerlicher Verschwendung von Geld, sowie von Menschen- und Thierleben, in Scene gesetzte Prunkakte die Spiele des tosenden Cirkus und der blutdampfenden Arena gewesen sind.

Nichts Göttliches oder Menschliches, was in diesem prächtigen Lupanar, wo die Bestie im Menschen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geschändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da sah man Kaiser, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiserinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutschande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenschmuck im Werthe von Millionen behangen;

1) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

Digitized by Google

dort gab ein histrionischer Schürzenstipendiat verbuhlter Prinzessinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gastmahl, wobei die Zubereitung einer einzigen der aufgetragenen Schüsseln 6000 Louisd'or gekostet hatte, weil sie ein Fricassée von lauter seltenen, kostspielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monströse, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine rasende Verschwendung das Bizarrste, Barockste, Groteskeste aussinnend, die tollgewordene Lust- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche sich hinaufschwindelnd. Während hier im Amphitheater Tausende und wieder Tausende von Gladiatoren zur Ergötzung des patricischen und plebejischen Pöbels kunstmäßig sich abschlachteten oder tausende und wieder tausende von mit ungeheuren Kosten aus den fernsten Wildnissen herbeigeholten Bestien naturwüchsig sich würgten, ringelten sich dort im Kaiserpalast, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Rosen der Lust die Vipern des Giftmordes. Die cäsarische Familie ein Knäuel von Scheußlichem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grausenhaft sich verschlangen. Die Blasirtheit der Cäsaren verfiel auf das Absurdeste, wie auf das Gräßlichste. Jenen kitzelte es, in Essig aufgelöste Perlen zu verschlingen; diesen, Hirsche, Eber, Löwen und Tiger zum reiten und fahren, Elephanten, Rhinozerosse und Krokodile zum tanzen abrichten zu lassen; einen dritten, seinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als solche verbrauchten Menschen; einen vierten, Pasteten backen zu lassen, deren Füllsel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen bestand. In den Theatern deklamirte, gestikulirte, sang und sprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, sondern auch der Frauen — eine Schamlosigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. Durch namenlose Frevel zusammengeraffte Reichthümer wurden mittels der Verwirklichung toller Einfälle ver-

Digitized by Google

geubet. Dort ließ einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieser begoß seine Obstbäume mit Wein, jener ließ seine Schafheerden mit Purpurfarbe anstreichen. Den einen Feinschmecker lüstete es nach Muränen, welche mit Menschenfleisch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer solchen Gesellschaft, deren ganzes Dichten und Trachten, Thun und Treiben an die wüsten Gebilde eines Opiumrausches gemahnt, in diesem kaiserlich-römischen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders sein, als sie waren. Die Römerinnen hatten sich, wie jedermann weiß, überhaupt niemals in einem solchen Zustand unwürdiger Unmündigkeit befunden wie die Griechinnen oder sie hatten sich wenigstens schon frühzeitig von demselben zu emancipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömische Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle seine Angehörigen die unumschränkteste Gewalt zugestanden, sogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömische Familienhaftigkeit selber, so war auch dieses Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obsolet geworden. Das kaiserliche Rom vollends war so recht das Paradies der emancipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- oder Zügellosigkeit irgend etwas gemein hat. Ganz wesentlich hatte hierzu die Veränderung beigetragen, welche hinsichtlich der Fassung und Führung des ehelichen Verhältnisses vor sich gegangen. An die Stelle der strengeren Formen der römischen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienstschaft des Gatten" überging [1]), war mehr und mehr eine freiere getreten [2]), welche die höchst wichtige Be-

1) „In manum mancipiumque mariti convenire."

2) Matrimonium justum sine conventio in manum.

Digitized by Google

stimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zustehen sollte, und außerdem der Ehescheidung allen möglichen Vorschub leistete. Diese Form der Ehe, sehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinarischer Launen, war zur Kaiserzeit gäng und gäbe. Sie emancipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die also rechtlich emancipirten gesellig sich zur denkbar möglichsten Skalahöhe der Emancipation hinaufschamloseten.

Um den Gegensatz in der Sittengeschichte der römischen Frauenwelt früherer und späterer Zeit in seiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Kornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Messalina gegenüberzustellen. Indessen reichen die Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es ist kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus seine entsittlichende Wirkung auf das weibliche Geschlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müssen eine lascive Malerei und Skulptur, sowie die geilen Schaustellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römischen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarsten Juvenal, dessen Satirik allerdings ein Hohlspiegel ist, aber im Ganzen und Großen doch sicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Wesen hohlspiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege stand die Saat raffinirter Geschlechtssünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüstlinge des Zeitalters der Petites Maisons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und sein Kompagnon Casanova, etwas darein setzten, Nonnen zu verführen, so gingen die der römischen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Vestalinnen aus. Solches erzählt z. B. Sallust von dem schon im ersten Jünglingsalter grundlüder-

Digitized by Google

lichen Katilina. Die Geschichte der Verschwörung dieses aus dem Griechischen ins Römische übersetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erschreckende Verlotterung des römischen Frauenthums. Schon Sallust klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuschheit feilböten," und sein jüngerer Zeitgenosse Horaz, der doch wahrlich nichts weniger als ein moralischer Eiferer gewesen ist, hat in seiner schönen Ode „An die Römer" also sich ausgelassen:

„Noch unreif lernt die Jungfrau ionische
Schamlose Tänze; wird in der Buhlerkunst
Früh ausgebildet; sinnt, kaum mannbar,
Schon auf die sträflichsten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheschänder und wählt nicht erst,
Mit wem sie sonder Licht und Zeugen
Rasch die verbotene Wollust treibe.
Wohl auch mit Wissen und Willen des Gemahls
Steht sie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der spanische Pilot, ein bess'rer
Zahler der Schande, sie zu sich fordert" [1])

Wieder ein jüngerer Zeitgenosse, Properz, hat, obgleich ein feurigster Sänger der Liebe, in diesen strengen Tadel der Zuchtlosigkeit seiner zeitgenössischen Landsmänninnen eingestimmt. Hier in Rom, sagt er —

„Hier ist ganz treulos das Geschlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keusch [2]).

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naso findet nämlich die Lüderlichkeit der römischen Damen allerliebst und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keusch ist

1) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21, seq.
2) Propert. III, 13, 23.

Digitized by Google

nur die, deren noch keiner begehrte; und wenn sie nicht zu linkisch wäre, würde sie sich wohl selbst antragen." Welche moralische Pest mußte da grassiren, wo ein beliebtester Poet lachend sagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menschen gereicht der Ehebruch seiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäuerischen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton ist unter Leuten von Welt" [1]...

So die Zeit, in welcher das nachstehende Stück römischer Kaisergeschichte spielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta" erwuchs.

2.

Gajus Cäsar Kaligula hatte, auf dem Kaiserthron aus einem wüsten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchlose gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantasie zu ersinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wütherichs hatte die Niederträchtigkeit seiner Unterthanen so sehr entsprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaisers: „Oh, hätte doch das römische Volk nur einen Hals!" nicht so ganz unverzeihlich erscheinen mag.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, saß er — ein hochgewachsener Mann, dünnschenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und starkbärtig, mit unter der breiten und düsteren Stirne tiefeingesunkenen und unheimlich glühenden Augen [2] — in

1) Ludite formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut sit rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.
Rusticus et nimium quem laedit adultera conjux,
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

2) Sueton. Caligula, 50.

Digitized by Google

der kaiserlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Augustus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorstellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob sich der Kaiser, um sich durch einen unterirdischen Korridor zum Frühstück nach dem Palast zu begeben. Sein Oheim Klaudius und sein Schwager Vinicius schritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsofficieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgange sich um den Kaiser drängte, scheinbar dienst-eifrig, um den Zudrang des Publikums abzuhalten. Kaligula blieb stehen, um eine Truppe von Knaben zu mustern, welche man im europäischen und kleinasiatischen Griechenland gepreßt und nach Rom geschleppt hatte, damit sie daselbst einen auf den Kaiser gedichteten Lobgesang absängen. Während er mit den Knaben sprach, warfen die ihm zunächst Stehenden, der erste Kammerherr Kallistus und die Gardeobersten Kassius Thärea und Kornelius Sabinus einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiser weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in straff-dienstlicher Haltung an Kaligula heran und erbat sich die Parole des Tages. „Jupiter!" gab der Kaiser zur Antwort, worauf Thärea rasch: „Nimm das von ihm!" dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!" schrieen die Gardeofficiere, tumultuarisch auf den zu Boden Gestürzten sich werfend und demselben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu spät eilten die Soldaten von der germanischen Garde Kaligula's zu seiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es ist ja eine traurigste Thatsache, daß Michel Nebelheimer vor Zeiten überall mit dabei sein mußte, wo es ein Fechten für Despoten gab. Um aber die Ermordung Kaligula's möglichst im kaligulaischen Stile zu Ende zu bringen, schlachteten die Verschworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Hauptmann erstach die

Digitized by Google

Kaiserin Cäsonia, ein anderer zerschmetterte der kleinen Prinzessin den Kopf an der Mauer [1]).

Die Nachricht vom Tode des Scheusals gab das Signal zu einer kläglichen Posse. Zu einer Posse, welche deutlich macht, wie sehr das kolossale Fratzenbild der cäsarischen Roma zur Vollendung noch dieses Zuges bedurfte, daß des Augustus diabolisch-höhnische Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikanischen Staatseinrichtungen hatte fortbestehen lassen und auf seine Nachfolger vererbte. Die „Konsuln" beriefen den „Senat" auf das Kapitolium und diesem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit" und die „Republik" wieder herzustellen, in diesem Lasterpfuhl von Rom, wo nur noch zwischen Säbelbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl sein konnte. Etliche Gardesoldaten machten der Komödie, die übrigens selbstverständlich weit mehr eine in Worten als in Handlungen war, ein Ende. In der Absicht, die allgemeine Verwirrung zum plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiserpalast und fanden hier den Prinzen Klaudius, den Oheim des ermordeten Kaisers. In einer nicht sehr imperatorischen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, stammelnde Tropf hatte sich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwischen dem Doppelvorhang des Eingangs versteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat Namens Gratus, zog den Zitternden aus seinem Verstecke hervor und erkannte den kaiserlichen Prinzen.

Der prinzliche Kretin — denn dieses Wort zieht am richtigsten die Summe seiner Persönlichkeit — fiel dem Gardisten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der

1) Cass. Dion, Hist. rom. LIX, 92. Sueton, Cal. 58, 59.

Digitized by Google

„Barbar“ aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator“. Dann rief er seine Kameraden herbei, welche den also von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles“) fabrizirten Kaiser auf eine Sänfte hoben und denselben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konstitutionelle Versammlungen, wann der „liberale“ Geist über sie kommt, zu machen pflegen: — Phrasen. Als daher am folgenden Tage die Gardesoldaten, nachdem ihnen der stammelnde Klaudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve... ve... versprochen hatte, den Prinzen förmlich zum „Imperator urbis et orbis“ ausriefen, war von Widerstand überall nicht die Rede und begrüßte die sklavische Menge, zu welcher die „römischen Bürger“ zusammengequirlt waren, den neuen Herrscher mit jubelndem Zuruf [1]).

3.

Es war nicht gerade einer der schlimmsten Cäsaren, wohl aber einer der dümmsten, obgleich oder auch weil er, so zu sagen, ein Gelehrter gewesen ist. Seinen Vater Drusus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Augustus geboren, man weiß nicht recht, ob diesem oder aber ihrem ersten Manne Tiberius Klaudius Nero, welchem der Cäsar sie entrissen hatte. Deßhalb pfiffen römische Spottdrosseln um dieses Kindbett der Livia her den griechischen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!“

Drusus, dessen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutschland war, heiratete Antonia, des

1) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton, Claudius, 10.

Digitized by Google

Markus Antonius und der Oktavia Tochter, alſo eine Nichte des Auguſtus, und dieſe ſeine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den ſchwächlichen, kränklichen Klaudius, der von früh auf in ſeiner Familie für einen Simpel galt und als ſolcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu ſagen, er ſei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geſchlagen, nicht fertig genäht," und wenn ſie Einen der Simpelhaftigkeit bezichtigen wollte, bediente ſie ſich des Ausdrucks, er ſei noch dümmer als ihr Sohn Klaudius [1]). Mit, wo möglich, noch größerer Verachtung wurde der ſkrophulöſe Junge von ſeiner Großmutter, der Kaiſerin Livia, behandelt, und was ſeinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Auguſtus betraf, ſo machte er den armen Klaudius con amore zur Zielſcheibe ſeiner Spottſucht. Es exiſtiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten", als einen „Tropf" und „Kretin" bezeichnete [2]).

Hieraus erhellt, daß die kaiſerliche Würde in der Perſon des Klaudius, welcher, weil ſein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. geſtorben, nach Ermordung ſeines Neffen Kaligula der „legitime" Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräſentirt geweſen iſt. Schon die körperliche Erſcheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beſtändiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten" war keineswegs imperatoriſch. Sein langer und gebunſener Oberkörper ſaß ſchlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, ſo daß ſein Gehen nur ein

1) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem secordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

2) Ibid. 4: — „Sin autem ἐλαττῶσθαι sentimus eum καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα" ... In einer andern in demſelben Kapitel mitgetheilten Epiſtel nennt der Kaiſer den Prinzen einen „misellus".

Digitized by Google

garstiges Wackeln „(foeda vacillatio“). Beim sprechen stammelte und stotterte er. Das gichtische Zittern seines Kopfes, seine Triefnase und sein Geifermund machten ihn geradezu abstoßend. Im Zorne oder sonst aufgeregt sei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze gewesen [1]).

An Geist ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er schriftstellerte fleißig, in lateinischer und mehr noch in griechischer Sprache, schrieb „tyrrhenische“ und „karthagische Untersuchungen“, ferner ein Buch über die Brettspielkunst, war stark in Citaten, vermehrte das römische Alphabet um drei von ihm erfundene Buchstabenzeichen und ließ seine „Geschichtewerke“ öffentlich durch Liktoren vorlesen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe gewesen ist als für die eines deutschen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigsttreue Lesung der königlichen „Gedichte“. Auch im Regieren war er stark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgehen ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorstehende Weinlese hin die Fässer gut zu verpichen“, und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wissen, daß gegen Bipernbiß nichts so gut wie Taxusbaumsaft.“ Ebenso pflichteifrig erwies er sich in Erfüllung richterlicher Funktionen, und wie er als Prinz der Hänselpeter seiner Familie gewesen, so trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal sitzenden Kaiser die Advokaten ihren Ulk. Ein prozessirender Grieche warf sogar in der Hitze seines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiser das Wort: „Du bist ein alter Esel!“ in den Bart und eines andern Tages ein fälschlich angeklagter römischer Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [2]).

---

1) Ibid. 21, 30. Dion, LX, 2: — *„Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν; καὶ διὰ τοῦτο τῷ φωνήματι ἐσφαλλετο.“*

2) Sueton., Claud. 15, 16, 41, 42.

Digitized by Google

Als vortretende Züge in dem Charakter des Klaudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grausamkeit, von demselben Zeugen betont, ganz gut sich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in seiner Gegenwart vollziehen zu lassen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenspiel der sterbenden Gladiatoren zu studiren. Außerdem war er unmäßig im Essen und Trinken und maßlos im Wollustgenuß [1]). Aus seiner Feigheit, seiner Trunksucht und seiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem seine Umgebung den Kaiser-Simpel führte, ihn, der nach Dions Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreichs gewesen ist und doch nur ein Sklave" [2]). Es paradirt in der modernen Geschichte eine königliche Majestät, mit welcher diese römisch-kaiserliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erste, der stammelnde, geifernde, geile, feige, blödsinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

4.

Man muß gestehen, daß Klaudius so, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu sein. Seine Verlobungs- und Heiratsversuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erste Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Augustus hin verstoßen; seine zweite, Livia Medullina, starb an dem zur Hochzeit festgesetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ

---

1) Ibid. 33. „Libidinis in foeminas profusissimae." Es ist sehr charakteristisch für die damaligen Sitten, d. h. Unsitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers."

2) Dion, l. c.

Digitized by Google

er sich „um unbedeutender Händel willen“ von ihr scheiden, nachdem sie ihm einen Sohn (Drusus) und eine Tochter (Klaudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelassene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren hatte, mußte er sich ihrer „schmachvollen Ausschweifungen“ wegen von ihr scheiden. Jetzt verschritt er dazu, in dritter Ehe seines Vetters Barbatus Messala Tochter zu heiraten, die Valeria Messalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den schon vorher sattsam gehörnten Kaiser der Römer glücklich zum Kaiser der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Kallistus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem ersten Geheimschreiber Narcissus und dem Hofschatzmeister Pallas beherrschte Messalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß schön gewesen sein, dieses Weib, schön wie die Sünde, lockend wie eine wollustschwere Sommernacht, bestrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geist. Eine verzehrende Sinnlichkeit ist ihres Lebens Lust und Qual gewesen. Eine durch und durch dämonische Natur, hat sie sich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menschlichkeit lachend hinweggeschwungen und hat sich in ihre beispiellose Schamlosigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige asiatische Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Messalina zur geschichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörperung der Unzucht geschaffen und eine gleich bizarre Laune des Schicksals hatte dieses Geschöpf auf einen Weltthron gesetzt. Und wie der Zug kalter Grausamkeit, so durfte auch der Zug dämonischen Humors diesem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, um dessen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Rußland zu vollenden. In den

Digitized by Google

Abscheu vor diesen drei Kaiserinnen mischt sich aber doch unwillkürlich ein leises Mitleid, welches uns zuflüstert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müsse doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organisation entlodert sein.

Physiologisch also läßt sich das Räthsel der Erscheinung Messalina's zur Noth erklären. Zu einer psychologischen Lösung fehlt uns leider ein Schlüssel, wie uns für ihre Person Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen solchen hinterlassen hat. Ohne Zweifel würde Meister Tacitus im 9. oder 10. Buch seiner Annalen das Werden und Wachsen Messalina's unserer Vorstellung anschaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich sind diese Bücher sammt den zwei vorhergehenden verlorengegangen. Für diesen Verlust bieten weder der fleißige, aber geistlose Antiquar Sueton noch der charakterlose Flachmaler Dion Ersatz, und was den Juvenal anlangt, so zeichnet er uns, wie jedermann weiß, nicht die werdende Messalina, sondern nur das fertige satyriasistische Laster.

Daß und wie sie das werden konnte, ist freilich bei alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Klaudius mußte sich in der Frau des Klaudius die Anlage des Dämonisch-Bösen rasch und gewaltig entwickeln. Ein junges schönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, sehr vernachlässigter Erziehung, ohne eine Spur von sittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt" verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß sie den Taumelkelch, nachdem sie ihn einmal an die Lippen gebracht hatte, bis auf den Grund zu leeren dürstete? Sie sah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und sie zögerte nicht, sich wie eine Tigerkatze auf dieselbe zu stürzen, um die tollsten Eingebungen einer sicherlich schon frühzeitig und vollständig vergifteten Phantasie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn

Digitized by Google

Wollust und Grausamkeit erscheinen in Messalina so recht zu siamesischen Zwillingsschwestern zusammengewachsen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta“, wie Juvenal sie so unübertrefflich bündig-wahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abstoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erst dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgesogen ist.

5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbesondere Messalina es war, welche in der schwachen Hand des Klaudius den kaiserlichen Mordstahl lenkte. Die Ausrottung der alten Aristokratie Roms, durch Augustus grundsätzlich begonnen, durch Tiberius systematisch fortgesetzt, durch Kaligula wahnwitzig-blutdürstig weitergeführt, hatte auch unter Messalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge“ anderer Bürger sind unter dieser Regierung hingeschlachtet worden[1]). Das Motiv der vorragendsten Morde war stets die Gier der Kaiserin nach rastlosem Wechsel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt ist, dieses Wort zur Bezeichnung von so Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieses Weibes wurde tödtlich, so oder so. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerstand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunst befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzessin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche

---

1) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. 29.

Digitized by Google

der Kaiserin doppelte Veranlassung zum Hasse gab. Denn die Prinzessin näherte sich in auffallender Weise ihrem Oheim Klaudius und Messalina war nicht gewillt, den Kaiser-Simpel unter den Einfluß einer schönen und als sehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu lassen; sodann begehrte sie selbst des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Klaudius als Ehebrecherin verklagt — insbesondere des Ehebruchs mit dem philosophirenden Zweiächseler Seneka — und der Kaiser gezwungen, daraufhin erst den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tödtung seiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der sich ihm anbietenden Messalina sich versagte, ließ sie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangesehener Mann, welchen Klaudius von der Statthalterschaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in seine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Messalina, zur Frau zu geben. Die Kaiserin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters lüstern, trug sich ihm an. Die Linkischkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuschen Damen seiner Zeit verhöhnen hörten, war also kein Fehler der Kaiserin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verstehen. Sofort verschwor sich die rachgierige Mänade mit dem Geheimschreiber Narcissus zum Verderben Silans, welchen Klaudius auf eine ganz alberne Vorspiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der schöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mnester, vormals Lustknabe Kaligula's, jetzo zum Liebhaber Messalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältnisses deutlich erkennend, den schamlosen Anträgen der Kaiserin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile so in ihn verschossen, daß sie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palast eingesperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiserliche

Digitized by Google

Hahnrei Klaudius verwunderte sich selber höchlich über das Nichtauftreten Mnesters, er, welchem man das stadtkundige Skandal des Lebenswandels seiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam") Messalina's [1]). Es muß fürwahr eine tollkomische Scene gewesen sein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiser die Frage richtete, warum denn Mnester nicht mehr aufträte, und Klaudius zur Antwort gab, er wi... wi... wisse es nicht, er kö... kö... könne nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä... Tä... Tänzer nicht bei sich. Was das für ein Zischeln und Flüstern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verursacht haben muß! Uebrigens hatte Mnester das Unglück, der Zwangsliebhaber Messalina's gewesen zu sein, später bei ihrem Verderben mit seinem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in seiner Todesstunde den Kaiser erinnerte, sich nur auf dessen ausdrücklichen Befehl der Messalina „zur Verfügung" gestellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfsinnigen abzulisten gewußt, lügend, Mnester weigere sich, vor ihr zu tanzen [2]).

Müde des Anblicks einer Gesellschaft, deren Dasein dem Mitlebenden Seneka zufolge nur „ein Zusammenhausen wilder Bestien" war, erquickt sich das Auge gerne an der berühmten Episode von Pätus und Arria, welche aus diesem grundlosen Pfuhl gleich einer grünen Insel emporsteigt... In despotisch mißregierten Staaten erheben sich Verschwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, sondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil sie die einzigen Korrektive der Tyrannei sind. Wir müssen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römischen Aristokratie, Annius Vinicianus und Furius Ka-

1) Tacitus, Annal. XI, 12.
2) Dion, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

Digitized by Google

millus, zum Umsturz der Herrschaft des Klaudius, d. h. der Messalina stifteten, ein patriotisches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigstens in seinen besten Tendenzen hoffnungsloses war. Es mißlang, zunächst deshalb, weil dem Kamillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten seines Armeekorps alsbald den Gehorsam versagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikanischen Verfassung sprach. Damit, murrten sie, würden für sie die Tage des Müssiggangs und Wohllebens vorüber sein. Kamillus, verrathen und verlassen, gab sich selber den Tod. Vinicianus that ebenso. Gegen die übrigen Verschworenen erhob sich eine unerbittliche Verfolgung und Messalina und ihr erster Handlanger, der Kammerherr und Geheimschreiber Narcissus, sie benutzten eifrigst die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Personen, obzwar dieselben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu lassen. Klaudius, welcher sich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte, der er war, stotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze sein kaiserlich „Fi... fi... fiat“. Den Konsular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverschworenen, traf das Urtheil, sich selbst zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt seine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelsten Stils geschildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchstößt sich damit die Brust, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein so glorreiches Beispiel, durchbohrt er sich und stirbt. Der heldischen Frau aber stillt man das strömende Blut, verbindet ihre Wunden und will sie zwingen, zu leben. Sie aber sagt: „Ich folge dem Gatten!“ und als ihr Tochtermann Pätus Thrasea sie fragt: „Also wolltest du, daß deine Tochter auch also mit mir stürbe, falls ein gleiches Loos mich

Digitized by Google

träfe?" gibt sie zur Antwort: „Allerdings, falls sie mit dir in so langer und inniger Verbindung gelebt hätte wie ich mit Pätus." Man bewachte sie, aber eines Tages sprang sie unversehens vom Lager auf und zerschellte sich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht gesagt, daß ich sicherlich den Weg zum Tode finden würde?" Es wäre zu wünschen, daß ein besserer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabschrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das sie der eigenen Brust lächelnd soeben entzog:
Sei du, spricht sie, getrost! Die Wunde, die meinige, schmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich die, welche du, Pätus, dir schlägst" [1]).

6.

Derweil schritt die Kaiserin auf der Bahn der Ausschweifung bis zur äußersten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unersättlichkeit genugzuthun, unterließ sie auch nicht, zugleich mit dem Kaiser-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem sie, die Nächte mit ihren Buhlern durchschwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, sondern vielmehr ein teuflischer Trieb zur Unheilstifterei, wenn Messalina, das kaiserliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchsten Gesellschaftskreise zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu

---

1) Seneca, De ira, II, 8. Dion, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

Digitized by Google

Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht“ zu ringen, welche freilich ihr selbst sogar eine verrufenste Bettel — wie Plinius bezeugt hat — nicht streitig zu machen vermochte [1]).

Und damit noch nicht genug. Es stachelte sie, in dem gemeinsten Unflat der Lüderlichkeit sich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecherischen Genüsse, sank sie in unerhörtes Laster hinab [2]). Nächtlicher Weile verließ sie heimlich den Palast, um in einem der zahllosen Lupanarien Roms unter dem Namen Lycisca als Priesterin der Venus Vulgivaga für Geld zu fungiren. Juvenal hat dieses „unerhörte Laster“ an der schrecklichsten Stelle seiner schrecklichen sechsten Satire beschrieben, er, welcher, unter der Regierung des Klaudius geboren, als ein Zeitgenosse der „Meretrix Augusta“ betrachtet werden darf. Es ist das Gräßlichste, was jemals über ein Weib ausgesagt worden, und es *muß* Wahrheit sein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in sich selbst tragend, nicht erfunden sein *kann* [3]).

Mitten in diese beispiellosen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raserei gränzende Leidenschaft“ Messalina's [4]). Diese Leidenschaft, deren Gegenstand Gajus Silius war, der „schönste junge Mann Roms“, entwickelte sich, die Kaiserin ins tausendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhaftesten Kapitel der Weltgeschichte, welches mit anderen Worten als denen des

---

1) Dion, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu.“

2) Tacitus, l. c. 26: — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat.“

3) Juvenal, VI, 115 seq.

4) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

Digitized by Google

Tacitus erzählen zu wollen vermessen und lächerlich sein würde... Um des neuerkorenen Buhlers sich zu bemächtigen, zwang ihn Messalina, seine Gemahlin Junia Silana zu verstoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch gewesen sein, der schöne Silius; denn er sah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „seines Verderbens gewiß, so er widerstände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, suchte er Trost darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen". Messalina ihrerseits gefiel sich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamlosigkeit in dieses Verhältniß hineinzutragen. Sie besuchte ihren Liebhaber, den sie mit Schätzen und Ehrenstellen überschüttete, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge in seinem Hause, so daß daselbst der kaiserliche Haushalt und Hofstaat zu sehen war, als wäre er des Buhlers Erbschaft und Eigenthum.

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib etwas, was noch gar nie dagewesen war: — bei Lebzeiten ihres Kretin von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüstete sie alles Ernstes und zwar „um der Größe der Ruchlosigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Lüderlichkeit ist". Nebenbei mag freilich zu diesem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß sich ein messalinischer Lebenswandel in die Länge nicht mehr straflos fortführen ließe. Sie besaß übrigens, das muß man ihr nachsagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und sie muß denselben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieser seine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man sich einmal in offenkundige Missethaten eingelassen hat, so ist es das Klügste, zur Tollkühnheit seine Zuflucht zu nehmen."

Tacitus hat in Fortführung seiner Erzählung gesagt, er wisse wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung an einem bestimmten Tage, unter Zuziehung

Digitized by Google

von Zeugen zur Besiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaisers Gemahlin zur Heirat zusammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beisein von Gästen eingenommenem Hochzeitmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden sei. Aber der strenge Geschichtschreiber fügt ausdrücklich die Versicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geschöpft und nur Thatsächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Messalina's Charakter angesehen, nicht ganz unglaubhaft erscheint, was Sueton meldet: — daß sie nämlich in humoristischer Tolldreistigkeit gewollt und durchgesetzt habe, Klaudius sollte ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weißgemacht, diese Heirat sei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden [1]).

7.

Jetzt aber schlug die Krisis plötzlich in eine Katastrophe um; denn der Frevlerin versagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Minister — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibische Stellung dieser Höflinge bezeichnen soll) — Kallistus, Pallas und Narcissus sahen den Vorschritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachsendem Bedenken und Argwohn, und als die Perepetie des Stückes in Scene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundlose Befürchtung, sie könnten, so Messalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte

1) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

Digitized by Google

oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge beiseite gestellt oder wohl gar hingeschafft werden, „wo kein Tag mehr scheint.“ So etwas ließ sich allerdings der Kaiserin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbesondere Narcissus, waren zu erfahrene, gewandte und entschlossene Schurken, als daß sie das Bedrohliche sich allzunahe hätten auf den Leib rücken lassen. Kallistus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderst einen Versuch machte, Messalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narcissus, erkennend, daß bei der reißend schnellen Entwickelung der Sachen zum diplomatisiren keine Zeit mehr sei, arbeitete sofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin sah.

Eine jener religiösen Ceremonien, deren das römische Staatspfaffenthum so viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Klaudius nach Ostia. Diese Abwesenheit des armen Simpels wollte Messalina benützen, um als echte Bakchantin in höchstem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgiensippschaft im Palatium zu Rom das Weinlesefest zu begehen. Aber auch Narcissus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Ostia gewann er die beiden Maitressen des Kaisers, Kalpurnia und Kleopatra, für seinen Plan und unterwies sie in der bei Ausführung desselben ihnen übertragenen Rolle. Diese bestand darin, ohne Verzug die kaiserliche Majestät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchst Ihrer ungeheuerlichen Hahnreischaft einzuweihen. Nachdem also Klaudius in Ostia sein Staatsopfergeschäft abgemacht hatte, warf sich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufschrei: „Unerhörtes ist geschehen! Deine Gemahlin Messalina hat mit dem Gajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra bestätigt diese Neuigkeit und der angedonnerte Cäsar würgt nur langsam das Wort heraus: „Ho... ho... holt mir den Na... Na... Narcissus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregister der Kaiserin dem maulaufsperrenden Stotterer, also seine Enthüllungen beschließend:

Digitized by Google

„Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausschweifende Leben Messalina's dir so lange verhohlen habe. Ich sah darin keine Gefahr, so lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. s. w. sich begnügte. Allein mit Silius ist es ein ganz ander Ding. Du mußt wissen, o Herr, daß du ein geschiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Messalina's mit Silius zugeschaut, und so du dich nicht sputest, ist der neue Gemahl deiner Frau Meister der Hauptstadt und des Reiches..." Selbstverständlich benahm sich der Jammermensch von Imperator unter so gethanen Umständen jammerhaft. „Bi... bi... bin ich noch Kaiser? Oder ist Si... Si... Silius bereits als solcher ausgerufen?" stammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narcissus und der von diesem rasch herbeigerufene Gardegeneral Lusius Geta sagten, was er zu thun hätte, d. h. andere thun lassen sollte.

Derweil tobt zu Rom das messalinische Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelassenheit feiert die Kaiserin ihr Winzerfest. Die Kelternbäume knarren, die Kufen überströmen von Most. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Messalina selber, die langen schwarzen Haare fliegend, schwingt, die schönste und keckste der Mänaden, den Thyrsusstab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen einherwankend gleich einem Berauschten unter dem jauchzenden Getöne der bakchischen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Festgäste, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was siehst du da oben?" ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Ostia herzieht."

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwischtes Scherzwort, welches durch die Ereignisse nachmals zu einer Weissagung gestempelt wurde? Wahrscheinlicher doch wohl die erste, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher sich unterdessen wirklich in Ostia zusammengezogen

Digitized by Google

hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerschlag. So aber wirkte es, die lüderliche Festsippschaft nach allen Seiten hin zerstäubend. Von allen den Messalinariern, den Silius inbegriffen, welche so dreist eine Thronrevolution geplant hatten, versuchte kein einziger, das hereinbrechende Geschick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: so schmachvoll war dieses Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die messalinischen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verschont, aus Rücksicht auf seinen Oheim, und der schandbare Cäsonius, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria.“

Die Kaiserin hatte sich vom gestörten Winzerfest hinweg nach ihrer Villa im lukullischen Parke begeben und von da machte sie sich, nachdem sie die Fürbitte der ältesten Vestalin beim Kaiser nachgesucht und zugesagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Ostia auf, um den Idioten von Gemahl zu beschmeicheln. Aber schon ging von der vor wenigen Stunden noch Allmächtigen der scheuchende Pestgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrscheinlich Sklaven, gefolgt, schleppte sie sich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh sein, einen elenden Karren, zum Wegschaffen des Unraths aus den Gärten bestimmt, besteigen zu können, um dem von Ostia heimkehrenden Kaiser entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rücksichten überwog.“ Zu deutsch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles schandbarste gerne nachgesehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man nichts. Es ist wunderbar, wie in solchen Fällen die Menschen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Digitized by Google

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiser-Simpel auf dem Wege zwischen Rom und Ostia zu sprechen, so würde sie ihn ohne Zweifel zu sich herüber und ihre sämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narcissus wußte das wohl und hielt daher den Klaudius festgepackt, indem er die Rückreise nach der Hauptstadt auf demselben Tragsessel mit ihm machte. Als nun Messalina herankam und schon von ferne dem Cäsar zurief, er solle, müsse und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überschrie sie der Kammerherr, nannte sie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaisers eine schriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Klaudius, der keiner Pergamentrolle widerstehen konnte, vertiefte sich eifrigst in diese Lesung. Narcissus beeilte den Weiterzug und so ging diese Begegnung erfolglos für Messalina vorüber. Auch ein Versuch, den Kaiser nach seiner Ankunft im Palatium zu Rom durch den Anblick seiner zwei Kinder zu Gunsten der Mutter zu rühren, sowie die von der Vestalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Messalina fürbittende „Vestalin" gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurde durch den argusäugigen Narcissus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte sie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaisers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgesuche an ihn gelangen zu lassen, in welchen sie alle Töne anschlug, welche, wie sie wußte, bei dem Kretin verfangen konnten. Und sie verfingen wirklich. Denn eines Tages sagte der Kaiser, nachdem er reichlich gespeis't und noch reichlicher getrunken hatte, man solle hingehen und der Unglücklichen („miserae") ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narcissus stürzte hinaus, den Offizieren der Palastwache ankündigend, es sei des Kaisers Wille, daß Messalina's Hinrichtung sofort vollzogen und durch den Freigelassenen Evodus vollstreckt werde. Dieser eilte

Digitized by Google

in Begleitung eines Tribuns spornstreichs nach dem Parke, wo er die Kaiserin „ausgestreckt am Boden liegend fand und neben ihr sitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer Tochter zerworfen, so lange diese glücklich gewesen, jetzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr sich neigte und ihr den Rath gab, einen anständigen (d. h. freiwilligen) Tod zu suchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt sei." Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille und sie mühte sich in fruchtlosen Klagen ab, bis der Tribun schweigend und der Freigelassene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr stand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm sie den Dolch, und während sie die Spitze zaghaft an Hals und Brust versuchte, wurde sie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiser meldete man über Tafel, Messalina sei ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem wie? sondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit [1]).

1) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dion, l. c. 31.

Digitized by Google

Elagabal.

Dieſen Menſchen warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüſſen vor die Füße; ſie wurden darüber ſinnlos, ſie hätten die Erde auf einmal ausſchlürfen mögen wie ein Ei.

F. Gregorovius.

1.

„Ich bin alles geweſen und alles war eitel“ [1]).

Alſo zog ein weltmüder „Herr der Welt“, der düſtere Afrikaner Septimius Severus, die Bilanz einer römiſchen Kaiſerexiſtenz, wie ſie am Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung war. Er wußte wohl, warum. Hatte doch das Haupt, welches die Krone der Weltherrſchaft trug, falls nämlich die römiſchen Cäſaren eine ſolche Kopfbedeckung getragen hätten, nicht einmal vor hörnener Verunzierung bewahrt werden können. Seine zweite Frau, Julia Domna, welche er in Folge

1) „Omnia fui et nihil expedit.“ Dieſes uns von Aelius Spartianus im Kap. 18 ſeiner der „Historia Augusta“ einverleibten Biographie Severs überlieferte Wort wetteifert an weltekelvollem Lakonismus mit dem angeblich ſalomoniſchen „vanitas vanitatum vanitas“. Ich brauche kaum zu ſagen, daß Dion (l. LXXVIII, LXXIX), Herodian (l. V, c. 3—8) und Lampridius (in der Hist. Aug.) mir die Materialien zu dem vorliegenden Aufſatz geliefert haben.

Digitized by Google

astrologischen Afterglaubens aus ihrem syrischen Nichts zu sich auf den Kaiserthron gehoben hatte, war ebenso schön als ehebrüchig [1]).

Freilich, seit den Tagen, wo Julia, des Augustus Tochter, ihrem Gemahl Tiber und Messalina dem Kaisersimpel Klaudius so

---

1) „Famosa adulteriis". Lampridius, 18. Wie jedermann weiß, sind die Kompilatoren der Kaisergeschichte mit Vorliebe Skandalchronisten und tragen die Farben gerne dick auf. Indeß ist wohl zu beachten, daß, was die Unsittenzustände des kaiserlichen Roms angeht, die gesammte römische und griechisch-römische Literatur ein unmittelbares oder mittelbares Verdammungszeugniß über dieselben abgibt.... Der Umstand, daß Julia Domna eine Syrierin von Geburt war, erinnert daran, daß die syrischen und spanischen Weiber in der römischen Wüstlingswelt für die zuchtlosesten galten. Aus Syrien und Andalusien rekrutirten sich vorzugsweise die Korps de Ballet und die Lupanarien Roms. Es existirt ein zierliches, mit Recht oder Unrecht dem Vergil zugeschriebenes Gedicht, welches — (ich versuche eine Verdeutschung) — uns eine Syrierin malt, wie sie vor ihrer Schenke tanzend Kunden anlockt: —

Syriens Ambubaje, geschmückt mit griechischem Kopfputz
Und nach des Tamburins Takt zierlich bewegend den Leib,
Tanzt wollüstig im Rausch vor der wohlbekannten Taverne,
Mit abwechselnder Hand schüttelnd die Klapper empor.
„Wozu frommet es jetzt, auf staubiger Straße zu reisen?
Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Pfühl!
Hier gibt's Fässer und Krüg', hier Becher und Rosen und Flöten,
Lauten und Laubengeflecht, schattig von Reben umrankt . . .
Bist du klug, so komme herein, laß Gläser kredenzen
Oder auch, so dir's beliebt, Becher von hellem Kristall.
Komm herein und pflege der Ruh' im Schatten des Weinlaubs
Und um's nickende Haupt winde von Rosen den Kranz.
Komm herein und koste im Kuß die Lippe des Mädchens,
Das dir mit schmeichelnder Hand glättet die Falten der Stirn.
Willst du zum Leichenbegängniß dir sparen die blumigen Kränze?
Etwa zum Sargesschmuck brauchen den Schmelz und den Duft?
Wein und Würfel herbei! Zum Kuckuk, wer sorget für morgen!
Lebet! so lispelt der Tod, lebet! ich komme gar bald."

Digitized by Google

übel mitgespielt hatten, waren die Cäsaren gewohnt, Großkreuze des Hahnreiordens zu sein. Dem Philosophen auf dem römischen Weltthron, Mark Aurel, hätte die skandalhafte Aufführung seiner Gemahlin Faustina ausreichenden Stoff zu stoisch-philosophischen Stilübungen gegeben. Diese antike Kaiserin hatte im Temperament eine auffallende Aehnlichkeit mit den beiden modernen Carinnen Elisabeth und Katharina der Zweiten. Wie diese ihre Liebhaber mit Vorliebe unter Grenadieren und Dragonern, Gemeinen und Offizieren, suchten und fanden, so wußte Faustina die guten Eigenschaften von Gladiatoren und Matrosen zu schätzen. Ihrem Sohn, dem Scheusal Kommodus, wurde in Rom ganz allgemein ein gladiatorischer Ursprung beigelegt. Er war auch bekanntlich ein richtiger Gladiator. Der Stadtklatsch wußte aber diese Thatsache noch anders zu erklären, nämlich so: — die Kaiserin sah eines Tages eine Truppe Gladiatoren vorüberziehen und verliebte sich in einen der Fechterſklaven so heftig, daß sie davon krank wurde. Von ihrem duldsamen Gemahl theilnehmend gefragt, gestand sie demselben ihre schmachvolle Leidenschaft. Der kaiserliche „Philosoph" trug den bedenklichen Kasus chaldäischen Wahr- und Weissagern vor. Diese orakelten, der arme Gladiator, welcher Faustina's Begierde gereizt hatte, müßte umgebracht werden, die Kaiserin aber im Blute des Erschlagenen sich baden und nach diesem Bade den ehelichen Torus besteigen. So sei es gekommen, daß ein Mark Aurel der Vater eines Kommodus habe werden können.

Die Anekdote ist für die gräuelhafte Wüstheit der römischen Kaiserzeiten gewiß ebenso kennzeichnend, wie für die Infamie der Pompadour- und Dubarry-Zeit jene entsprechende, eins der Mysterien von Ludwigs des Fünfzehnten Hirschpark sei gewesen, daß dieser Bube von „allerchristlichstem" König seine erschlafften Begierden mittels Bädern von Kinderblut wieder aufgereizt habe. Mit solchen Geschichten schreiben sich die Völker selber die ärgsten

Digitized by Google

Schmachzeugnisse. Was für ein Hundepack von Menschen müßte es sein, welches Derartiges ertrüge!

Was übrigens die bis ins Kolossale, bis ins unsäglich Kynische gehende Schamlosigkeit der römischen Weiber im kaiserlichen Rom und die gleichzeitige ehemännische Toleranz angeht, so müssen wir uns erinnern, daß die antike Welt für die Werthung geschlechtlicher Verhältnisse überhaupt einen anderen Maßstab hatte als die moderne. Nicht als ob die Alten mädchenhafte Reinheit und frauliche Keuschheit gar nicht zu würdigen und zu schätzen verstanden hätten. Daß sie es verstanden, zeigt die Ehrfurcht, die sie keuschen Jungfrauen und Matronen erwiesen, wie es solche selbst in den verderbtesten Zeiten Athens und Roms gegeben hat. Nicht als ob auch die Alten gar kein Organ für das Verständniß der zarteren, der seelischen Beziehungen zwischen Mann und Weib gehabt hätten. Man denke nur daran, wie hold und schön in der Odyssee das Aufknospen eines zärtlichen Gefühls für den „göttlichen Dulder" in dem jungfräulichen Busen der Nausikaa mehr bloß angedeutet als geschildert ist und wie in der Ilias das Verhältniß Hektors und Andromache's geradezu das Ideal einer Ehe darstellt. Sogar noch im kaiserlichen, d. h. im zuchtlosen-Rom schrieb zur selbigen Zeit, als Ovid mit Aufbietung seiner ganzen zügellosen Phantasie und aller seiner Wüstlingserfahrung seine freche „Liebeskunst" lehrte, Tibull seinen anmuthigen Elegienkranz „Sulpicia", worin sich das Liebegefühl so rein und zart äußert wie bei irgendeinem modernen Dichter.

Allerdings bezeugen solche Ausnahmen nur die Regel und die Regel war im Alterthum, daß die Venus Urania weit hinter die Aphrodite von Paphos zurücktrat, so weit und so sehr, daß jene nur mitunter zum Vorschein kam. In Wahrheit, was wir lieben nennen, war den Alten vorherrschend nur ein körperliches Bedürfniß, gerade wie essen und trinken, und darum haben sie auch so zwang- und rückhaltslos davon gesprochen, wie wir vom essen und

Digitized by Google

trinken reden. Ein Monopol der Zote haben jedoch die antiken Autoren keineswegs gehabt. Die Christen Aretino, Rabelais, Fischart, Brantome, Wycherley, Hofmannswaldau und andere viele können es in der Schamlosigkeit kecklich mit den Heiden Aristophanes, Lukian, Ovid, Petron und Juvenal aufnehmen. Ein zweibeiniges Schwein wie den Marquis de Sade hat das Alterthum gar nicht aufzuweisen.

Daß überhaupt das Christenthum die Liebe veredelt habe, ist eine Fabel von und für frères ignorantins. Die Evangelien sprechen bekanntlich wegwerfend vom Weibe, viele der sogenannten Kirchenväter so garstig, daß man es heutzutage nicht mehr nachschreiben kann. Das echte Christenthum — denn in den Evangelien und bei den Kirchenvätern muß sich doch wohl das echte finden — betrachtet das Weib durchaus vom Standpunkte der orientalischen Barbarei. Wie sittigend, d. h. wie nichtsittigend der neue Glaube auf die römische und byzantinische Frauenwelt eingewirkt, bezeugen der heilige Hieronymus aus dem vierten und der fromme Prokopios aus dem sechsten Jahrhundert. So verworfen wie die christliche Kaiserin Theodora sich aufführte, hatte sich die heidnische Kaiserin Messalina kaum aufgeführt. Aus demselben sechsten Jahrhundert stammen die vom urfrommen Gregor von Tours abgelegten Zeugnisse, wie es in der christlich-germanischen Frauenwelt ausgesehen. Scheußlich! In der langen Galerie von Frauengestalten, welche uns Gregor vorführt, gibt es nur drei Gattungen: Buhlweiber, Furien und hysterische Närrinnen. Mitunter waren sie das alles zugleich. Was die letztgenannte Sorte betrifft, so veranschaulicht sie klärlich, daß und wie die neue Religion zur physischen Hysterie auch die moralische fügte. Daß nahezu zweihundert Jahre später die sogenannte „Religion der Liebe" das Verhältniß der beiden Geschlechter in der christlich-germanischen Welt immer noch nicht veredelt hatte, zeigte drastisch genug der Hofhalt Karls des Großen, dessen Prinzessinnen-Töchter Bankerte

Digitized by Google

trugen. Das romantische Liebesideal des Mittelalters, wie es vorzugsweise in der provençalischen und altitalischen Lyrik, sowie im deutschen Minnegesang hervortrat, hat man für einen Ausfluß der Christlichkeit im Allgemeinen und des Mariäkultus im Besonderen ausgegeben. Die Kenntniß der arabisch-spanischen und arabisch-sicilischen Poesie muß jedoch diese Ansicht bedeutend modificiren, wo nicht ganz aufheben. Bei keinem Troubadour, Sonettisten und Minnesänger ist die Liebe in zarteren, innigeren, seelischeren Tönen gefeiert, als sie schon Jahrhunderte vorher von den arabischen Dichtern in Spanien und Sicilien gefeiert worden war. Die mohammedanischen Romantiker waren die Lehrmeister der christlichen. Und im übrigen, was war denn das christlich-romantische Liebesideal des Mittelalters bei näherem Zusehen? Nur eine Schwindeltheorie oder ein Theorieschwindel. Die Ritterepik und Ritterlyrik selbst verrathen uns, daß dieser romantische Schwindel für die Praxis des Lebens ohne alle Bedeutung gewesen. Man denke nur an Gottfrieds Tristan, ja sogar an Wolframs Parzival, von den französischen Fabliaux und der deutschen Novellistik in Versen aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gar nicht zu sprechen. Auch der deutsche Minnegesang, sobald er den konventionellen Fistelton fahren läßt und in Brusttönen singt, spiritualisirt nicht die Liebe, sondern materialisirt sie. Und vollends die mittelalterlich-romantische Wirklichkeit mit ihren zahllosen Horden von brutalen Junkern und geilen Pfaffen, welche beide mitsammen wetteiferten, die Dörflerinnen zu „Frillen“ oder zu „Seelenkühen“ und die Nonnenklöster zu Bordellen zu machen. Es hat niemals eine grobsinnlichere, eine zuchtlosere Zeit gegeben als jene Zeit der angeblich „frommen Ritterlichkeit und keuschen Minne“ [1]). Summa: nicht das Christenthum hat das Verhältniß

1) Vergl. die quellenmäßige Ausführung dieses Thema's in meiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte“ (B. I, K. 5 und 6; 5. Aufl.

Digitized by Google

von Mann und Weib veredelt, sondern die trotz des Christenthums vorschreitende moderne Kultur, welche bekanntlich jeden Tritt ihres Vorschritts der kulturfeindlichen Kirche abringen und abstreiten mußte und muß [1]).

Die deutsch-mittelalterlichen Kaiser, welche in der Fiktion die Rechtsnachfolger der römischen waren, sind in der Wirklichkeit zuweilen die Nachfolger derselben in der Hahnreischaft gewesen. Der gehörnteste, ein wahrer Sechszehnender, war Sigismund, welcher, ohne Philosoph zu sein, die Galanterien seiner Kaiserin Barbara nicht minder gleichmüthig ansah, als der philosophische Mark Aurel

---

S. 98 fg.) und in meiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt" (B. II, K. 1, 3, 4, 5, 6; 3. Aufl. Bd. I, S. 104—316).

1) Wenn man so viel Aufhebens davon macht, das Christenthum habe das Weib „geheiligt", indem es eine Menschin zur „Gottesmutter" erhob, so vergißt man, daß dies nur ein noch dazu sehr ungeschickt begangenes mythologisches Plagiat, ein dem Heidenthum abgestohlener phantastischer Einfall war. Weit entfernt, das Weib zu heiligen, hat ihm das Christenthum die roheste Entweihung und Schändung angethan, die dasselbe jemals erfuhr. Denn das Christenthum war es ja, welches, den Hexenwahn bis zur äußersten Spitze des Blödsinns entwickelnd, auf unzählige Mädchen und Frauen die ungeheuerliche Lästerung geschleudert hat, sie hätten sich den Umarmungen eines Bockes, des Teufelbockes, hingegeben. Man muß im Hexenhammer („Malleus maleficarum", 1487) gelesen haben, wie die hochwürdigen Verfasser desselben dieses Thema abhandeln, um zu wissen, bis zu welcher Tiefe der Infamie die Einbildungskraft von Christenpfaffen hinabsteigen kann. Und solcher mittelalterlich-christlicher Unflat verpestet noch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Denn in Priesterseminarien, auch in deutschen, sind von Jesuiten verfaßte Lehrbücher der „Moraltheologie" (z. B. das vom Pater J. P. Gury zusammengeplätzte „Compendium theologiae moralis", 1868) im Gebrauche, worin die geschlechtlichen Beziehungen und ehelichen Verhältnisse in schweinischer Weise erörtert und — wohlverstanden, zum Cölibat verdammten Jünglingen! — mit der Detailskenntniß raffinirtester Wüstlingschaft vordocirt werden. So ist die „Veredelung der Liebe" beschaffen, wie das Christenthum noch heute, nach nahezu neunzehnhundertjährigem Bestehen, sie betreibt.

Digitized by Google

die seiner Kaiserin Faustina angesehen hatte. Der Kaiser-Philosoph war ja des weisen Dafürhaltens, daß, wie er in einer seiner Selbstbetrachtungen sagt, jeder Unwille über solche Fehler anderer, welche aus ihrem Naturell hervorgehen, unbedingt zu verwerfen sei. Was konnte die arme Faustina für ihr Naturell? Ihr Gatte mußte nachsichtig gegen sie sein, um der Stoa Ehre zu machen. Dagegen ist auffallend, daß der finstere Sever seiner Kaiserin Julia ihre Treulosigkeiten nachsah. Wahrscheinlich gaben ihm schon seine beiden Söhne Karakalla und Geta genug zu denken und zu thun, als daß er sich auch noch mit der klugen und stolzen Mutter derselben hätte in Händel verstricken wollen. Vielleicht auch mochte ihm das, was er vom Treiben seiner Söhne mitansehen mußte, den bitteren Trost geben, dieselben würden ihn schon an dem treulosen Weibe rächen; und endlich darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß die antike Welt unsere moderne Vorstellung, die Schuld der Frau beschimpfe nicht nur sie selber, sondern auch den von ihr betrogenen Mann, nicht gekannt hat.

2.

Septimius Severus starb zu York am 4. Februar des Jahres 211, das Imperium romanum seinen zwei Söhnen zu gemeinsamem Besitze hinterlassend. Der sonst so scharfverständige Mann hatte sich der Illusion hingegeben, dieser gemeinsame Besitz könnte eine Möglichkeit sein. Mit entsetzlicher Wucht fielen die Folgen dieser Täuschung auf die Kaiserin-Wittwe Julia. Die beiden Kaiser Karakalla und Geta führten wieder einmal das uralte Trauerspiel „Die feindlichen Brüder" auf, welches der jüdische Mythus schon unter den Mauern des Paradieses, die ägyptische Götterlegende vom Osiris und Typhon am Ufer des Nil und die

Digitized by Google

helleniſche Heldenſage unter den Mauern der ſiebenthorigen Thebä in Scene geſetzt hatte. In jenem Palatium der Cäſaren zu Rom, in welchem nicht weniger vielfach an der Menſchheit gefrevelt worden iſt, als nachmals im Vatikan der römiſchen Päpſte an derſelben gefrevelt wurde, im Gemache der Kaiſerin ſelbſt hat der wilde Karakalla ſeinen Bruder und Mitkaiſer meuchleriſch anfallen laſſen und eigenhändig angefallen. Umſonſt verſuchte die verzweifelnde Mutter mit Bruſt und Armen den jüngeren Sohn zu decken. Das Blut des tödtlich getroffenen Geta überſpritzte ſie und ſie ſelbſt wurde an der Hand verwundet, vielleicht durch daſſelbe Schwert, womit ſeinen Bruder erſchlagen zu haben Karakalla ſich rühmte, als er es, ein grauenhaftes Weihgeſchenk, im Tempel des Serapis aufhing. Uebrigens war der Gemordete nicht beſſer geweſen als der Mörder, aber dieſer war der Stärkere. Karakalla hat einen der gräulichſten Höllenwitze geriſſen und vielleicht den gräßlichſten aller Reime zuwegegebracht, als er ſeinem Befehl, den erſchlagenen Bruder unter die Zahl der Götter zu verſetzen, die Worte beifügte: „Sit divus, dum non sit vivus [1]).“

Julia Domna ertrug es, zu leben. Der Ehrgeiz hielt ſie aufrecht. Der einzige menſchliche Zug in der Beſtie Karakalla ſcheint eine gewiſſe Rückſichtsnahme zu Gunſten ſeiner Mutter geweſen zu ſein. Sie beſaß demzufolge während der Kaiſerſchaft des Scheuſals einen bedeutenden Einfluß, konnte ihre Verwandten mit Reichthümern überſchütten und machte in prunkvollem Stil die Honneurs im Palatium. Hier lebte bei ihr eine Schweſter, Mäſa geheißen, welche zwei Töchter hatte, man weiß nicht von wem. Die ältere hieß Soämis [2]) und hatte einen Sohn, Baſſianus genannt, die jüngere hieß Mammäa und hatte einen Sohn, Alexianus be-

1) Deutſch etwa, freilich mit ſchlechem Reim:

Sei er Gott,
Aber todt.

2) Semiamira beim Lamprid.

Digitized by Google

namset. Von diesen beiden Damen sagte ihre Mutter aus, daß sie mit dem Antonius-Karakalla in Buhlschaft gelebt und ihre Söhne von demselben empfangen hätten. Die letztere Angabe konnte wahr sein, war aber doch zweifelhaft. Denn die beiden Schwestern hatten in jungen Jahren sehr vielseitig gelebt und geliebt. Insbesondere die Soämis, von welcher es hieß, sie habe bei Hofe allerlei Schandbares getrieben und geradezu wie eine Lustdirne sich aufgeführt („quum meretricis more vivens in aula omnia turpia exerceret"). Ihr Sohn Bassianus galt allerdings für einen Bastard Karakalla's, doch gaben ihm seine Mitschüler den Spottnamen Varius, um anzudeuten, daß man nicht wüßte, wer eigentlich sein Vater („quod vario semine de meretrice utpote conceptus videretur"). Der Junge hat nachmals seinem Schmutzursprung alle Ehre gemacht.

Zu Anfang des Jahres 217 befand sich die kaiserliche Familie in Syrien. Die Kaiserin-Mutter Julia hielt ihren Hof zu Antiochia und hatte ihre Schwester Mäsa, ihre beiden Nichten und Großneffen bei sich. Karakalla war zu Edessa, einen Feldzug gegen die Parther rüstend. Dieser Kaiser hätte eigentlich in der gelobten Zeit des Militarismus, d. h. in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben und zu herrschen verdient. Denn er war ein richtiger Soldatenkaiser und von den Truppen, welche unter ihm goldene Tage hatten, angebetet. Als oberste Regierungsmaxime diente ihm ein Wort, welches er von seinem Vater Sever überkommen zu haben behauptete, wahrscheinlich aber selbst erfunden hatte: — „Die Liebe der Armee gewinnen und sichern und die sämmtlichen übrigen Unterthanen für nichts achten." Ein moderner Cäsar, Napoleon der Dritte, hat dieses Thema in einer seiner Thronreden sinnreich dahin variirt, daß am angesehensten sei, wer die meisten Soldaten habe[1]). All ihr „Ideo-

1) „L'influence d'une nation dépend du nombre des hommes qu'elle peut mettre sous les armes."

Digitized by Google

logen" des achtzehnten Jahrhunderts, ihr großen Denker, Forscher, Dichter, ihr armen Humanitätsnarren, was würdet ihr dazu sagen, wenn ihr hörtet, daß hundert Jahre nach euch die höchste „Staatsraison" Europa's glücklich wieder bei dem Regierungsprincip Karakalla's angelangt sei! Was ihr dazu sagen würdet? Wahrscheinlich, da zu hoffen, ihr wäret derweil gescheider geworden, nur das Lapidarwort des alten Logau:

„Die Welt ist rund und dreht sich 'rum,
Drum sind die Menschen schwindeldumm."

An dem Bilde des kaiserlichen Brudermörders würde ein sehr wesentlicher Zug fehlen, wenn er nicht „fromm" gewesen wäre. Er war es aber. Ja, er ist so zu sagen an seiner Frömmigkeit zu Grunde gegangen. Denn eine von ihm zum Tempel der Mondgöttin Astarte unweit Karrhä in Mesopotamien unternommene Wallfahrt gab eine schickliche Gelegenheit zu seiner Ermordung. In Beziehung auf ihren Ausgang hatten es die antiken Cäsaren nicht so gut wie ihre modernen Kollegen. Nur ausnahmsweise konnten jene so bequem in ihren Betten sterben wie diese. In der Regel mußten die antiken Despoten schließlich selber leiden, was sie zuvor andere hatten leiden lassen. Die Nemesis hatte damals noch nicht das Zipperlein, welches sie jetzo verhindert, ihren Geschäften nachzugehen.

Der Gardegeneral (praefectus praetorio) Opilius Makrinus beschloß den Kaiser zu tödten, um nicht von ihm getödtet zu werden, — ein Dilemma, welches in der römischen Kaiserzeit nie von der Tages- und Nachtordnung verschwand. Der General bediente sich als seines Mordwerkzeugs des Hauptmanns Martialis, welcher nebenbei auch das Blut eines Bruders an Karakalla zu rächen hatte. Am 8. April 217 wurde auf seinem Wege zu dem erwähnten Astartetempel der Kaiser im freien Felde und in einer nichts weniger als ästhetischen Stellung, welche beim Herodian des

Digitized by Google

näheren beschrieben ist, von dem genannten Centurio mittels eines Dolchstoßes in's Genick umgebracht.

3.

Makrin hatte Glück. Der Bravo, dessen er sich zur Beseitigung Karakalla's bedient hatte, wurde auf der Flucht von den germanischen Leibtrabanten des Ermordeten eingeholt und niedergemacht, bevor er plaudern konnte. Auf den General fiel kein Verdacht. Er führte eine gut gespielte Klagescene an der Leiche des Kaisers auf, um welchen die Soldaten aufrichtig, ja leidenschaftlich Leid trugen, weil derselbe „mehr ihr Kamerad und Tischgenosse als ihr Herrscher gewesen war".

Das römische Reich ist damals bekanntlich die Verwirklichung des Militärstaatsideals gewesen. Der Soldat war alles und das Volk nur dazu da, den Soldaten zu ernähren und sich von demselben brutalisiren zu lassen. Die Bewohnerschaft der Hauptstadt bestand bloß aus vornehmem und geringem Pöbel, aus Schwelgern und Schmarotzern. Der römische „populus" war nur noch eine ungeheure Proletarierbande, welche auf Kosten der Provinzen mit Brot gefüttert und mit Spielen unterhalten wurde. Der römische „senatus", vordem in der Blüthezeit der Republik die erlauchteste Versammlung der Welt, konnte von einem Elagabal mit Fug und Recht als eine Sklavenschar in Togen („mancipia togata") bezeichnet werden. Er hatte in der römischen Militärtyrannis etwa die Stellung des pariser Parlaments unter Ludwig dem Vierzehnten, d. h. er hatte die Edikte des Despotismus zu registriren. Ueber den Thron verfügten die Soldaten, vorab die Garden, und sie waren es auch, welche im J. 217 den erledigten neu besetzten, indem sie den Mitpräfekten Makrins, den alten Adventus, zum Imperator und Augustus ausriefen. Allein der Gekürte weigerte sich,

Digitized by Google

Alter und Bresthaftigkeit vorschützend, der gefährlichen Ehre und so triumphirte die Diplomatie des Makrinus, welcher die Mehrzahl der Generale und Obersten für sich zu gewinnen gewußt hatte. Auf Betreiben derselben wurde der Numidier, welchem seine Feinde nachsagten, daß er, von Geburt ein Sklave, früher das Gewerbe eines Gladiators getrieben hätte, durch das Heer, wiewohl nur widerwillig, mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet und hierauf, wie selbstverständlich, vom römischen Senat und Volk jubelnd als Souverän begrüßt.

Die makriniſche Herrlichkeit währte aber nicht lange. Der Mann war kein richtiger Soldatenkaiser und überhaupt mehr Civiliſt als Militär. Die Soldaten zweifelten ſogar an ſeinem phyſiſchen Muth. Bald haßten ſie ihn auch als Mörder ihres geliebten Karakalla, denn es war von dem wahren Zuſammenhange dieſer Mordgeſchichte doch allmälig mehr und mehr ruchbar geworden. Hierzu kam, daß Makrin verſtändig genug war, um einzuſehen, wie nothwendig und wünſchbar eine Reform des verwilderten Heerweſens. Es verlautete auch von ſeinen Reformplänen genug, um die Soldaten argwöhniſch und unwirſch zu machen, was für den Kaiſer um ſo bedenklicher, als er nicht die Energie beſaß, die in Syrien angehäufte Heeresmaſſe aufzulöſen, in welcher die Erinnerungen an die ſchöne karakalliſche Soldatenzeit voll Wohlleben und Ungebundenheit den Geiſt der Meuterei ſo ſehr großgezogen hatte, daß es nur einer Veranlaſſung zu offenem Losbruche bedurfte. Die Veranlaſſung kam bald und der Losbruch erfolgte ungeſäumt.

Makrin hatte den todten Karakalla feierlich verbrennen laſſen und die Urne mit der Aſche deſſelben der Kaiſerin-Mutter nach Antiochia geſandt. Ueberhaupt benahm er ſich mit rückſichtsvoller Artigkeit gegen die greiſe Julia, wie ihm das ſeine Politik gebieten mußte. Sie jedoch vermochte es entweder nicht zu verwinden, ihre beiden Söhne in ſolcher Weiſe verloren zu haben, oder aber war es ihrem Stolze zu viel zugemuthet, jetzt, am Ende ihres Lebens,

Digitized by Google

vom Rang einer Augusta noch in den privatlichen hinabzusteigen, und so starb sie bald und zwar, soweit die hier etwas unklaren Quellen eine bestimmte Angabe zulassen, des freiwilligen Hungertodes. Als sie dahin, ging ihrer Schwester Mäsa der Befehl zu, mit ihrer Familie den Kaiserpalast von Antiochia zu räumen und in ihre Heimat zurückzukehren. Doch durfte sie die kolossalen Reichthümer, welche sie und ihre Töchter seit zwanzig Jahren angehamstert hatten, mitnehmen. Mäsa begab sich demzufolge nach Emesa[1]), wo sie mit ihren Töchtern Soämis und Mammäa und ihren Enkeln, dem siebzehnjährigen Bassianus und dem dreizehnjährigen Alexianus, sich niederließ und ein großes Haus machte.

Die alte Dame war eine siebenfach filtrirte Ränklerin und hat sicherlich, als sie das kaiserliche Palatium räumen mußte, den Entschluß einer Rückkehr in dasselbe erwogen und gefaßt. Keineswegs gewillt, ihrer Schwester freiwillig nachzusterben, sagte sie sich, daß sie in ihren alten Tagen wohl noch die Freude erleben könnte, die Großmama des Herrn der Welt zu sein, und diese Möglichkeit einmal in's Auge gefaßt, arbeitete sie mit folgerichtiger Schlauheit darauf hin, das als möglich Erkannte wirklich zu machen. Die große Intrike wurde gegrundfestet dadurch, daß Mäsa und ihre Helfershelfer und Handlangerinnen das schon vorher umgegangene Gerüchtsgeflüster, ihre beiden Töchter seien die Maitressen Karakalla's gewesen und namentlich der Sohn der Soämis unzweifelhaft eine Frucht dieser Buhlschaft, nach Kräften verstärkten und anschwellen ließen, — eine Machenschaft, welche auf die fanatische Anhänglichkeit der Soldaten an Karakalla berechnet war. Sodann handelte es sich darum, den jungen Bassianus auf ein Postament zu

1) In Syrien, arabisch Hems oder Hims, das syrische Schilda oder Krähwinkel oder Schöppenstädt. Der arabische Dichter Hariri hat es zum Schauplatz einer seiner genialsten Makamendichtungen gemacht („Der Schulmeister von Hims").

Digitized by Google

stellen, auf welchem er sichtbar werden und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte.

Hierzu bot gerade Emesa eine vortreffliche Gelegenheit. Es befand sich nämlich am Orte einer der größten und besuchtesten Tempel des Bal, des großen mit der Sonne identificirten Schöpfer- und Zeugungsgottes der semitischen Völker. In dem von goldenen und silbernen Weihgeschenken starrenden, mit prächtigen Geweben und kostbarem Juwelenschmuck verzierten Heiligthum wurde als Idol des Gottes ein großer schwarzer Stein in Phallusform verehrt, angeblich vom Himmel gefallen, wie man das auch anderwärts diesen Phallussteinen nachsagte, welche überall Hauptsymbole des Baalkultus gewesen sind. Denn der große Zeuger-Gott wurde folgerichtig im Bilde des Phallus angebetet. Mäsa ersah sich den Sonnentempel ihres Wohnorts zum Ausstellungslokal, so zu sagen zum Schaufenster für ihren Enkel. Ihr Ansehen und ihr Geld brachten es leicht zuwege, daß Bassianus zum Oberpriester des Bal geweiht wurde, und ihre Agenten versäumten auch nicht, die Soldaten des römischen Armeekorps, welches in der Nähe der Stadt im Standlager stand, leise darauf aufmerksam zu machen, daß es sich wohl der Mühe lohnte, mitanzusehen, wie der schöne junge Oberpriester, welcher seinem kaiserlichen Vater wie aus dem Gesichte geschnitten wäre, seine priesterlichen Pflichten verrichtete.

Die in Scharen zum Baalheiligthum strömenden Soldaten fanden bald, daß es sich allerdings der Mühe lohnte. Wenn der schöne Junge — der ernste Herodian nennt ihn geradezu den „schönsten Jüngling seiner Zeit" — im langen purpurnen Untergewand und goldstoffenen Ueberwurf, auf den fliegenden Locken einen Kranz von aus Gold und Edelgestein geformten Blumen, beim Klange der Flöten, Cymbeln und Pauken im ekstatischen Opfertanze um den Altar sich schwang, da glaubten die römischen Kriegsleute durch die wirbelnden Weihrauchswolken hindurch den heiteren Gott Bakchus zu erblicken und öffneten nur um so begie-

Digitized by Google

riger ihre Ohren den Einflüsterungen der unter sie gemischten Sklaven und Eunuchen Mäsa's, daß sie den Sohn ihres geliebten Karakalla vor sich hätten, und nicht minder willig öffneten sie ihre Hände den Goldstücken und Silberlingen, mittels welcher die Agenten des alten Schlauweibes die angebliche Aehnlichkeit Bassians mit Karakalla immer glaubhafter zu machen wußten.

Der Junge, welcher übrigens ein nach der Weise seines Heimatlandes frühreifer Junge war, ließ seine Großmutter gewähren. Er hatte zu dieser Zeit nur Sinn oder schien wenigstens nur Sinn zu haben für seine priesterlichen Verrichtungen. Der Dienst seines Gottes, welchen Griechen und Römer mit einer aus Griechisch und Semitisch übel zusammengekuppelten Tautologie Heliogabal benamseten, wurde von ihm so recht con amore betrieben. Er glaubte auch später an Bal, war überzeugt, daß dieser Gott ihn zum Herrn des römischen Reiches gemacht hätte, und bewies demselben in jeder Weise seine Dankbarkeit. Unter anderem auch dadurch, daß er den Namen des Gottes zu seinem eigenen erkor und sich demzufolge Elagabal oder Heliogabal nannte [1]).

Die Intrike der ehrsüchtigen Großmama hatte raschen und vollständigen Erfolg, wie denn das mit Schlauheit eingefädelte und mit skrupelloser Energie fertig genähte Böse bekanntlich immer Erfolg hat. Eine alte Bettel machte einen syrischen Bankert zum Imperator und Augustus, damit die Welt das erbauliche Schauspiel erlebte, wie der Wahnwitz eines aus Allmachtbewußtsein und Genußraserei tollgewordenen Knaben auf dem Throne des römischen Imperium

1) Ela ist identisch mit dem hebräischen El, Eljon, Elohim und dem arabischen Elah, Ausdruck des semitischen Gottesbegriffs. Gabal bedeutet formen, schaffen, zeugen. Elagabal ist demnach der formende, schaffende, zeugende Gott. Da aber Gabal oder Gebal in den semitischen Sprachen auch Berg bedeutet, so kann man Elagabal auch mit „Berggott" verdeutschen und Bal verdiente bekanntlich so zu heißen, da er vorzugsweise auf Höhen verehrt wurde.

Digitized by Google

sich ausnähme. Eines schönen Tages oder vielmehr einer schönen Nacht holten die bei Emesa stehenden Truppen die Mäsa sammt ihrer ganzen Sippschaft ins Lager, begrüßten den Bassianus oder Elagabal als den Sohn Karakalla's mit dem Namen Antoninus und warfen ihm den kaiserlichen Purpurmantel um die Schultern. Andere nah und fern stationirte römische Brigaden und Divisionen stimmten, als sie hörten, daß Domina Mäsa über ganze Haufen Goldes zu verfügen hätte, dieser Kaiserwahl bei. Makrinus ließ die Gefahr großwachsen, in Antiochia seine Zeit vertrödelnd. Rechtzeitiges und nachdrucksames Eingreifen hätte wohl den ganzen Schwindel zerblasen, denn noch hielten die Prätorianer, erbos't, daß Linientruppen das Garde-Privilegium der Kaisermacherei anmaßlich ausgeübt hatten, an Makrinus fest. Allein dieser erwies sich, nachdem er endlich den ganzen Ernst der Lage erkannt hatte, nicht als der Mann, dieselbe zu bewältigen. Kopflos und feige, gab er das begonnene Waffenspiel vorzeitig verloren, während der weichlich-üppige Junge von Balpriester in der Entscheidungsschlacht vorübergehend zum herzhaften Streiter wurde. Den Ausschlag that, daß einer der Eunuchen Mäsa's, Gannys geheißen, mit einmal den strategischen Blick und das taktische Talent eines richtigen Generals entwickelte. Unmänner von Verschnittenen haben ja überhaupt die Schicksale Roms zur Kaiserzeit gar häufig bestimmt.

Binnen zwanzig Tagen war die ganze Krisis vorüber. Makrin wurde auf der Flucht eingeholt und sammt seinem Sohne Diaduminianus umgebracht. Der Sieger Elagabal zeigte in einem Schreiben, worin er sich Markus Aurelius Antoninus, den Sohn des Antonin-Karakalla und den Enkel des Sever nannte, dem römischen Senat an, daß dieser seine Kaiserschaft zu registriren habe, was natürlich die „Sklaven in Togen" zu thun sich beeilten. In seiner vortrefflich stilisirten Zuschrift waren alle die schönen Phrasen ausgekramt, womit in alter und neuer Zeit neugebackene Herrscher staatzumachen pflegten und pflegen. In unseren modernen Tagen

Digitized by Google

haben insbesondere Kronprinzen die Verpflichtung, den „Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen zu pflastern". Sie setzen eine liberal schmachtende Miene oder Maske auf, sprechen im konstitutionellsten Jargon und erscheinen nie im Publikum ohne ihren patriotisch dressirten und parlamentarisch frisirten Pudel von Hofdemagogen, — eine Menschenviehrasse, welche zu züchten erst die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts so glücklich gewesen ist.

4.

Großmama Mäsa hätte sich gerne möglichst rasch in den altgewohnten Gemächern im Palatium auf dem Palatinus wiederum einlogirt. Sie trieb daher den neuen Imperator Urbis et Orbis an, nach der Siebenhügelstadt am gelben Tiber aufzubrechen; allein der Kaiserenkel eilte mit Weile, brach zwar aus Syrien auf, hielt aber in Nikomedia wieder an und vergottesdienstelte den ganzen Winter daselbst, indem er mit allem erfinnlichen Pompe den Kult seines heimischen Gottes betrieb. Er erschien dabei als Oberpriester in langen, wallenden purpurseidenen Gewändern, goldene Spangen an den Armen, eine Goldkette um den Hals, auf dem Kopf eine hohe, von Edelsteinen funkelnde Goldtiare, die Wangen weiß und roth geschminkt, die Augenbrauen schwarz gefärbt. In diesem Aufzuge, welcher römischen Augen schlechterdings als verabscheuungswerth barbarisch erscheinen mußte, ließ er sich in Lebensgröße malen und schickte das Bild nach Rom mit dem Befehle, dasselbe in der Senatshalle über der Statue der Siegesgöttin aufzuhängen. Jeder Senator sollte beim Eintreten dem „neuen Gott Elagabal" Weihrauchsopfer darbringen. Vergeblich schüttelte die alte welterfahrene Mäsa zu alledem bedenklich den Kopf. Der Herr Enkel fragte schon keinen Pfifferling mehr nach ihr. Ein Herr der Welt, ein Cäsar,

Digitized by Google

ein Augustus, ein Gott an das Schürzenband einer kopfschüttelnden Großmutter geknüpft? Lächerlich! Die gute Großmama aber mochte denken: Gut, daß ich für alle Fälle einen zweiten Enkel in petto habe, einen zweiten Kaisersproß, dieweil ja mein lieber Neffe Karakalla auch meiner „Vollbusigen", meiner Mammäa, zu nahe gekommen sein soll.

Die Römer, d. h. die tausende vornehmer Lakaien und die hunderttausende gemeiner Schmarotzer, woraus die Bevölkerung der Reichshauptstadt zusammengesetzt war, ließen sich ihren neuen Balspfaffen-Kaiser, als er endlich in ihrer Mitte zu erscheinen geruhte, unweigerlich gefallen. Er gab ja dem „römischen Volke" die bei Regierungsantritten üblichen Spenden, sehr reichlich sogar, und erfreute den hohen und niedrigen Pöbel mit prachtvoll ausgestatteten Spektakeln aller Art. Ein vortrefflicher Princeps und Imperator demnach, welchem ein durch ihn also vergnügtes Volk hinwieder auch *sein* Vergnügen lassen mußte.

In erster Linie sein religiöses Vergnügen, wobei ja auch für die guten Unterthanen Augen- und Ohren- und Gaumenschmäuse aller Art, Processionen, Wagenrennen in der Arena, Gladiatorenschlächtereien im Cirkus, Seegefechtespiele in der Naumachie mitabfielen. Der Kaiser konnte ohne seinen geliebten Bal nicht leben. Er brachte das phallische Idol desselben aus Emesa mit nach Rom und erbaute ihm zur Seite des Palatiums auf dem Palatinus einen prachtvollen Tempel, wo er seines Priesteramtes tagtäglich mit kolossaler Pompentfaltung waltete und die Großen des Reiches, angethan mit Linnenkleidern nach phönikischem Schnitt, die Leviten und Ministranten machen mußten. Hierbei kam auch die molochische Seite des Balkultus nicht zu kurz; denn unter anderen Darbringungen brachte der Kaiserpfaffe seinem Gott auch Menschenopfer dar, die schönsten Knaben, welche man in ganz Italien auffinden konnte. Es wurde dabei darauf gesehen, daß diese zu Opfern bestimmten Knaben aus guten Familien waren und noch Väter und

Digitized by Google

Mütter besaßen, damit der Schmerz ihrer Hinterlassenen die Opfer dem Gotte um so angenehmer machte. Einen zweiten Tempel erhielt dieser in einer Vorstadt und der kaiserliche Oberpriester überführte dorthin das Idol in feierlichem Aufzug. Der schwarze Phallusstein stand auf einem goldenen, von Juwelen funkelnden und von einem milchweißen Sechsgespanne gezogenen Wagen. Die ganze Straße war mit Goldstaub bestreut. Vor dem Wagen her lief, rückwärts gehend, der Kaiser, die Augen unverwandt auf den Gott geheftet, welchem der Senat, die Ritterschaft und die Garde das Geleite gaben, während nebenher das Volk wogte, Fackeln schwingend und Blumen werfend.

Allein inmitten all dieser ausgesuchten und kostbaren Huldigungen langweilte sich der arme Bal. Sein imperatorischer Oberpriester kam daher auf den sinnreichen Einfall, dem Gotte durch eine Heirat die Langeweile zu vertreiben, und ersah demselben zunächst die Pallas zur Gemahlin. Das Bild der jungfräulichen Göttin, welches der Sage nach Aeneas mit aus Troja gebracht hatte, wurde demzufolge mit Gewalt aus dem Heiligthum der Vesta geholt und in den Balstempel gebracht. Aber der üppige syrische Gott fand keinen Geschmack an der ernsten hellenischen Göttin, worauf Elagabal die übel zusammengefügte Ehe wieder trennte und als eine passendere Lebensgefährtin für seinen Sonnengott die phönikische Mondgöttin Astarte sammt ihren Tempelschätzen aus Karthago — (die Karthager mußten ihre entführte Göttin auch noch mit einer „Mitgift" ausstatten) — herüberholen ließ. Nach ihrer Ankunft geruhte der Kaiser zu befehlen, daß ganz Rom und Italien fröhlich sein sollten, „sintemalen Götter Hochzeit machten".

War der Gott verheiratet, so mußte es auch der Vicegott und Oberpriester sein. Elagabal vermählte sich demzufolge zuerst mit einer Jungfrau aus dem erlauchten Geschlechte der Kornelier. Er gab dieser seiner Gemahlin den Titel Sebaste (Majestät), verstieß sie aber bald wieder wegen eines Muttermals an ihrem Leibe, wie

Digitized by Google

es hieß. Wie in der christlichen Gesellschaft für die blasirte Wüstlingsschaft Nonnen Anziehungskraft haben, so richtete sich in der römischen das krankhafte Gelüste auf die Vestalinnen. Die Vestapriesterin Aquileja Severa wurde dem Heiligthum der Göttin gewaltsam entrissen und ins kaiserliche Brautbett gezwungen. Diese Tempelschändung und Blasphemie scheint doch in Rom etwelches Murren erregt zu haben, denn der Kaiser fand für gut, seine Frevelthat in einem Schreiben an den Senat zu entschuldigen, worin er sagte: „Mir ist eben auch etwas Menschliches begegnet und ich kann nichts dafür, daß ich mich in das Mädchen leidenschaftlich verliebte. Uebrigens ist ja die Ehe eines Priesters und einer Priesterin ganz in der Ordnung." Das leidenschaftliche Verliebtsein währte aber nicht lange. Elagabal schickte die Ex-Vestalin wieder weg und heiratete eine vornehme Dame, Annia Faustina geheißen. Weitere Namen von Gemahlinnen des Kaisers werden nicht genannt, wohl aber der Name von Gemahlen.

Elagabals Ehen nämlich waren zumeist nicht im Himmel, sondern in Sodom geschlossen. Aber die Römer konnten auch hierzu sagen: „Alles schon dageweſen." Hatte ja der „göttliche" Nero zweimal mit aller Oeffentlichkeit sodomitisch sich verheiratet. Einem „Exoletus" Namens Pythagoras hatte er sich als Weib antrauen lassen[1]). Später dann hatte er den armen schönen und grausam verstümmelten Knaben Sporus, dessen Züge ihn an die der geliebten aber doch gemordeten Poppäa erinnerten, zur Frau genommen[2]). Elagabal eiferte diesem erlauchten Vorbild und

1) „Dem Kaiser wurde das Haupt mit dem feuerfarbenen Brautschleier (flammeum) verhüllt, man sah Priester, Mitgift, Brautbett und Hochzeitfackeln; kurz, alles wurde so recht zur Schau gestellt, was selbst bei der Vermählung mit einem Weibe die Nacht verhüllt." Tacitus, Annal. XV, 37.

2) „Puerum Sporum exsectis testibus etiam in muliebrem naturam configurare conatus." Sueton, Nero 28.

Digitized by Google

Vorgänger nach, indem er für sich zuerst einen gewissen Hierokles, dann mit noch größerer Feierlichkeit einen Kerl Namens Zotikus zum Gemahl erwählte. Der letztere hielt den wahnwitzigen Jungen ordentlich unter dem Pantoffel und wurde von den höchsten Reichswürdenträgern so behandelt, als „wäre er wirklich der Mann seines Gebieters“ [1]). Auch Nero's komödiantische Neigungen fanden sich bei dem kaiserlichen Balspriester wieder. Es genügte ihm nicht, als solcher zu komödiren, er agirte auch als Mime. Im kaiserlichen Palaste wurde ein Ballet, „Paris und Venus“ betitelt, aufgeführt, in welchem der Kaiser die Venus agirte und zwar dergestalt, daß er aus seiner Rolle den schauderhaftesten Unzuchtgräuel machte, welcher jemals in diesen mit allem Schandbaren und Ruchlosen besudelten Mauern geschehen ist [2]).

5.

Die erste Herrscherthat, welche Elagabal nach seiner Ankunft in Rom vollbrachte, war der Befehl an den Senat, Unerhörtes zu beschließen, nämlich einem Weibe, der Kaiserin-Mutter Soämis, Sitz und Stimme in den Senatsversammlungen zu verleihen. So erschien denn neben den „Klarissimi“, wie die Senatoren betitelt waren, jetzt zum erstenmal eine Klarissima in der Kurie, ein knäbisch muthwilliger Hohn und Spott auf alle Traditionen des Römerthums. In demselben Stile regierte der Kaiser dann weiter. Der Weg zu den höchsten Staatsämtern führte über Sodom. Den-

---

1) „Zoticus sub eo tantum valuit, ut ab omnibus officiorum principibus sic haberetur quasi domini maritus esset.“ Lamprid, Heliogab. 10.

2) Derselbe, 5.

Digitized by Google

selben einschlagend wurden Tänzer, Maulthiertreiber, Kutscher und Barbiere Gardegenerale und Minister[1]).

Das widernatürliche Laster, überhaupt die Pestbeule der antiken Gesellschaft, war unter Elagabal so zu sagen zur höchsten Staatsraison erhoben. Diese Pestbeule hat übrigens auch in der modernen Welt allzeit und überall sich gezeigt, wo und wann der Despotismus seinen Höhegrad erreichte. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten z. B. grassirte, wie uns die Briefe der ehrlichen und mit der Sprache geradeherausgehenden Elisabeth Charlotte d'Orleans bezeugen, die Mode, daß Herren „die Damen agirten". So drückt es die gute Pfälzerin aus und sie versichert, daß auch die Jugend des nachmals so berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen durch diesen Gräuel befleckt gewesen sei. Uebrigens sorgt ja schon der kirchliche Cölibat auskömmlich dafür, daß diese Pest nicht aufhöre, und wer etwas gegen das heilige Institut einwenden wollte, „der sei verflucht!"

Man könnte glauben, Elagabal sei von einer dämonischen Begierde und Absicht getrieben worden, zu versuchen, wie weit wohl die menschliche Geduld reichte, was alles die Niedertracht der Menschen sich bieten und anthun ließe. Allein dies annehmen, hieße dem afterwitzigen Jungen zu viel Ehre erweisen. Es war keine Methode, kein pessimistisches System in dieser Narrheit, wie die Welt sie zum zweitenmal nicht gesehen hat. Alles, was die Verirrung der menschlichen Phantasie jemals ausgetiftelt hat, kindisch-rasende Vergeudung, schweinisch im Kothe sich wälzende Lüderlichkeit, Kolossales und Albernes zu einem scheußligen Mischmasch zusammenmantschende Launenhaftigkeit, das alles war in diesem tollgewordenen syrischen Buben verkörpert. Elagabal war geradezu ein Unikum. Er hätte von rechtswegen in Spiritus aufbewahrt und der Nachwelt als das seltenste Naturspiel moralischer Miß-

1) „Commendati enormitate membrorum." Lamprid, 12.

Digitized by Google

gestaltung überliefert werden sollen, als die ungeheuerlichste geistige Mißgeburt.

Elagabals Tage und Nächte waren eine ununterbrochene Aneinanderreihung von Narretheien, Schamlosigkeiten und Grausamkeiten. Er zuerst trug in Rom ganze Anzüge von reiner Seide, welcher Stoff damals noch so kostbar, daß er buchstäblich mit Gold aufgewogen wurde. Ein Pfund Seide kostete ein Pfund Gold. Die kaiserliche Tafel durfte nie weniger als 100,000 Sesterzen kosten. Wie vordem Kaligula, so machte auch Elagabal aus dem kaiserlichen Palatium ein Bordell. Er badete in Roseneſſenz und in den kostbarsten Weinen. Die Erfindung einer neuen Brühe war eine wichtige Staatsangelegenheit. Selbst zu den niedrigsten animalischen Verrichtungen bediente sich der tolle Prasser nur goldener und murrhinischer Gefässe. Für Monstrositäten der Unzucht setzte er Prämien aus. Heute wandelte ihn die Laune an, zehntausend Ratten oder zehntausend Marder oder zehntausend Katzen auf einem Haufen sehen zu wollen, morgen befahl er, ihm tausend Pfund Spinnengewebe zu bringen. Inmitten raffinirtester Schwelgereien und Genüsse vor Begierde verschmachtend und nach Zerstreuung lechzend, ließ er lebenden Hähnen die Kämme ausreißen, lebenden Nachtigallen die Zungen ausschneiden, lebenden Pfauen und Krammetsvögeln das Gehirn auspressen, lebenden Papageien und Fasanen die Köpfe abdrehen. Vor seine goldenen Wagen spannte er Hunde, Hirsche, Kameele, Tiger, Löwen, Elephanten oder zur Abwechselung vier schöne nackte Mädchen, während er selber nackt kutschirte. Seinen Parasiten machte er kostbare Vasen zum Geschenk, angefüllt mit Kröten, Skorpionen oder Schlangen. In seinen bübischen Späſſen regte sich überall der Kitzel der Grausamkeit. Seine zu Tische geladenen Schmarotzer und Speichellecker hielt er so lange hin, bis sie recht hungrig geworden, und dann ließ er ihnen köstliche Gerichte vorsetzen, welche aus Wachs oder Alabaster täuschend nachgebildet waren. Betrunken gemachte

Digitized by Google

Gäste ließ er nach ausgeschlafenem Rausche in einem versperrten Gemache zu ihrem Todesschrecken mitten unter Bären, Löwen und Tigern erwachen, welchen die Zähne ausgebrochen waren. Mitunter, wenn seine Tischgenossen recht munter waren, schlich sich der Wirth davon. Dann schob sich plötzlich die Decke des Speisesals auseinander, ein nicht enden wollender Wolkenbruch von Rosen, Violen und Lilien fiel aus der Oeffnung herab und erstickte die eingeschlossenen Schmausenden unter seiner duftenden Wucht [1]).

Und während dieses Narrenspiel des Cäsarismus im oberirdischen Rom tobte und tollte und der orientalische Sensualismus die ganze Wuth seiner Willkür in der elagabalischen Orgie ausließ, bereitete und rüstete im unterirdischen Rom, in den Katakomben, wo die „Christianer" ihrem gekreuzigten Schmerzensgotte düstere Hymnen sangen, der orientalische Spiritualismus sich zu seinem Vernichtungsstoß auf die von innen heraus verfaulte antike Welt.

6.

In diesem Tollrausch balspfäffisch-kaiserlicher Lebensführung, welche die ganze Ordnung der Natur umzukehren, zu verkehren, zu verhunzen und zu verschänden trachtete, zuckte zuweilen wie ein stechender Schmerz der Gedanke auf: Was wird das Ende sein?

Ein syrischer Bettelprophet soll dem verrückten Jungen von Kaiser prophezeit haben, sein Tod würde ein gewaltsamer sein. Eine wohlfeile Prophezeiung; denn wo und wie hätte der Heliogabalismus anders enden können und sollen als in einer Blutlache? Der wahnwitzige Kaiserbube fühlte in lichten Momenten das selber sehr wohl und er hat sich sogar in seiner Weise darauf vorbereitet.

---

1) Lamprid, 19—32.

Digitized by Google

Er ließ sich Stricke von Seide, Purpur und Scharlach drehen, um sich damit, so der bittere Augenblick gekommen wäre, zu erwürgen. Er hielt auch goldene Degen und Dolche bereit. In Dosen von Perlen, Smaragden und Amethysten verwahrte er schnellwirkende Gifte. Zuletzt ließ er einen hohen Thurm erbauen und den Boden am Fuße desselben mit Gold und Edelsteinen pflastern. Da wollte er sich im Nothfalle herabstürzen: auch sein Tod sollte kostbar und prächtig sein. Es kam aber anders: Elagabals Tod war nichts weniger als prächtig, obzwar seines Lebens durchaus würdig.

Die alte Mäsa hatte schon lange erkannt, daß ihres älteren Enkels sinnloses Rasen mit einer Katastrophe endigen müßte. Sie suchte sich daher bei Zeiten so einzurichten, daß sie nicht mitbetroffen würde. Ihre jüngere Tochter ging auf die Absichten und Veranstaltungen der Mutter ein, während die schandbare Soämis („probrosissima mulier") die Tollheiten ihres Sohnes gedankenlos gewähren ließ und mitmachte. Mäsa fädelte die Sache recht schlau ein. Sie wiederholte ihrem kaiserlichen Enkel fortwährend, wie es schade sei, daß die Regierungssorgen und weltlichen Geschäfte seine Zeit so sehr, zu sehr in Anspruch nähmen und er demnach für seine geistlichen Obliegenheiten, seine priesterlichen Verrichtungen, Opferungen, Feste und bakchischen Pompe nicht Stunden und Tage genug übrighätte. Er sollte sich daher für seine profanen Geschäfte einen Gehilfen zulegen und wer anders könnte das sein als sein Vetter Alexianus? Elagabal ging auf die großmütterliche Leimruthe, adoptirte seinen Vetter, erklärte ihn zum Cäsar und Mitkonsul und ließ das betreffende Dekret vom Senat registriren. Als Gegengefälligkeit verlangte er, daß Alexianus seine Tollheiten, Bübereien und Ausschweifungen mitmachte; allein Mammäa verhinderte das und sorgte sehr umsichtig dafür, daß ihr Sohn geistig und körperlich für seinen künftigen Herrscherberuf tüchtig vorgeschult wurde. Nebenbei mußte der junge Cäsar seinen Namen Alexianus mit dem Namen Alexander vertauschen, weil, wie man die Garde-

Digitized by Google

ſoldaten wiſſen zu laſſen Sorge trug, der Vater des Prinzen, der unvergeßliche Karakalla, dieſen Namen als den des makedoniſchen Heros vor allen hochgehalten habe. Endlich wurde zu Gunſten des Prätendenten auch das Mittel in Anwendung gebracht, worauf, wie Herodian ſich ausdrückt, „die Soldaten am meiſten ſehen“ oder welches „auf ſie am kräftigſten wirkt“, d. h. Geld. Mammäa ſpendete daſſelbe unter der Hand reichlich zur Vertheilung an die Truppen.

Die Bevorzugung, welche Alexander von ſeiten der Prätorianer erfuhr, wurde bald ſo auffallend, daß ſich Elagabal in nüchternen Augenblicken ſagen mußte, ſein Vetter-Mitregent oder die hinter demſelben Stehenden paßten nur eine günſtige Gelegenheit ab, ihn ſelber beiſeite zu ſtellen, was im Sprachgebrauch der römiſchen Kaiſerzeit mit umbringen gleichbedeutend war. Er verſuchte daher das Präveniresſpiel zu ſpielen, war aber ein allzu jämmerlicher Spieler, um gewinnen zu können. Der elagabaliſche Wahnwitz hatte ſich zu dieſer Zeit ſchon zu völligem Blödſinn verwäſſert. Aus dem Narren war ein Kretin geworden. Sonſt hätte Elagabal nicht ganz offen und öffentlich von den Anſchlägen geſprochen, welche er gegen ſeine Tante Mammäa und ihren Sohn in Ausführung bringen wollte. Es war leicht, dieſe Anſchläge zu vereiteln, und nun ermannte ſich der Kaiſer — wie es ſcheint, auf Antreiben ſeitens ſeines Buhlers Hierokles — zu einem gewaltſamen Verſuch. Er entſetzte ſeinen Vetter der cäſariſchen Würde. Die Garden murrten, ließen ſich aber für den Augenblick noch beſchwichtigen und begnügten ſich, ihren General zu beauftragen, für die Sicherheit des jungen Alexanders zu ſorgen.

Das Geſindel, welches den Palaſt erfüllte, Verſchnittene und Pfaffen, Luſtknaben und Freudenmädchen, Tänzer, Cirkuskutſcher und Barbiere, fand ſich aber mißbehaglich und traute dem Frieden nicht. Alexander ſollte daher beſeitigt werden. Man drängte den Kaiſer, den Wurf zu wagen und zunächſt die Stimmung der

Digitized by Google

Truppen einer gefährlichen Probe zu unterstellen, indem man das Gerücht ausgehen ließe, der Prinz läge im Sterben. Nähmen die Soldaten es geduldig hin, so könnte man ja das Gerücht zur Wahrheit machen.

Aber die ungeschickte Probe schlug fehl. Die Prätorianer barsten draußen in ihrem Barackenlager in Wuth aus, sowie das erwähnte Gerücht zu ihnen gedrungen war. Sie weigerten sich, die zur Ablösung der Palastwache bestimmte Kohorte in die Stadt zu schicken, was soviel bedeutete, wie wenn die türkischen Janitscharen ihre Fleischkessel auf dem Et Meidan umstürzten. Beides war eine Erklärung des Aufruhrzustandes. Hierauf schlossen die Garden die Lagerthore und erklärten, auf keine Verhandlung sich einlassen zu wollen, bevor sie den Cäsar Alexander in ihrer Mitte sähen.

Darob fiel der balspfäffische Jämmerling in Angstschweiß. Er ließ eilends seinen Vetter holen, nahm denselben in seinen kaiserlichen Palankin, welchem die Sänfte der Kaiserin-Mutter Soämis folgte, und begab sich mit Pomp und Pracht in das prätorianische Lager. Die Thore desselben öffneten sich dem kaiserlichen Zuge, aber nicht der Kaiser, sondern nur der Cäsar wurde von den Soldaten mit jubelndem Vivat begrüßt. Einer sehr unzeitigen Zornwallung nachgebend, befahl Elagabal die Hauptschreier zu greifen und als Meuterer zu bestrafen. Das hieß den Leitstrick einer geladenen Mine anzünden. Die ganze Garde erhob sich für die verhafteten Kameraden und die Meuterei brach mörderisch los. Der Kretin von Kaiserbube wurde in den Lägerlatrinen, wo er ein Versteck gesucht, aufgefunden und umgebracht, ebenso die Kaiserin-Mutter, ebenso das ganze Gesindel von Gefolge. Die Leichname Elagabals und seiner Mutter wurden von den wüthenden Soldaten unter gräulich-wüsten Späßen durch die Straßen der Stadt geschleift und dann in eine Kloake geworfen. So geschehen am 11. März des Jahres 222.

Digitized by Google

Alexander, nach seinem angeblichen oder wirklichen Großvater Severus genannt, wurde Kaiser, einer der besten, welche Rom gehabt hat. Nur war er allzu nachgiebig gegen seine herrsch- und habsüchtige Mutter Mammäa. Aber alle seine Tüchtigkeit konnte ihn doch nicht davor bewahren, sterben zu müssen, wie sein verrückter Vetter oder Bruder gestorben war. Alexander Severus wurde am 19. März 235 durch meuterische Soldaten in einem Dorf am Rhein (Bretzenheim?) erschlagen.

Der Thor und der Weise, der Feigling und der Tapfere, der Bösewicht und der Tugendmann hatten also ganz das gleiche Schicksal. Das ist der Witz der Weltgeschichte!

Digitized by Google

Hypatia.

. . . . . Das Gemeine nur
Stößt sich den Fuß nicht wund auf seinen Wegen
Und wird nicht aufgehalten. Welt und Zeit,
Euer Schoßkind ist die Mittelmäßigkeit!
Otto Ludwig.

1.

Die Sophisten der „Umkehr" brauchten uns nicht erst so feierlich-ausdrücklich zu versichern, wie sie thaten, — wir wußten ja lange schon aus allen heidnischen, jüdischen, christlichen und islamischen Kirchengeschichten, daß Ausschließlichkeit, Unduldsamkeit und Verfolgungseifer Hauptmerkmale aller Religionen sind, sowie der Religion an und für sich. Das ist nicht etwa im Sinne des Vorwurfs oder der Bemakelung ausgesprochen. Die arme Religion kann nichts dafür: so wenig der Löwe etwas dafür kann, daß er auf Raub ausgehen und bei Befriedigung dieses seines Naturtriebes Blut vergießen muß. Es folgt auch die Religion nur ihrer Natur, wenn sie verfolgt.

Religion ist das Tasten aus dem Zeitlichen heraus und in das Ewige hinein, ein Pfadsuchen vom Endlichen zum Unendlichen, ein Brückenschlagen vom Sinnlichen ins Uebersinnliche. Geht man — ich spreche selbstverständlich hier nur von Menschen und für Menschen, welche das Zeug und den Muth haben, folgerichtig zu

Digitized by Google

denken — diesem eiteln Mühen und Ringen bis zu seiner letzten Wurzelfaser nach, so findet man, daß dieselbe heißt: Angst vor dem Aufhörenmüssen, Horror Vacui, Todesfurcht. Der Mensch will über die seinem Dasein gesetzten Gränzen hinaus fortexistiren: der Glückliche, um seines diesseits genossenen Behagens auch im Jenseits irgendwo weiter zu genießen; der Unglückliche, um „drüben" all das Glück zu finden, um welches er „hüben" geprellt war; der Idealgläubige, um endlich doch in die „heitern Regionen" zu gelangen, wo die „reinen Formen wohnen", die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Nur ganze Männer — von Frauen kann hierbei überhaupt nicht die Rede sein — nur „Nummer-Eins-Männer", welche es nach des Lukretius schönem Ausdrucke soweit gebracht haben, gleichmüthig auf alles blicken zu können („pacata posse omnia mente tueri") vermögen dem Gedanken der Vernichtung des „Ich" und „Selbst" ins unerbittliche Antlitz zu sehen und, wann die letzte Stunde gekommen, stoisch-resignirt zu sagen wie Manfred: „Earth, take these atoms!" Die übrigen Millionen und hunderte von Millionen sie wünschen alle, ihr „Seelenheil" zu retten, d. h. über Tod und Grab hinaus fortzuleben, und da es Menschenart, zu glauben und zu hoffen, was man wünscht, so glauben und hoffen sie, daß ihr liebes Ich „unsterblich" und bestimmt sei, nach ihrem leiblichen Tode in eine höhere Klasse der ewigen Vervollkommnungsschule versetzt zu werden oder, wie die Frommen im landläufigen Sinne es ausdrücken, „Gott zu schauen".

Und die Frommen haben recht. Denn thatsächlich fällt die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit untrennbar mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes zusammen und diese identische Vorstellung macht das aus, was wir „Religion" nennen. Man kann also die Religion mit Fug und Recht eine Assekuranzanstalt für das Seelenheil heißen, eine Unsterblichkeitsversicherungsgesellschaft. Assekuranzanstalten setzen aber die Solidarität der In-

Digitized by Google

teressen ihrer Theilnehmer voraus und ihr Gedeihen beruht auf einer möglichst zahlreichen Betheiligung. Je größer die Anzahl der Gesellschaftsmitglieder, desto größer das Assekuranzkapital und desto größer mithin auch die Sicherheit der Assekurirten, — wenigstens in der Einbildung derselben; denn es untersteht ja keinem Zweifel, daß die Menschen stets bereit sind, alles, was sie von Tausenden, Hunderttausenden und Millionen geglaubt sehen und hören, ohne weiteres für wahr und richtig, für sicher und gewiß zu halten.

Hieraus ergibt sich, daß der Kredit und folglich auch die Heilswirkung eines religiösen Unternehmens um so bedeutender ist, je größer die Zahl derer, welche ihre „Seelen" bei demselben versichert haben. Deßhalb muß es jedem Theilhaber und vorab den Geschäftsführern, Verwaltungsräthen und Agenten ernstlich am Herzen liegen, immer mehr Mitglieder zu gewinnen und die Wirksamkeit der Anstalt immer weiter und weiter, wo möglich über die ganze Erde auszudehnen. Es ist also für die Bekenner einer Religion heilige Pflicht und Schuldigkeit, für dieselbe Propaganda zu machen, und zwar mit allen Mitteln, welche ja der Zweck stets unbedingt heiligt. Die lieben Mitmenschen, sie mögen wollen oder nicht, müssen zu diesem oder jenem alleinseligmachenden Assekuranzglauben bekehrt werden. Sie müssen in unseren Schafstall herein, auf daß ihre Seelen gerettet werden. Sträuben sie sich, desto schlimmer für sie. Prügelt, foltert, erwürgt, kreuzigt, verbrennt die Ketzer! Thut nichts, — „der Bien' muß!"

Es ist demnach nur eine der bekannten „Flachheiten" des Rationalismus, wenn er Fanatismus und Verfolgungssucht als Schattenseiten der Religion achselzuckend beklagt. Im Gegentheil, Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit sind wesentlich religiöse Tugenden. Jede Religion, so lange sie in rechtem Safte steht, d. h. so lange sie an sich selber glaubt, ist fanatisch und verfolgungssüchtig. Sie muß es sein, sie kann gar nicht anders. Jeder rechte

Digitized by Google

Gläubige ist ein Fanatiker, zu jeder Stunde bereit, seine Mitmenschen aus lauter Liebe zu fressen, d. h. aus ungeheurer Angst für sein und ihr Seelenheil sie zu martern und zu morden. Mit dem Verfolgungsgeist und der Verfolgungsgewalt einer Religion sinkt auch ihre Kraft und ihr Kredit. Sowie eine Religion „aufgeklärt" und duldsam wird, tritt sie in das Stadium des Marasmus senilis. Religiöse Toleranz ist ein ganz untrügliches Merkmal, daß die noch zu Recht bestehende Glaubensform von der Civilisation überholt, von der Zeitbildung überflügelt worden sei und nur noch eine konventionelle Bedeutung habe. Der Bestand einer derartig abgelebten und ausgehöhlten Religion ist dann weiter nichts mehr als eine organisirte Heuchelei, welcher sich auch die denkenden Menschen — zu ihrer Schmach sei es gesagt! — unterwerfen, indem sie mit vornehmem Achselzucken das religiöse Institut fortgelten lassen als eine geistliche Sukkursale der weltlichen Polizei, „gut genug für den großen Haufen".

Freilich ist es — alle die Gekreuzigten und Verbrannten haben es schmerzlich erfahren — gefährlich, „sein Gefühl und Schauen dem Pöbel zu offenbaren;" allein wenn man nicht den Maßstab der Konvenienz, sondern den der Sittlichkeit anlegt, so erscheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerther als so ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinsen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommuniciren sieht, aber mitläuft und mitkommunicirt. Wer auf den mühsamen und gefährlichen Felsen- und Gletscherfaden der Selbstbefreiung die Aetherhöhe der Freiheit wirklich erklommen hat, der soll auch den Muth haben, von dem gedankenlosen Schwarm in der Tiefe sich fernzuhalten und das „Odi profanum volgus et arceo —" zu bekennen und zu befolgen. Jeder selbstständige Denker ist ja ein einsamer Mensch, ein Einsiedler mitten im Gewühle des Lebens, und er muß sich daran gewöhnen, „a phantom among men" zu sein wie der arme Shelley . . .

Digitized by Google

Und was soll diese ganze Gedankenentwickelung? Oh, weiter nichts als das „Thema" bilden für die nachstehende historische „Glosse".

2.

Vielleicht der genialste Mensch des gesammten Alterthums ist der makedonische Alexander gewesen. Man begreift beim Anblicke dieses wunderbaren Jünglings, daß die Völker sich zuflüsterten, seine Mutter Olympias habe mit dem Zeus sich vergangen und in der Umarmung des höchsten der Götter den göttlichen Sohn empfangen. Was jubelnde Mythen von den Eroberungszügen fabelten, welche ein anderer Jupitersproß, der Sohn Semele's, unternommen habe, das machte der Makedonier zur Wirklichkeit. Sein Heldenzug nach Asien hat etwas Bakchantisches: etwas wie das Thyrsusschwingen jauchzender Mänaden, etwas wie das Erzbeckenklingen lärmender Korybanten begleitet ihn und zuletzt, ach, endigt alles in der tobenden Orgie des Allmachttaumels, des Weltherrschaftschwindels und des — Weinrausches. Ein Stück Romantik, phantastisch-kühn mitten in die Antike hineingestellt.

Aber Alexander war dennoch nicht etwa nur ein Heros im homerischen oder ein Ritter im ariostischen Sinne, sondern unendlich viel mehr: — ein Kulturheld. Ein durstiger Zecher, setzte er die mit dem Nektarwein der hellenischen Bildung gefüllte Schale an seine Lippen, um in vollen Zügen zu trinken. Dann schwenkte er den göttlichen Pokal asienwärts und afrikawärts, damit das befruchtende Naß bis zu den Gestaden des Indus und des Nils hinspritzte. Ohne Bild: die Erträgnisse der griechischen Kulturarbeit wurden auf den Spitzen der makedonischen Lanzen hinausgetragen in die Welt. Der Eroberer Alexander vollzog zugleich die Mission

Digitized by Google

eines Civiliſators und hierin hat ſeine Genialität noch weit glänzender ſich erwieſen als in der Schlachtenlenkung und Ländergewinnung. Die genialſte ſeiner civiliſatoriſchen Thaten war aber unſtreitig die Gründung der Stadt, welche ſeinen Namen erhielt und bald auch ſeinen Leichnam, um denſelben in dem Mauſoleum zu bewahren, das im Mittelpunkte von Alexandria da ſich erhob, wo die beiden Haupt- und Prachtſtraßen — 1 Meile die eine, 3 Meilen die andere lang — rechtwinkelig ſich kreuzten.

Auf der Landzunge zwiſchen dem See Mareotis im Süden und dem Mittelmeer im Norden wurde die Stadt Alexanders erbaut, beſtimmt, das Emporium des Welthandels, die kosmopolitiſche Hochſchule des Helleniſmus, die Kulturvermittlerin zwiſchen drei Erdtheilen zu ſein. Und das ward ſie und blieb ſie etliche Jahrhunderte lang. Die Dynaſtie der Ptolemäer, welche mit bewundernswerther Geſchicklichkeit das Griechenthum dem alten Aegypten aufzuimpfen verſtanden hat, machte ihre Alexandria architektoniſch zur erſten Stadt der letzten vorchriſtlichen Jahrhunderte und ſie behauptete, den vielfachen Einbußen und Verwüſtungen zum Trotz, welche ſie in den Zeiten des Ueberganges Aegyptens in römiſche Botmäßigkeit erlitt, dieſen Rang auch noch im erſten Seculum der chriſtlichen Aera. Ja, bis zur Zeit Trajans konnte ſie an Koloſſalität, Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Bauten, an Bevölkerungsfülle, Belebtheit und Reichthum mit Rom wetteifern, während es noch zu Anfang des vierten chriſtlichen Jahrhunderts ſcharfſichtigen Beobachtern und kompetenten Urtheilern zweifelhaft erſchien, ob Konſtantinopel oder Alexandria die prächtigere Stadt.

Von ihrer Gründung an hatte Alexandria den Charakter der Weltbürgerlichkeit gehabt und die Ptolemäer hatten denſelben aus allen Kräften geſtärkt und geſteigert, um daran einen Rückhalt zu gewinnen gegen die ſtarre Abgeſchloſſenheit des Aegypterthums und dieſes mittels Raſſen-, Religionen- und Bildungsmiſchung allmälig

Digitized by Google

zu zermürben und zu brechen. Alexandria war die glänzende Verkörperung dieses politischen Gedankens und zugleich ein geräuschvoller Hohn der Weltgeschichte auf die pfäffisch-pharaonische Abmauerung des Nillandes von ehedem. In den beiden Häfen und auf dem riesenhaften, die Pharus-Insel mit dem Festlande verbindenden Hafendamm, auf dem Kanal, welcher die Hafenanlagen mit dem See Mareotis in Verbindung setzte, auf den Quais, auf den Plätzen und Straßen regte und bewegte sich die bunteste Völkermischung. Drei Erdtheile stellten ihr buntes Menschenkontingent. Die kaukasische, die malayische und die äthiopische Rasse waren da vertreten. Alle Hautfarben und alle Trachten Asiens, Afrika's und Europa's wimmelten durcheinander, die Töne unzähliger Sprachen und Mundarten durchkreuzten sich. Geschwader von Nilbarken führten die Erzeugnisse Abyssiniens und Oberägyptens herab, Kameelkaravanen brachten von den Ufern des rothen Meeres die dort ausgeladenen Stoffe China's und die Gewürze Indiens, andere über die Landenge von Pelusium herüber den Ueberfluß Syriens und wieder andere die köstlichen Früchte der in die Wüsten Libyens gestreuten Oasen. Und was Asien und Afrika nach dem großen Stapelplatz lieferten, das ward aus den ungeheuren Waarenspeichern am mastenwimmelnden Hafen auf die Schiffe aller seefahrenden Nationen gebracht, um nach den Küsten Europa's verführt zu werden. Im übrigen hatte Alexandria wie der Vortheile der ersten Welthandelsstadt zu genießen, so auch die Nachtheile dieser Stellung zu tragen. Die Stadt war demzufolge der Hauptsammelplatz aller Schwindler und Gauner, Fälscher, Diebe und Mörder und der alexandrinische Pöbel seiner Anzahl, seiner Frechheit und Unbändigkeit wegen so verrühmt, wie zu unserer Zeit der Mob von London oder New-York. Ueberhaupt war die buntgemischte Bevölkerung Alexandria's schwer zu bemeistern und schwierig zu beherrschen. In der Barrikadologie durften die Alexandriner dreist den Ehrenplatz ansprechen,

Digitized by Google

welche in der modernen Welt den Parisern von rechtswegen zukommt.

Aber die Stadt Alexanders war nicht nur die Lieblingsstätte des Völkerverkehrs, des Handels und der Emeuten, sondern auch der Wissenschaft. Welche Nachblüthe hier die griechische Literatur erlebte, weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Man muß es den Königen der ptolemäischen Dynastie lassen, daß sie die Kulturmission des Heros, dem ihr Stifter als General gedient hatte, mit Eifer fortsetzten. Zwar die schöpferische Kraft des hellenischen Genius in allen höheren und höchsten Sphären der Poesie und Philosophie war im alexandrinischen Zeitalter schon unwiderbringlich dahin und die exquicklichsten dichterischen Töne, welche dazumal noch laut wurden, kamen aus der idyllischen Rohrflöte des Theokrit. Dagegen entwickelte sich in Alexandrien zum erstenmal in der antiken Welt eine vielseitige, methodische Gelehrsamkeit und eine eifrige, systematische Pflege der exakten Wissenschaften. Die Stadt war auch geradezu die Bibliothek des Alterthums. Die von Ptolemäos Philadelphos zusammengebrachte unschätzbare Büchersammlung von 400,000 Bänden oder Rollen war freilich im alexandrinischen Kriege des Julius Cäsar in Flammen und Rauch aufgegangen. Allein Ptolemäos Physkon sammelte eine zweite kostbare Bücherei, die dann in den 200,000 Bänden der Bibliothek des Königs Eumenes von Pergamus, welche Markus Antonius seiner hochgeliebten Kleopatra zum Geschenke machte, einen stattlichen Zuwachs erhielt. Diese Büchersammlung, welche die geistigen Schätze, die Resultate der gesammten Kulturarbeit des Alterthums in sich faßte, war in einem Flügel des Serapeion untergebracht, in jenem Riesen- und Prachtgebäude also, welches die grandioseste Tempelbaute der alten Welt und der Stolz Alexandria's gewesen ist. Das Serapeion, an und in welchem sich alles Schöne, was griechische Ornamentik, Skulptur und Malerei hervorzubringen vermochten, mit dem Kolossalen der ägyptischen Architektur

Digitized by Google

zu einem majestätischen Ganzen verband, war dem Dienste des Serapis (Sar-Api, zusammengezogen aus Osiri-Hapi, Osiris der Richter) geweiht und also einem durch den ersten Ptolemäer zusammengestoppelten Gotte gewidmet. Eine wunderliche mythologische Bildung! Denn der König hatte den hellenischen Zeus seinen ägyptischen Unterthanen dadurch annehmlich zu machen gesucht und gewußt, daß er den griechischen Gott mit einem ägyptischen, dem Osiris, zu einem Idole verschmolz.

Das sinkende Heidenthum bemühte sich überhaupt, mittels allerhand wunderlicher Kombinationen und Allianzen seine Existenz zu verlängern. Es war auch, bereits von dem Vorgefühle seines Unterganges angefröstelt, verträglich und duldsam. Besonders in Alexandria, wo schon die Handelsverhältnisse es gebieterisch forderten, daß die verschiedenen landwüchsigen und importirten Götter, d. h. ihre Anhänger, in leidlichem Frieden miteinander oder wenigstens nebeneinander lebten. Die heidnischen Gottheiten hatten sich da schon frühzeitig die Nachbarschaft des grimmigen Judengottes Jahve gefallen lassen müssen; denn die Kinder Israel waren zu vielen tausenden an einen Ort herbeigeströmt, welcher zum Geschäftemachen so geeignet war, hatten sich da niedergelassen und bildeten in Folge der Fruchtbarkeit ihrer Lenden und Schöße bald einen sehr zahlreichen und gewichtigen Theil der Stadtbevölkerung. Das Aufkommen des Christenthums brachte in diese ein neues, höchst wirksames Ferment. Auf dem heißen Boden Aegyptens, welcher ja die christliche Möncherei ausgebrütet hat, fanatisirte sich der neue Glaube zu einer aggressiven Wuth hinauf, welcher gegenüber Heidenthum und Judenthum nur mühsam ihre defensiven Stellungen behaupteten. Aus den ägyptischen Wüsteneien sind jene Scharen barfüßiger und schwarzkäppiger Mönche hervorgebrochen, welche im Namen des Gekreuzigten allem Schönen, was die heidnische Welt geschaffen hatte, einen Vertilgungskrieg ansagten und diesen Krieg unerbittlich führten.

Digitized by Google

Die antike Götterdämmerung hatte begonnen und war durch die Reaktion Julians nicht in ihrem Laufe aufgehalten worden. Die altersschwach gewordenen alten Götter wurden von den neuen Göttern — denn schon hatte sich ja auch das Christenthum polytheistisch gestaltet — ihrer Altäre entsetzt und ins Exil getrieben, welches sie — merkwürdig zu sagen! — in der Brust der ganz Bildungslosen, der Bauern auf dem platten Lande, sowie der Höchstgebildeten fanden, welchen letzteren die Anschauungen und Lehren der griechischen Philosophie mehr religiöse Befriedigung gewährten als die vom Koncil zu Nikäa festgestellten christlichen Dogmen. Aber die Philosophie war nur noch ein schwacher Schild für die armen schönen Göttergestalten des Olympos. Sie vermochte dieselben gegen die Streitaxt in der derben Faust der christlichen Theologie nicht mehr lange zu decken. Es kam der Tag und die Stunde, wo der „Vater der Götter und Menschen", Jupiter Optimus Maximus förmlich und feierlich abgesetzt wurde.

Dieses Exempel ist an einem Gotte, zu welchem Millionen und wieder Millionen von Menschen fürchtend und hoffend, flehend und dankend, leidvoll und freudvoll gebetet hatten, statuirt worden auf Anordnung des Kaisers Theodosius, welcher, der Sohn eines hispanischen Landsknechts, des römischen Gesammt-Imperiums Majestät zum letztenmal in seiner Person vereinigte. Es war gewiß eine höchst eigenthümliche Scene, als der Kaiser in voller Senatssitzung die Frage: Soll der Dienst Jovis oder Christi die Religion der Römer sein? zur Verhandlung und Abstimmung bringen ließ. Todte also sollten da einen Todten begraben. Denn der römische Senat war ja seit etlichen Jahrhunderten schon nur noch eine klägliche Spukgestalt, ein Gespenst der Republik, welches der Cäsarismus wie zum Spaß hatte herumwanken lassen, und auch der alte Jupiter war schon vor langer Zeit gestorben. Dennoch — wunderbar zu melden! — vermochte der allerhöchste Wink und Befehl in der senatorischen Mumiensammlung keine Stimmenein-

Digitized by Google

heiligkeit zu Ungunsten des Liebhabers der Danae, der Europa und Semele zuwegezubringen. Nur mit Stimmenmehrheit wurde dekretirt: Herrgott Jupiter ist anmit abgesetzt und seine Religion verworfen und abgethan. Einer jener Skribenten, welche allzeit und überall in Versen und in Prosa dem Erfolge räuchern, der Zeitgenosse Aurelius Prudentius, hat dann, über das „infame Jovis pulvinar“ losziehend, dem abgethanen Gotte noch einen hexametrischen Eselstritt gegeben. Der ganze Staatsaktus aber macht Einen unwillkürlich an einen ähnlichen denken, welcher gerade 13 Jahrhunderte später stattfand, an jenen auf Betreiben Robespierre's gefaßten Konventsbeschluß, kraft dessen der Herrgott — unbestimmt freilich, ob der heidnische, jüdische oder christliche — wieder eingesetzt worden ist. Was sich die armen Götter unter Umständen nicht alles gefallen lassen müssen!

Die Zerstörungsarbeit, welche der christliche Fanatismus in der ganzen Kraft und Wildheit seiner Flegeljahre gegen das altersschwache Heidenthum begonnen hatte, war jedoch dem römischen Senatskonsult weit vorausgeeilt, insbesondere in den Provinzen des Ostens, wo sich die Bekenner des neuen Glaubens mit unbändiger Wuth auf die Oertlichkeiten und Apparate des alten warfen, um alle die „heidnischen Gräuel“ vom Angesicht der Erde wegzutilgen. Vorragend an inbrünstigem Eifer in diesem Geschäfte war unter seinen Amtsbrüdern der Erzbischof von Alexandria, Theophilus, welchen uns die zeitgenössischen Quellenschriften in so schroff wechselnder Beleuchtung zeigen, daß man nicht recht weiß, ob er ein großer Heiliger oder ein vollendeter Schurke gewesen, — wie das ja auch mit anderen großen Kirchenlichtern damaliger und späterer Zeiten der Fall. Im übrigen muß man einräumen, diese alten Pfaffen waren in ihrer Art ganze Kerle. Keine „gebildeten“ Philister, keine aufgeklärten Wendehälse, Zweiächseler und Simsenläufer, keine liberalen Eiertänzer und Balancirstängler, nein, wohl aber Durchgreifer, Durchfahrer und Drauflos-

Digitized by Google

gänger mit Hurrah und Hussah, will sagen mit Kyrie-eleison und Te-deum-laudamus, mit Hosianna und Halleluja.

Der streitbare Theophilus lebte selbstverständlich mit der heidnischen und jüdischen Bevölkerung Alexandria's in fortwährender Fehde, die er zuweilen mit viel List, aber häufiger mit noch mehr Gewalt führte, immer nur in der heiligen Absicht, seinen dreieinigen Gott über Zeus und Jahve triumphiren zu lassen. Juden und Heiden — die letzteren unter Führung des Philosophen Olympios — zogen mitunter, durch die gemeinsame Gefahr vereint, an einem Strange gegen den Erzbischof; allein dieser, dem der Pöbel der Stadt und in der nahgelegenen Wüstenei Nitria ein allzeit kampffertiges Heer von Mönchen zu Diensten war, erwies sich in der Regel als der Stärkere. So gelang ihm denn auch sein Zerstörungsanschlag auf das Serapeion, welches ihm als die Hauptburg des Heidenthums in Alexandria verhaßt war. Freilich haben heidnische Autoren behauptet, der heilige Mann sei bei seinem Anschlag auf den Tempel des Serapis von der „auri sacra fames" getrieben worden, d. h. er habe den ungeheuern Barschatz von Gold und Silber, welcher in Form von Kultgeräthen und Weihegefäßen dort vorhanden, an sich bringen wollen. Wie dem sei, der Erzbischof gelangte an sein Ziel (389). Er wußte ein Edikt des Theodosius zu erwirken, welches ihn zur Zerstörung der „Götzen" in Alexandria ermächtigte und welches die Heiden, die gar wohl wußten, daß der Kaiser nicht mit sich spassen ließe, so entmuthigte, daß sie den bislang mit den Waffen in der Hand zum Schutze ihres großen Heiligthums geführten Kampf aufgaben. Theophilus, als der echte und rechte Christ, der er war, begann sein Zerstörungswerk mit der Vernichtung der heidnischen Kulturschätze, welche im Serapeion aufbewahrt wurden: — die große Bibliothek ward vernichtet oder durch Plünderung zerstreut. Diese heidnischen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Mathematiker, Physiker und Astronomen, welche so vieles zu lehren wußten, sollten die heilige Un-

Digitized by Google

wissenheit und fromme Barbarei der Christen nicht länger belästigen und beeinträchtigen. Nachdem sodann der Erzbischof der goldenen und silbernen Tempelgefässe sich bemächtigt hatte, drang er mit seiner Bande bis ins innerste Heiligthum, bis zur Cella vor, wo die Kolossalstatue des Serapis stand. Auf des Prälaten Befehl thut ein Soldat die ersten Axthiebe auf das Bild des Gottes, dessen Haupt bald am Boden rollt. Wie der Rumpf zertrümmert wird, bricht eine Schar von Ratten aus dem hohlen Innern und macht sich mit grunzendem Protest gegen diesen Eingriff in wohlerworbene geistliche Rechte davon. Das umstehende Volk birst darob in schallendes Gelächter aus; aber nur getrost, oh frommes Ungeziefer, die Menschen werden es nie und nirgends an Götzen fehlen lassen, in deren Bäuchen du wohlig dich bergen und betten kannst. Das Serapeion wurde mit Aufbietung aller Zerstörungsmittel mühsälig in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf der später theilweise abgeräumten Schuttstätte eine den christlichen Märtyrern gewidmete Kirche errichtet [1]). Die Ratten konnten wiederkommen.

3.

Die Kühnheit des Theophilus hatte zwar dem Heidenthum und Judenthum in der Metropole Aegyptens schwere Niederlagen bereitet und das Christenthum zur herrschenden Religion daselbst gemacht. Man erkannte das schon an dem selbstbewußten und prunkvollen Auftreten der Christen und Christinnen in den Straßen

1) Hauptquelle für das Vorstehende wie für das Nachfolgende ist des i. J. 390 zu Konstantinopel geborenen Sokrates Scholastikus Historia ecclesiae (welche die Zeit von 304 bis 439 in sieben Büchern umfaßt), lib. V, cap. 16; lib. VII, cap. 14, 15.

Digitized by Google

der Stadt. Die neue Religion war nämlich jetzt schon nicht mehr bloß der Glaube der Armen und Unterdrückten, sondern vielfach auch der von vornehmen Herren und modischen Damen. Letztere stolzirten auf Straßen und Plätzen in kostbaren Gewändern, bestickt mit Bildern aus der christlichen Mythologie, ein Exemplar der „heiligen" Schrift an einer Goldkette am Halse hängend, während Sklaven Sonnenschirme über sie hielten und ihnen Bettkissen und Fächer nachtrugen. Dennoch aber war das geschlagene Heidenthum noch lange nicht völlig besiegt, weil die Mehrzahl der Leute von gutem Ton und feiner Lebensart wenn nicht den Glauben an die alten Götter, so doch den Geschmack für die antike Philosophie bewahrte. Da war es denn, dieser verdammlichen Ketzerei zu steuern und die Insassenschaft des rechtgläubigen Schafstalls zu mehren, sehr vonnöthen, daß die energische Aggression des hochseligen Theophilus einen ebenbürtigen Fortsetzer fand in der Person seines Neffen Kyrillos, der zugleich des Oheims Nachfolger auf dem erzbischöflichen Throne von Alexandria war (412—44).

Sankt Kyrill — denn die Kirche nahm ihren trefflichen Kämpen mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen auf — hat sich bekanntlich als Gegner des Nestorius in der Dogmengeschichte einen bleibenden Namen gemacht, und wer aus Neugier oder von berufswegen in jenen Regionen des tieferen Blödsinns, wo die „*συνάφεια καὶ ἐνοίκησις*" und die „*φυσικὴ ἕνωσις*" als wuthkreischende Fledermäuse einander zausen, sich umgetrieben hat, kennt den rüstigen Klopffechter, welcher kein sanftes „Lämmerschwänzchen", wohl aber ein kräftiger Ochsenziemer der ecclesia militans gewesen ist. Hierzu hatte ein mehrjähriger Aufenthalt unter den Mönchen von Nitria ihn herangeschult und er brachte auf den erzbischöflichen Stuhl den festen Entschluß mit, so oder so mit dem Juden- und Heidenthum in Alexandria ein Ende zu machen.

Der Erzbischof war der Mann, zu handeln, wie er dachte. Er versicherte sich der Macht über den fanatischen, stets zum Spek-

Digitized by Google

takeln und Tumultiren geneigten und bereiten Pöbel und schuf sich in den sogenannten „Parabolani“, städtischen Missionären, welche eigentlich zur Armen- und Krankenpflege bestimmt waren, eine förmliche Leibwache. Dies gethan, richtete er seinen heiligen Eifer zunächst gegen die Juden, welche ihrer durch zahllose Neckereien von seiten der Christen angeblasenen Wuth nachgebend zuletzt im Theater und auf den Straßen der Stadt mit blanken Waffen über ihre Gegner herfielen. Sofort gab unser Heiliger das Signal zum Vertilgungskampf, welchem die Juden sicherlich erlegen wären, falls sich der kaiserliche Präfekt Orestes nicht eingemischt hätte, um den die Stadt durchtobenden Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen. Das ging freilich nicht so leicht; denn die Mönche von Nitria, welche zu hunderten auf einen Wink Kyrills in die Stadt geströmt waren, und die Parabolani besannen sich nicht, die Pöbelhorden selbst gegen den mit der kaiserlichen Autorität bekleideten Präfekten aufzustacheln. Orestes bändigte nur mühsam den Aufstand, wobei ihn ein Mönch, Ammonius, mittels eines Steinwurfes ziemlich schwer verwundete. Der Fanatiker ward ergriffen, processirt und hingerichtet; allein Sankt Kyrill ließ den Leichnam des „Märtyrers“ im Cäsareion zur Erbauung der Gläubigen öffentlich ausstellen und dann pomphaft bestatten. Der Präfekt sollte es büßen, daß er in die widerjüdischen Absichten des kyrillischen Eifers hemmend eingegriffen. Orestes stand dem Erzbischof überhaupt äußerst hinderlich im Wege. Erstens deßhalb, weil der Stellvertreter des Kaisers seine Verachtung der christlichen Pfafferei und seine Hinneigung zur heidnisch-hellenischen Philosophie nur schlecht verbarg; zweitens, weil er seiner Pflicht gemäß den Frieden unter der bunten Bevölkerung Alexandria's aufrecht zu halten suchte; drittens, weil Kyrill schlechterdings in der Stadt keine andere Macht und Gewalt dulden wollte als seine eigene, — natürlich nicht etwa aus pfäffischer Herrschsucht, sondern einzig und allein „zur größeren Ehre Gottes“.

Digitized by Google

Der Präfekt sollte demnach getroffen werden, und da sich zunächst keine günstige Gelegenheit bot, den Mann in eigener Person zu treffen, so sollte er in einer ihm nahestehenden getroffen werden. Die Umstände fügten es auch so glücklich, daß Sankt Kyrill da zwei Fliegen mit einem Schlag erreichen konnte. Nämlich: die Person, in welcher Orestes verwundet werden sollte, war die demselben befreundete Philosophin Hypatia, dermalen anerkannt die Hauptstütze des Heidenthums in Alexandria, mit welcher unser vielgeplagter Heiliger auch persönlich ein Hühnchen zu pflücken hatte. Denn die jungfräuliche Philosophin, die Heidin und Ketzerin war so unverschämt, dem Erzbischof Konkurrenz zu machen, d. h. zur gleichen Zeit, wo er in der Kirche seine Predigten hielt, in ihrem Hause ihre philosophischen Vorträge zu halten, zu welchen — leidige Thatsache! — die Auswahl der alexandrinischen Gesellschaft zu Wagen und auf Sänften strömte, während ein sehr gemischtes, mehr ruppiges als elegantes Publikum die Zuhörerschaft des heiligen Mannes bildete. Allerdings fehlte es den pastoralen Auslassungen desselben auf der Kanzel nicht an Händegeklatsch und Beifallsrufen; allein die Freude über diese wohlverdienten Erfolge wurde dem Prälaten schnöder Weise durch heidnische Lästerzungen vergällt, welche behaupteten, die den erzbischöflichen Predigten gespendeten Beifallsrufe und Händeklatschlaute rührten von geschickt in der Versammlung vertheilten und für ihre Mühe bezahlten Leuten her. Den Ruf und Ruhm eines notorischen Heiligen zum Ergebniß der Claque herabwürdigen, schon dieser Frevel verdiente die härteste Ahndung.

Die arme Hypatia wird furchtbar erfahren, daß es nicht gut thut, gegen den Strom zu schwimmen und einer besiegten Sache zu dienen; sie wird furchtbar erfahren, daß die Pfaffen lange Zungen haben und das Volk lange Ohren hat und brutale Fäuste . . .

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Mathematikers Theon, welcher den Euklid und Ptolemäos kommentirte und sein

Digitized by Google

um das Jahr 380 — vielleicht etwas früher oder etwas später — geborenes, mit großen Gaben ausgestattetes Kind frühzeitig mit Mathematik und Astronomie vertraut machte. In der Geometrie wurde das junge Mädchen so fest und sicher, daß es den Ehrennamen „ἡ γεωμετρικὴ“ erhielt. Durch die strenge Vorschule der Mathematik ging sie in die Halle der Philosophie ein und wurde eine eifrige Adeptin des Neu-Platonismus, für welchen gegen den Ausgang des 4. Jahrhunderts der christlichen Aera hin die alte Lieblingsstätte der hellenischen Philosophie, Athen, die letzte Hochschule geworden war. Diese Hochschule bezog auch Hypatia und hörte insbesondere den neuplatonischen Mystiker Plutarch den jüngeren, in dessen Akademie seine Tochter Asklepigeneia die Honneurs machte. Frauen spielten überhaupt in damaliger Zeit vortretende Rollen; nicht allein in Museen und Künstlerwerkstätten, sondern auch in Feldlagern, in Rathssälen und auf Thronen. Man denke nur der Zenobien, Amalasunthen, Placidien, Honorien, Pulcherien und Eudokien.

Nach wohlbenützten Lehr- und Wanderjahren kehrte Hypatia nach Alexandria heim und trat daselbst als Lehrerin der Philosophie auf. Sie blieb Heidin und Jungfrau, so zu sagen eine Spätlingsverkörperung des Begriffes der Pallas Athene. Schön von Antlitz und Gestalt, anmuthigen Gebarens, geistvoll, hochgebildet, beredsam, wie sie war, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen; allein sie gab keinem derselben Gehör. Falls dem Lexikographen Suidas, welcher, obzwar ein Konfusionsrath, uns eine Fülle interessanter Notizen aus dem Alterthum herüberrettete, Glauben zu schenken ist, hat Hypatia in der herben Sprödigkeit ihrer Jungferschaft sogar keinen Anstand genommen, in sie Verliebte durch Anwendung sehr drastischer, nach unserem Gefühle mit mädchenhafter Schamhaftigkeit freilich schwer zu reimender Mittel zu kuriren [1]).

1) Als sich einer ihrer Zuhörer heftig in sie verliebt hatte, „pannos

Digitized by Google

Wenn aber der Liebe unzugänglich, war die schöne und keusche Philosophin für Freundschaft um so empfänglicher, auch dadurch erweisend, daß sie nicht eine romantische, sondern eine antike Natur. Unter ihren Freunden ragen zwei hervor: der kaiserliche Präfekt Orestes, welcher fortwährend alle Hände voll zu thun hatte, die energischen Eingriffe des heiligen Kyrill in seine statthalterlichen Rechte und Machtvollkommenheiten nothdürftig zurückzuweisen, und — merkwürdiger Weise — ein christlicher Prälat, Synesios von Kyrene, Bischof von Ptolemais, welcher ein Schüler Hypatia's war. Der künftige Bischof als Zuhörer zu den Füßen der jungen Heidin sitzend, das ist auch so ein kontrastvolles Bild, wie sie eben nur in großen Uebergangsepochen vorkommen. Synesios bildet bekanntlich mit Klemens von Alexandria, Gregor von Nazianz und Methodios von Patara eine Gruppe der ältesten christlichen Poeten. Die zum Preise der Götter und der Mysterien des neuen Glaubens gesungenen Lieder und Hymnen dieser Griechen haben freilich einen sehr starken Beisatz von Heidenthum und schöpfen ihre Inspiration mehr aus dem Platonismus und Neuplatonismus denn aus den Evangelien. Als Musterstück dieser Dichterei kann recht wohl der berühmte Hymnus des Klemens auf den Erlöser Christus gelten, allwo die Christen als „Säuglinge" erscheinen, welche „aus den süßen Brüsten der anmuthigen Nymphe Weisheit himmlische Milch schlürfen" [1]).

Auch der gute Bischof von Ptolemais war im Grunde weit mehr Neuplatoniker als Christ und daraus erklärt sich die Innigkeit und

---

mensibus foedatos illi ostendisse dicitur et dixisse: Hoc quidem adamas, o adolescens! et sic animum ejus sanasse." Suidas, art. Hypatia.

1) γάλα οὐράνιον
μαστῶν γλυκερῶν
νύμφης χαρίτων
σοφίας τῆς σῆς ἐκθλιβόμενον,
οἱ νηπίαχοι, cet.

Digitized by Google

Dauer seines freundschaftlichen Verhältnisses zur Hypatia. Zugleich aber sind die uns überlieferten Urkunden dieses Verhältnisses, d. h. sieben Briefe des Synesios an die Philosophin, ein wahres und unvergängliches Ehrenmal für diese. Der Bischof übersendet ihr seine Schriften zur Beurtheilung und macht das Erscheinen oder Nichterscheinen derselben von ihrer zustimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er schreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde mangeln meinem Herzen, aber mehr noch mangelt ihm deine göttliche Seele, die mehr als alles andere die Herbigkeit meines Schicksals zu versüßen vermöchte." Ein andermal entschüttet er seine Trauer also gegen Hypatia: „Oh, meine Mutter, meine Schwester, meine Lehrerin, meine Wohlthäterin, meine Seele ist sehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tödtet mich." Ein drittesmal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es dir, wie ich hoffe, besser ergeht als mir, so bin ich nur noch halb unglücklich." Vom Christenthum ist in den Briefen des guten Bischofs nicht mit einem einzigen Worte die Rede.

Und doch war das Christenthum ein unhemmbar-siegend vorschreitendes Princip, das Heidenthum nur noch ein abgünstig geduldetes. Jenes ein frohlockend um sich greifendes Feuer, dieses ein ängstlich zuckendes Flämmchen, durch die pietätvollen Hände von wenigen Auserwählten mühsam vor dem Erlöschen bewahrt. Man kann wohl sagen, daß die beiden Principien zu Alexandria in den Personen des heiligen Kyrill und der keuschen Hypatia verkörpert einander gegenüberstanden. Ein Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben und wir dürfen, ohne der Philosophin ein Unrecht anzuthun, wohl annehmen, daß sie immerhin noch Weib genug gewesen sei, um den Gegner mehr zu reizen und herauszufordern als zu begütigen und zu entwaffnen. Weibliche Eitelkeit, Rechthaberei und Streitsucht pflegen auch in Philosophinnen ein Plätzchen, mitunter sogar einen großen Platz zu finden und Sankt Kyrill

Digitized by Google

mochte richtig rathen, wenn er die Akademie der schönen Jungfrau nicht nur als die letzte Burg des Heidenthums in Alexandria ansah, sondern auch als den Ort, wo sein Widersacher Orestes wirksame Anregungen empfing und von wo die witzigen antikyrillischen Epigramme ausgingen, welche die alexandrinische Gesellschaft auf Kosten eines Heiligen mehr lachen machten, als einem Heiligen anständig scheinen konnte.

Derweil man also im heidnischen Prätorium viel Geist verausgabte und Witz verbrauchte, philosophirte und satirisirte, bereitete man im christlichen Tabernakel einen Schlag vor. Schöne Heidin Hypatia, hüte dich! Unter den mönchischen Horden Nitria's draußen, wie unter den Pöbelbanden drinnen geht ein Gemunkel und Gezischel um und birst auch wohl in wüste Schimpf- und Drohrufe aus, unsere liebenswürdige Philosophin sei eine verruchte Zauberin und ihre Akademie nur der Schauplatz teuflischer Mysterien und Orgien. Wußte Sankt Kyrill, was für Dämonen er heraufbeschwor, als er der heiligen Dummheit die arme Hypatia als Hexe signalisirte? Ohne Zweifel; aber er beschwor ja diese Dämonen nur „zur größeren Ehre Gottes" und außerdem wollen wir in geziemender christlicher Liebe glauben, daß im entscheidenden Augenblicke dem Beschwörer seine Macht über die Beschworenen versagte. Denn von einem notorischen Heiligen ist doch wohl nicht anzunehmen, er habe mit der Bosheit Belials die Grausamkeit Molochs verbunden; oder doch?

Das Zerwürfniß des Erzbischofs mit dem Präfekten war seit dem Judentumult immer klaffender geworden. Beide bestürmten den kaiserlichen Hof mit gegenseitigen Anklagen; allein es war kein erster Theodosius mehr da, um entscheidend einzugreifen, sondern nur ein zweiter, ein kläglicher Kaiserschemen und Weiberknecht, welcher die Dinge im Reiche lottern und schlottern ließ, wie sie konnten und mochten. Die beiden rivalisirenden Gewalthaber in Alexandria blieben daher sich selber überlassen und das „geistliche

Digitized by Google

Schwert" durfte sich sagen, daß es die öffentliche Meinung, welche ja mit dem Stärkeren zu gehen liebt, für sich haben würde, so es ihm gelänge, das „weltliche" unterzukriegen. Aber es steht geschrieben: „Seid klug wie die Schlangen!" und unser Heiliger war in der heiligen Schrift zu beschlagen, um das nicht zu wissen. Demuth und Milde ziemt dem christlichen Priester und: „Liebet eure Feinde!" spricht der Herr. Aus diesen Gründen und nicht etwa, wie heidnische Lästerzungen behaupten wollten, aus Motiven einer Politik, welche sich den Anschein geben wollte, herausgefordert worden zu sein, begab sich Sankt Kyrill eines Tages unter Vortragung eines Exemplars der Evangelien zum Präfekten, um den schwebenden Zwist in Minne zu schlichten und den Friedensschluß sofort auf das heilige Buch zu beschwören.

Da hatte nun aber der Teufel ganz offenbarlich sein Spiel. Denn, siehe, Orestes wies den Friedensantrag des heiligen Mannes zurück, ohne allen Zweifel auf die Einflüsterung der Hexe Hypatia hin. Sofort fiel der lange und wohlvorbereitete Schlag. Denn eilends ward in die Trompete des Zorns gestoßen und eifrigst das Widderhorn des Zeters geblasen, um die heilige Dummheit und die fromme Wuth auf den Plan zu rufen. Sie kam. Eine Bande von Mönchen schwärmte von Nitria herein, die Matrosenkneipen am Hafen, die Gaunerherbergen der Rhakotis, die Bordelle am kanopischen Kanal spieen ihre Insassen auf die Straßen, damit sie „zur größeren Ehre Gottes" arbeiteten, und zwar unter Anleitung eines würdigen Führers, eines angehenden Priesters, welcher Peter hieß und den Berufsbeinamen der „Lektor" trug. Nachdem der Tumult im Gange, fand Sankt Kyrill als kluger Puppenspieler nicht gerathen, seine Hände weiter dabei zu zeigen, sondern wusch vielmehr dieselben in Unschuld. Mit- und Nachwelt sind aber so profan gewesen, an die Wirksamkeit dieser Wäsche nicht recht zu glauben, und selbst der frommgläubige Sokrates Scholastikus konnte sich nicht enthalten, in seiner Kirchenhistorie mit dürren

Digitized by Google

Worten zu sagen, der an Hypatia verübte Mord und die Art seiner Verübung habe „den heiligen Kyrill und die ganze Kirche von Alexandria mit Schmach bedeckt."

Das Unheil war im Zug und der Gräuel geschah. Eines Tages im März des Jahres 415 durchtobte eine Pfaffen- und Pöbelhorde tumultirend die Straßen der Stadt, deren Bewohner aber derartiger Auftritte zu sehr gewohnt waren, als daß sie sich viel daraus gemacht hätten. In der Straße, wo unweit der „cäsarischen" Kirche Hypatia's Haus gelegen war, staute sich der wüste Menschenkehricht. Der Wagen der schönen Philosophin wartete an der Hauspforte, denn, unwissend, daß der Pöbelauflauf ihr gälte, war sie im Begriffe, auszufahren.

Sie kam herab, bestieg den Wagen und hat, indem sie sich zurechtsetzte, wohl einen Blick philosophischer Verachtung auf die spektakelnde Rotte geworfen.

Da aber, wie die Pferde anziehen wollen, stößt Peter der Vorleser einen Signalschrei aus und wüthend werfen sich die Mönche und wirft sich die ganze „heilige Canaille" auf die „Hexe". Hypatia wird vom Wagen gerissen und im Nu und Hui werden ihr erbarmungslos-roh sämmtliche Gewänder vom Leibe gezerrt. Das freche Tageslicht sieht die jungfräuliche Nacktheit der vor Ueberraschung und Entsetzen Versteinerten. Die also Geschändete wird unter wüsten Mißhandlungen in die nahe Kirche geschleppt und dort von den rasenden Satanassen buchstäblich in Stücke zerrissen. Die noch zuckenden Glieder der erlauchten Blutzeugin der Denkfreiheit werden unter kanibalischem Jubel durch die Straßen geschleift und schließlich auf dem Kinaron verbrannt... Das Christenthum hatte gesiegt.

Diese Scheußlichkeit gemahnt in ihren Einzelnheiten höchst auffallend an die gräßliche Ermordung der armen Prinzessin Lamballe im Gefängnisse La Force am schrecklichen 3. September von 1792. Ja, der Fanatismus, ob so oder so gefärbt, bleibt immer und überall derselbe und mächtig ist im Menschen die Bestie.

Digitized by Google

Atlantis.

Med ett skepp och ett svärd
Emot okända mål drog i Vikinga-färd
Uppå hafvet.
Geijer.

1.

Als in unvordenklicher Zeit unsere germanischen Altvorderen auf ihrem Wanderzuge von der mittelasiatischen Hochebene her von den übrigen Zweigen der indoeuropäischen Völkerfamilie sich gesondert hatten und in unsern Erdtheil eingerückt waren, da hat sich — so wird jetzt ziemlich allgemein angenommen — der germanische Wanderstrom zunächst in den Norden Europa's ergossen. Dort hat er sich eine Weile gestaut, dann aber, wieder in Bewegung gerathen, südwärts sich geschoben, das eigentliche Germanien oder Deutschland allmälig bis zu den Alpen füllend, Kelten und Slaven aus seinem Wege drängend, jene westwärts, diese ostwärts.

Ein ansehnlicher Theil der Germanen schloß sich aber dieser Weiterwanderung in südlicher Richtung nicht an, sondern blieb droben in Skandinavien fest angesessen, wo sich nach Jahrhunderten aus dem blutigen Wirrsal urgermanischer Adelsrepubliken, aus der Anarchie des Jarlthums die Königsherrschaft entwickelte und in den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden Throne aufbaute.

Digitized by Google

Diese gelangten jedoch erst dann zu größerer Festigkeit, als die nordischen Könige die höchst vortrefflichen politischen Handhaben, welche das römisch-christliche Wesen dem Königthum darbot, erkennend und werthend, dem neuen Glauben nach und nach den Sieg über den urväterlichen verschafften. Herb und hart genug ging es dabei her. Denn in Skandinavien hatte sich mit dem religiösen Glauben der Ahnen des ursprünglichen Germanenthums ganze Kraft und Härte noch frisch erhalten zur Zeit, wo dasselbe in Deutschland bereits der durch Karl den Großen empfohlenen und befohlenen romanisch-christlichen Kultur mehr und mehr gewichen war. Lange und heftig genug haben sich die kräftigen Bonden (Freibauern) und stolzen Jarle (Edelinge) des Nordens gegen das Unterfangen gesträubt, ihnen mittels List und Gewalt zugleich mit den christlichen Dogmen auch das Joch königlicher Despotie aufzulegen, und als die Mehrzahl sich endlich dennoch gefügt hatte, gab es immer noch eine Anzahl von Unbeugsamen, welche lieber Haus, Hof und Heim verließen, als daß sie vor den fremden Göttern oder vor einem Könige ihre Kniee gebogen hätten.

Solche Männer waren es, welche von Norwegen aus Island, das „Eisland", besiedelten. Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar ihres heimischen Lieblingsgottes Thor stand, sie brachten auch die „Hochsitzsäulen" ihres väterlichen Hauses an Bord ihrer „Langschiffe" und steuerten kühn dem wunderbaren Eilande zu, wo aus Gletscherspalten rothglühende Lavaströme brechen und das unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegefilden thurmhoch in die Lüfte steigen läßt. Hierher, in diese insularische Abgeschiedenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen anthat, hatte das Germanenthum seine theuersten Schätze gerettet: seine Rechtssatzungen und Sitten, seine religiösen Vorstellungen und Mythen, seine Heldensagen und seine Kulte. Hier hat es diesen Hort gehütet und gemehrt. Hier, auf

Digitized by Google

der fernen Insel, blühte eine Kultur auf, deren schriftliche Erzeugnisse den Völkern germanischer Zunge von rechtswegen nicht weniger ehrwürdig sein sollten als den Indern ihre Veda's und den Juden ihr Pentateuch. Hier, auf Island nämlich, ist die germanische Bibel aufgezeichnet worden, die „Edda", d. i. die Urahne, die Urgroßmutter, welche den spätesten Enkeln noch von dem Glauben der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammhelden erzählt.

Das freie isländische Gemeinwesen ist freilich nach dem Jahre 1000 unter der Einwirkung des vom Mutterlande herübergreifenden Christenthums allmälig zerfallen und mit der Unterwerfung der Insel unter Norwegen (i. J. 1261) hatte die eigenthümliche Bildung ein Ende, welche auf diesem Eilande während seiner Unabhängigkeit zur Entwickelung gekommen war. Allein es knüpft sich an die Besiedelung Islands durch die Normänner oder Normannen, welcher Name den skandinavischen Völkerschaften gemeinsam, den Norwegern aber insbesondere zukam, ein Ereigniß, welches uns berechtigt, etwas weiter auszugreifen. Denn das gemeinte Ereigniß war ja kein geringeres als die erste Entdeckung von Amerika.

2.

Lange hatte das skandinavische Germanenthum in Dunkelheit und Schweigen verharrt, als wollte dasselbe seine ganze Kraft und Wildheit erst recht zusammenfassen, um sie dann um so furchtbarer über die südlicheren Länder Europa's, wo der ungeheure Tumult der Völkerwanderung nach und nach endlich zum stehen gekommen, losbrechen zu lassen. Sowie die Männer des Nordens, die Normänner, vom 8. Jahrhundert an auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, geschah es überall in der gewaltsamsten Rolle. Zer-

Digitized by Google

störung bezeichnete ihre Pfade. Auf abenteuerliche Seefahrt, auf erbarmungslosen Kampf, auf Raub und Beute war all ihr Sinnen gestellt. Aus diesem Skandinavien, welches man die „Werkstätte der Völker" genannt hat, ging eine solche Ueberfülle von kriegerischer Wildheit und Begehrlichkeit hervor, daß man leicht begriff, wie diese Männer daheim nicht platzgehabt, alle diese „Wikinger" und „Berserker" und „Seekönige", welche auf ihren offenen „Drachen" den wüthenden Meeren trotzten und den Tod lachend gaben und lachend empfingen.

Wehe den Küsten, auf welche der Sturm eines jener normännischen Seezüge fiel, wie sie Sommer für Sommer von Skandinaviens Gestaden ausgingen, den seßhaften Völkern sich furchtbar machend, Deutschen wie Kelten und Slaven! In jede zur Landung ladende Bucht, zu jeder Strommündung schwammen die schrecklichen Wikingerdrachen heran und weit ins Binnenland hinein trugen dann ihre Insassen Mord und Brand. Und doch sollte auch hier sich bewahrheiten, daß es wie in der Natur so auch in der Geschichte eigentlich keine absolute Zerstörung gibt. Denn aus dem wilden Antrieb zu normännischem Seeraub entwickelte sich jene edle Abenteuerlust, welche ihre Thaten in das Buch der Weltgeschichte einzuzeichnen verlangte. Aus Piraten und Mordbrennern wurden Staatengründer. So der Normann Rurik mit seinen Gefährten mitten unter Slaven und Finnen am Dnepr und Wolchow (852); so Rolf Gangu, der erste Herzog in der Normandie (911), von wo aus ein Scharm von Normannen unter Führung des Robert Guiskard zur Eroberung von Unteritalien aufbrach. Rolfs Abkömmling, Wilhelm der Bastard, der Sohn Roberts des Teufels und der schönen Wäscherin Arlete, entriß, wie bekannt, England den Angelsachsen (1066), und während in der südöstlichsten Ecke Europa's, am Bosporus, die gefürchteten Streitäxte normännischer Söldner, der „Waräger" oder „Wäringer", den kaiserlichen Palast von Byzanz bewachten, spannten im äußersten Nord-

Digitized by Google

westen des Erdtheils Landsleute von ihnen die Segel auf, um kühn in Meerstriche vorzudringen, in welche bis dahin nur die Phantasie und auch diese nur schüchtern sich gewagt hatte.

Ein hartes, trotziges, heldisches Geschlecht, diese Nordmänner; vor keinem Wagniß, vor keiner Mühsal, vor keinem Tode zurückschreckend, aber auch vor keiner Gewaltthat. Auf sich selbst gestellte Naturen von Granit und Eisen. Man versteht unschwer, wie einer dieser Krieger auf Olafs des Heiligen Frage: „An wen glaubst du?“ zur Antwort geben konnte: „Ich glaube an mich!“

Ja, sie glaubten an sich, sie vertrauten der eigenen Kraft, dem eigenen Muth und dieses Kraftgefühl verlieh dem ursprünglich so spröden und brüchigen altnordischen Naturell eine Beweglichkeit und Unternehmungslust, welche rastlos von Erfolg zu Erfolg eilten. Vom 9. Jahrhundert an sehen wir die äußersten Küsten und Inselgruppen der Nordsee durch Normannen entdeckt und theilweise in Besitz genommen. Schon früher sogar hatten sie in Irland Niederlassungen gegründet und im nördlichen Schottland Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen. Eines ihrer Raubgeschwader sodann fand i. J. 861 den Archipel der Faröer auf. Die Shetlands-Inseln wurden seit 964 häufig von ihnen besucht. Weiterhin entdeckten und eroberten sie die Orkaden und Hebriden.

Als im Jahre 863 der Sommer gekommen und die Fjorde Norwegens vom Eise frei geworden, zog ein vielberufener Wiking [1]), Naddod geheißen, seinen Drachen, d. h. sein Seeschiff, vom Strande in die Salzflut, um mit seiner Gefolgschaft eine Fahrt nach den Farövern zu thun. Von einem Sturm gepackt, wurde sein Schiff weit nordwärts über den Kurs hinausgetrieben, welchen er halten wollte. Endlich tauchte eine Küste von fremdartigem An-

1) Altnord. Viking, Mehrzahlform Vikingar, von Vik, Busen, Meer. Ein Wiking also eigentlich ein „Meermann“, Seefahrer. Den wahren Sinn des Wortes trifft aber besser unser „Seeräuber“.

Digitized by Google

sehen vor ihm aus den Wogen auf. Er erblickte ein gebirgiges Land und sämmtliche Berggipfel waren mit Schnee bedeckt. Deßhalb nannte er es Snjoland (Schneeland). Es heißt, ein schwedischer Seefahrer, Gardar, habe kurz nach Naddod, ebenfalls von einem Sturme verschlagen, das Schneeland in Sicht bekommen, ja sogar dasselbe umschifft und so gefunden, daß es eine Insel sei. Dann habe er angelandet und sogar auf der Insel überwintert, auch die Kunde von dem neuen Lande nach Skandinavien heimgebracht und daß es ein gutes Land sei. Das lockte im Jahre 867 einen muthigen Mann, den Floke, Vigerde's Sohn, eine Fahrt nach dem neugefundenen Eiland zu unternehmen. Um den Weg zu finden, nahm er, wie die Sage meldet, drei geweihte Raben mit — die Raben galten für weissagende Vögel und waren dem Odhin geheiligt — welche er auf offenem Meere nach einander fliegen ließ. Der erste wies ihm zu den Shetlandsinseln, der zweite zu den Faröern, der dritte nach der großen Insel den Weg, welche ihrer Küstengestaltung nach die von Naddod und Garda gesehene sein mußte. Floke landete an der Südwestküste, da, wo jetzt Skalholt liegt, und nannte die Insel nach den ungeheuern Massen von Treibeis an der Küste Island, Eisland. Sie erschien ihm jedoch nicht sonderlich zur Ansiedelung einladend, obgleich damals in Folge des reichlichen Vorhandenseins von Waldung das Klima der Insel unverhältnißmäßig milder und fruchtbarer war, als es heute ist, und er kehrte bald wieder heimwärts (872). Hierdurch nicht abgeschreckt, machten sich zwei Jahre später zwei reiche, engbefreundete Bonden, Ingulf und Leif, aus ihrem Heimatlande Norwegen auf, mit Weib und Kind und Knechten und Mägden, mit Geräth und Zeug, Vieh und Saatfrüchten, um auf Island sich niederzulassen. Diese Männer, denen mehrere Sippen und Freunde bald nachfolgten, sie waren die Patriarchen der isländischen Kolonisation, die Gründer des isländischen Gemeinwesens, in welchem, wie schon oben berührt worden, das Germanenthum seine letzte ur-

Digitized by Google

eigene, reine und ungemischte social-politische Gestaltung erhielt. Der kleine Freistaat gedieh und die Bevölkerung wuchs rasch an, weil die monarchisch-centralistischen Tendenzen, wie sie Gorm der Alte in Dänemark und Harald Schönhaar in Norwegen verfolgten, viele freiheitstrotzige Jarle (Edelinge) und Karle (Bauern) bewog, nach Island überzusiedeln.

Geborene Seefahrer, wie sie waren, mußten die Isländer ihre Blicke nicht nur ostwärts dem alten Heimatlande zukehren, sondern auch bald westwärts richten, nach dem großen Ocean hin. Ein widriger Zufall zeigte auch hier dem Unternehmungsgeist zuerst die Bahn. Im Jahre 876 oder 877 ging, ob auf den Farövern oder auf Island, ist ungewiß, der Sohn des Ulf Kraka, Gunnbjörn, zu Schiffe und wurde von einem Orkan weithin nach Westen entführt. Rückgekehrt, sagte er aus, daß er westlich von den nach ihm benannten Gunnbjörn-Klippen zwischen Island und Grönland eine weitgestreckte unbekannte Küste geschaut habe. Dieses Gunnbjörns Augen sind demnach aller Wahrscheinlichkeit zufolge die ersten europäischen gewesen, welche ein Stück der neuen, der transatlantischen Welt gesehen haben.

Atlantis war aus den Wogen des „Meeres der Finsterniß" aufgetaucht; die Ahnungen der Alten waren in der Erfüllung begriffen.

3.

Indessen währte es doch noch volle hundert Jahre und drüber bis zur Stunde, wo ein Mann der alten Welt seinen Fuß zuerst auf den Boden der neuen setzte. Das war Erik der Rothe (Raudi), eines gewaltsamen, unbändigen Geschlechtes würdiger Sprößling. Er stammte von Edelingen oder jedenfalls von Freibauern, was eigentlich ursprünglich eins und dasselbe gewesen. Sein Vater hieß

Digitized by Google

Thorwald. Verschiedene Umstände, worunter auch eine mittels mehrerer Morde kontrahirte Blutschuld, veranlaßten Vater und Sohn, ihr angeerbtes Heimwesen in Norwegen aufzugeben und nach Island hinüberzugehen. Es sind, wie auch dieses Beispiel wieder darthut, keineswegs immer makellose Charaktere, an deren Namen große, weltgeschichtliche Vorschritte sich knüpfen. Thorwald und sein Sohn bauten sich im nordwestlichen Island an. Jener starb bald darauf und der rothe Erik führte die Thorhild, eines angesehenen Hauses Tochter, als Ehefrau heim. Allein es war ihm nicht beschieden, fortan das ruhige Dasein eines Landbebauers zu führen. Ein Streit, in welchen er ohne sein Zuthun mit seinem Nachbar Eyjulf Saur verwickelt wurde, nahm rasch weite Dimensionen und jene bluträcherische Wildheit an, welche auf Island, wie daheim in Skandinavien, oft mehrere Generationen hindurch in Fehde begriffene Familien zehntete. Das Ende vom blutigen Liede war diesmal, daß Erik der Rothe vom Volksthing auf drei Jahre für „friedlos" erklärt, d. h. für so lange aus Island verbannt wurde.

Wie Friedlose zu thun pflegten, rüstete Erik ein Schiff, in unbekannte Fernen zu schweifen. Als er im Jahre 982 vom Snäfellsjökul aus in See stach, sagte er einem Gastfreunde zum Abschied, daß er gesonnen sei, das Land aufzusuchen, welches Gunnbjörn, der Sohn des Ulf Kraka, vor Zeiten gesehen. Er fand es wirklich und betrat die Küste bei jenem Vorgebirge, welches die englischen Schiffer heutzutage Kap Farewell, die holländischen Staatenhoek nennen. Drei Sommer und drei Winter verbrachte der kühne Mann mit der Untersuchung des neuaufgefundenen, unermeßlich weithingedehnten Landes, welches er Grönland nannte, das grüne Land. Denn, sagte er, die Leute würden sehr verlangend werden, dahin auszuwandern, wenn das neuentdeckte Land einen so schönen, lockenden Namen führte. Man sieht, der erste Europäer, welcher amerikanischen Boden betrat, hatte schon etwas

Digitized by Google

von einem Yankee an sich. Da unterdessen sein Bann zu Ende gegangen, kehrte er im Sommer von 985 nach Island zurück. Im folgenden Jahre wanderte er förmlich nach Grönland aus und schlug zu Hrattahlid an der vom vorhin genannten Vorgebirge gebildeten Bucht, die er Eriksfjord nannte, seinen Sitz auf. Er hatte auch nicht falsch gerechnet; der Name des „grünen" Landes bewährte seine Anziehungskraft. Noch in demselben Sommer von 986 langten vierzehn Schiffe mit Einwanderern aus Island in Grönland an, welches dann bis zum Ende des 14. Jahrhunderts eine blühende normännische Kolonie gewesen ist.

So war wiederum ein Pfeiler der Brücke gefunden, mittels welcher die Europäer über das mächtige Thal, in welchem der atlantische Ocean flutet, nach und nach in die westliche Hemisphäre hinüber gelangen sollten.

Unter den Ersten, welche neben Erik dem Rothen von Island her Grönland besiedelten, war Herjulf, der Sohn des Bard. Der hatte einen Sohn, Björn oder Bjarne, einen kühnen, gewandten, waghalsigen jungen Mann, welcher frühzeitig ein „Langschiff" erworben hatte und damit jene im Norden althergebrachten sommerlangen Seezüge unternahm, die im Laufe der Zeit aus reinen Raubzügen allmälig ein Gemisch von Raub- und Handelsfahrten geworden waren. Zur Zeit, als Herjulf von Island nach Grönland übersiedelte, befand sich Björn in Norwegen. Als er, im Jahre 1000 heimgekehrt, bei der heimischen Insel Anker warf und erfuhr, wohin sein Vater ausgewandert war, ließ er sogleich den Anker wieder heben und den Bug des Schiffes westwärts kehren, „denn", sagte er, „ich will den Winter über, wie gewohnt, bei meinem Vater herbergen."

Nun kannte aber weder Björn noch einer seiner Schiffsgesellen das westliche Meer und sie hatten auch von der Lage von Grönland nur eine sehr unbestimmte Vorstellung. Kein Wunder daher, daß sie, nachdem sie drei Tage lang frisch in den Ocean hinein-

Digitized by Google

gesegelt, nicht mehr wußten, wo sie sich befanden. Als sie hierauf viele Tage und Nächte hindurch auf der unendlichen Wasserwüste fortgetrieben worden, erblickten sie endlich Land. Aber dasselbe zeigte keine Schneeberge, keine Gletscher: es konnte demnach nicht Grönland sein. Es war auch nicht dieses, sondern vielmehr jener nordamerikanische Landstrich, welcher um Jahrhunderte später den Namen Neu-Schottland erhielt. Björn, des Herjulf Sohn, muß uns demzufolge für den Europäer gelten, welcher das Festland von Nordamerika zuerst erblickt hat. Ganz richtig schließend, daß Grönland nördlicher liegen müßte als das neugefundene Land, schlug er längs der Küste desselben einen nördlichen Kurs ein und gelangte am nachmals so benannten Neufundland und an Labrador vorüber glücklich zur Südspitze von Grönland und dort zu seines Vaters Behausung.

Falls man Grönland nicht zählen will, ist, wie meine Darlegung ausweist, Björn Herjulfson der erste Entdecker Amerika's gewesen, und zwar fünfhundert Jahre früher, als der Genuese Kolon auf Guanahani landete.

Die Kunde von einem großen neuen Lande im Südwesten, welche Björn nach Grönland brachte, fand dort begierige Hörer, die sich angemuthet fühlten, die gemachte Entdeckung weiter zu verfolgen. Da war vor allen Eriks des Rothen, des Patriarchen vom „Grünen Land" erstgeborner Sohn Leif, welcher ein solches Abenteuer zu wagen brannte, und der stach denn auch wirklich im Jahre 1001 in dem Langschiffe Björns, welches er diesem abgekauft hatte, mit fünfunddreißig Begleitern in See. Unter seinen Schiffsgesellen befand sich auch, wie zu melden wir nicht vergessen wollen, ein „Südmann", d. d. ein Deutscher; denn Südmänner hießen die Nordmänner ihre deutschen Stammvettern, wie sie die Bewohner der britischen Inseln Westmänner nannten. Und so war denn ein Deutscher — Tyrker hieß der Mann — mit dabei, als die ersten Europäer den Kontinent von Amerika betraten.

Digitized by Google

Leif nämlich und seine Gefährten verfolgten glücklich, aber in umgekehrter Richtung, den Kurs des Björn. Sie fanden und berührten zunächst Neufundland, das sie seines Steinreichthums wegen Helluland (Steinplattenland) nannten. Weiter südwärts steuernd fanden sie eine flache, mit Waldungen dicht bedeckte Küste und gaben derselben den Namen Markland (Waldland, heute Neu-Schottland). Und noch weiter den südlichen Kurs haltend, gelangten sie von da mit steifem Nordost binnen zwei Tagen an eine Insel und das war die Insel Nantucket, die östlich vor dem festen Lande lag und noch liegt. Sie fuhren in die Montaup-Bucht ein und von da in die Mündung des Taunton-River. Eine Strecke flußaufwärts gingen sie an's Land.

Ich unterlasse nicht, als ein denkwürdiges Zusammentreffen zu erwähnen, daß Leif Erikson und seine Gefährten im Jahre 1001 das Festland von Nordamerika gerade an derselben Stelle zuerst erblickten, nämlich beim Kap Cod, wo der erste Zug der puritanischen „Pilgerväter", der Gründer der Neu-Englandstaaten und folglich der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am 9. November von 1620 der westlichen Erdhälfte zuerst ansichtig wurden. Aber der Landungsplatz war nicht derselbe. Denn die puritanischen Insassen der „Maiblume", in deren Kajüte am 11. November 1620 die erste demokratische Verfassungsurkunde der transatlantischen Welt und zugleich der modernen Geschichte entworfen ward, segelten in die große Bai vom Kap Cod ein und warfen in der kleinen Bucht Anker, an deren Gestade sich sofort die Blockhäuser von Neu-Plymouth erhoben, während Leif und seine Gesellen zwischen Nantucket und dem Festland durch und dann, wie schon gesagt, in die Bai von Montaup hinein und den Taunton aufwärts fuhren.

Höchst angenehm überrascht und gefesselt durch die Milde des Klima's, das üppige Wiesengrün, die prächtigen Forste und den Fischereichthum der Gewässer, beschlossen unsere Abenteurer, am

Digitized by Google

Taunton zu überwintern, zogen ihr Schiff an's Land und blockten Hütten auf. Dann durchstreiften sie die umliegende Landschaft, deren Beschaffenheit zu erkunden. Eines Tages hatte sich unser Landsmann Tyrker von den übrigen verloren, fand sich aber bei Einbruch der Nacht wieder zu ihnen, in so freudig aufgeregter Stimmung, daß er ganz vergessen hatte, seine Gefährten verständen kein Deutsch, und dieselben mit Ausrufungen der Freude in dieser Sprache überschüttete. Sie fürchteten schon, der Mann sei närrisch geworden, da fand er aber wieder isländische Sprachlaute und theilte mit, daß er Rebstöcke und Weintrauben in Fülle gefunden habe. Und dieser Anblick, der den guten Tyrker an die Rebengelände am heimischen Rhein erinnern mochte, hatte die weinselige deutsche Seele in solches Entzücken versetzt. Freilich, es waren selbstverständlich nur wilde Weinranken und die Trauben — es war gerade die Zeit ihrer Reife — mochten nicht übermäßig süß schmecken. Allein in der Wildniß nimmt man es nicht so genau und die Gaumen der Nordmänner waren nicht verwöhnt. Genug, Tyrkers Entdeckung erregte solches Wohlgefallen, daß Leif mit Zustimmung seiner Gefährten dem ganzen See- und Flußgestade den Namen „das gute Weinland" gab.

Nachdem der Winter vergangen, segelten Leif und seine Gesellen nach Grönland zurück, wo dem Führer um seines Landfundes willen der Ehrennamen des „Glücklichen" ertheilt wurde. Die Schilderungen der Heimgekehrten vom guten Weinland erregten den Wunsch, dasselbe noch weiter zu erforschen und dann auch zu besiedeln; denn es versprach doch ganz andere Vortheile als das unwirthliche Grönland. Im folgenden Jahre fuhr zum Zwecke weiterer Entdeckung Leifs Bruder Thorwald mit dreißig Begleitern nach Weinland, wo sie Leifs Hütten am Taunton richtig auffanden und daselbst überwinterten. Im folgenden und zweitfolgenden Sommer unternahm Thorwald Küstenfahrten in südlicher Richtung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bis zu den Gestaden von Mary-

Digitized by Google

land vorgedrungen. Der Tod setzte seinen Unternehmungen ein Ziel, denn Thorwald starb in Weinland an einer Wunde, welche er im Kampfe mit den Urbewohnern des Landes erhalten hatte.

Hier sehen wir also die Eingeborenen von Amerika zum erstenmal erscheinen, aber den Beschreibungen der normännischen Abenteurer zufolge waren es keineswegs die kräftigen, schlank und hochgebauten Rothhäute, wie sie später zu Ausgang des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den englischen Einwanderern in diesen Gegenden vorgefunden wurden, sondern es waren „Wichte" oder „Zwerge" (Skrälinger, von skrael, klein), wie sie von den normännischen Weinlandsfahrern verächtlich genannt wurden. Wir können uns unter diesen Skrälingern, diesen „Abschnitzeln von Menschen" nur Eskimos denken und müssen also annehmen, daß diese Rasse zu Anfang des 11. Jahrhunderts den nordamerikanischen Kontinent viel weiter südwärts hinab bewohnt habe als heutzutage. In der Zeit, welche zwischen der ersten Entdeckung Amerika's durch die Nordmänner und der zweiten durch Kolon verstrich, muß demnach in der westlichen Hemisphäre eine großartige Völkerwanderung vor sich gegangen sein. Durch dieselbe müssen Stämme von Rothhäuten aus Centralamerika nordwärts geschoben worden sein und diese Indianer haben dann ihrerseits die Eskimos bis in die Polarländer zurückgedrängt.

Thorwalds Schicksal schreckte seine Verwandten nicht zurück, die Besiedelung Weinlands ernstlich in Angriff zu nehmen. Im Jahre 1005 that ein dritter Sohn Eriks des Rothen, Thorstein, eine Fahrt dahin; allein eine epidemische Krankheit zehntete seine Begleiter und raffte ihn selber weg. Umsichtiger vorbereitet und reicher gerüstet, führte zwei Jahre darauf Thorfinn Karlsefne eine Schar von 160 Männern aus Grönland nach Weinland. Sie hatten Milchvieh und alles zur Ansiedelung nöthige Zeug und Geräthe bei sich. Auch befanden sich bei der Gesellschaft fünf Frauen, worunter Gudrid, die Gattin Thorsinns. Die Stelle am Taun-

Digitized by Google

ton, wo Thorfinn sein Haus aufblockte und seinen Hof einfenzte, ist genau nachweisbar, weil durch einen mit Runenschrift versehenen Fels bezeugt. Diese zweifelsohne von dem Manne selbst herrührende Rune heißt: „Nam Thorfinns", d. h. Gut oder Grundstück Thorfinns. Hier gebar die Gudrid ihren Sohn Snorre, den ersten Europäer, der auf dem Boden Amerika's zur Welt gekommen ist. Der Vater des Knaben wurde durch Tauschhandel mit den Skrälingern ein reicher Mann, gerieth aber später mit den Eingeborenen in solche Mißhelligkeiten, daß er für gut fand, im Frühling von 1010 mit seiner Familie nach Grönland zurückzukehren.

Die normännische Ansiedelung am Taunton aber blieb bestehen und dehnte sich aus. Wir wissen, daß nach der Bekehrung der isländischen Kolonisten auf Grönland im Jahre 1121 der Bischof Erik von da nach Weinland schiffte, um die dortigen noch heidnischen Ansiedler ebenfalls zum Christenthum herüberzuführen, was ihm auch gelang. Man hat Ursache, zu glauben, daß ein alter Rundbau aus Steinen, getragen von acht schweren Rundpfeilern mit roher Deckplatte, wahrscheinlich eine Taufkapelle, welche noch heute zu New-Port auf Rhode-Island aufrecht steht, von eben diesem Bischof Erik erbaut worden sei.

Von da an aber wird die Kunde von Weinland immer spärlicher und verstummt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ganz. Was aus der dortigen Niederlassung geworden, wie sie untergegangen, ob die Ansiedler ausgestorben, ob sie den Angriffen der Skrälinger erlegen, ob sie nach Grönland zurückgekehrt, niemand weiß es zu sagen und selbst die Sage flüstert nicht davon. Es mag das davon herrühren, daß auch Grönland, welches den Verkehr Islands mit Weinland vermittelt hatte, im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts plötzlich wieder aus der Geschichte verschwand. Denn damals ist die normännische Kolonie auf Grönland in Folge von entsetzlicher Winterkälte, Mißwachs, Hungersnoth und Pest vollständig ausgestorben. Das Land selbst verscholl hinter unge-

Digitized by Google

heuren Eismassen und wurde erst im 16. Jahrhundert wieder aufgefunden.

Dies ist die Geschichte von der ersten Entdeckung Amerika's.... Im März des Jahres 1477 kam mit einem bristoler Stockfischfahrer ein italischer Seemann nach Island, Christobal Kolon. Ob der Mann schon damals mit dem Gedanken seines Lebens sich trug, über das große Westmeer hin nach der Küste von Ostasien zu gelangen? Ob er gar vielleicht auf Island durch lateinisch redende Geistliche Kunde erhalten hat von der normännischen Entdeckung eines neuen Erdtheils südwestlich von der Eisinsel? Möglich, aber kaum wahrscheinlich. Denn erstens treffen wir in den Aufzeichnungen Kolons nicht die leiseste Spur einer solchen Mittheilung und zweitens wollte er ja bekanntlich nicht einen neuen Erdtheil, sondern nur einen westlichen Seeweg nach Ostasien aufsuchen und keineswegs ein wildes „Weinland", sondern vielmehr die „goldschimmernden" Städte von Katai und Zipangu (d. i. China und Japan).

Digitized by Google

Heloise.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Hölderlin im „Hyperion“.

1.

Du bist wohl auch einmal in deinem Leben durch die Eintönigkeit eines Föhrenforstes stundenlang geschritten? Wenn ja, so wirst du dich des Ueberdrusses erinnern, welchen dieser Gang dir verursachte. Rechts und links, vor dir wie hinter dir immer dasselbe. Der ganze Wald ein holzgewordener Philister, so zu sagen, Langeweile ausdünstend. Ein Stamm glich dem andern so doppeltgängerisch, wie sich die „ungarischen Nationalgesichter“ in Brentano's tollschöner Novelle gleichen. Du konntest meinen, die armen Föhren hätten ihre Harzthränen aus Verzweifelung über ihr trostlos prosaisches Dasein vergossen. Nichts kürzte dir den ermüdenden Weg, kein springendes Eichhörnchen, kein Amselschlag, nicht einmal das Gehämmer eines Spechtes. Ringsum nur Einerlei, Stille, Schwüle, so daß dir zuletzt ganz beklommen, ganz dummlich, ja geradezu föhrenhölzern zu Muthe ward.

Plötzlich zuckt ein Sonnenstral durch die braunschwarze Monotonie und du siehst aus derselben mit froher Ueberraschung den schlanken weißlich-grün schimmernden Stamm einer prächtigen

Digitized by Google

Buche emporsteigen. Wie die Waldkönigin unter das Föhrengesindel gekommen, wer weiß es? Aber sie ist da in ihrer ganzen Buchenschönheit. Einsam und hoch hebt sie sich über ihre Umgebung empor wie der Gedanke des Dichters über die Gewöhnlichkeit, weit greift sie mit ihren schöngeschwungenen Aesten über alle die Föhrenspitzen hinweg und durch ihren in Luft und Licht schwelgenden Wipfel geht ein Windhauch, welcher die Blätter wie Harfensaiten zu süßem Geflüster rührt.

Oder auch tritt dir auf deinem langweiligen Waldwege statt der prächtigen Buche mit einmal eine riesige Eiche entgegen, alt, verwittert, fast versteinert, mit einer Borke wie Rhinozeroshaut, mit bizarr gestalteten Aesten und sturmgebrochenen Zweigen, kärglichbelaubt, mehr das Gespenst eines Baumes als ein Baum. Aber du athmest doch freudig auf beim Anblick der nichts weniger als schönen Erscheinung. Die alte Eiche mit ihrer grotesken Unform imponirt dir, sie ruft dein Auge wieder wach, das die zahllosen Baum-Uniformen, durch welche du hingeschritten bist, ganz schläfrig gemacht hatten.

Nicht allein das vollkommen Schöne, sondern auch das vollendet Häßliche umfließt ein gewisser Nimbus. Der Satan Miltons ist nicht weniger erhaben als der Zeus des Pheidias. Man hat ja auch eine „Aesthetik des Häßlichen" geschrieben und bekannt ist, daß es Männer gibt, welche — à la Mirabeau — vor lauter Häßlichkeit wieder schön werden, wenigstens in den Augen der Frauen, und zwar namentlich dann, wann sie im wohlbegründeten Rufe der Don-Juanschaft stehen. Eine häßliche Frau dagegen kann nicht verführerisch sein, weil an dem Begriffe Weib das Postulat Schönheit untrennbar haftet wie an dem Begriffe Blume die Postulate Farbe und Duft...

Was in der Eintönigkeit eines Föhrenforstes die schmucke Buche oder die groteske Eiche, das ist in der monotonen Steppe der Weltgeschichte der dämonisch angelegte und bewegte Mensch. Ob

Digitized by Google

der Dämon Engel oder Teufel, ob er dich entzücke oder erschrecke, Liebe oder Haß in dir errege, gleichviel, gern oder ungern wirst du staunend auf ihn hin und zu ihm aufblicken und wirst anerkennen müssen, daß so ein Mitmensch zwar auch wie du ein leidiger Mischmasch von Staub und Feuer sei, aber daß in ihm das Feuerelement — ob Himmelslicht oder Höllenflamme, einerlei! — den Staubbeisatz weit, weit überwiege.

Der dämonische Mensch ist besessen von seiner Phantasie, von seinem Gefühle, von seiner Liebe, seinem Haß, seiner Leidenschaft, seiner Wahrheit, seinem Wahn. Fanatiker im Guten wie im Bösen, athmet er im Maßlosen, im Extremen als in seiner wahren Lebensluft. Es ist ein und derselbe Trieb, welcher einen Simeon Stylites zum Narren und einen Cesare Borgia zum Bösewicht macht. Es ist dieselbe Sucht und Wuth, welche eine heilige Elisabeth ihr Wohlbehagen im Umgange mit Aussätzigen finden und einen Jakob Sprenger den „Hexenhammer" schreiben läßt. Es ist derselbe dämonische Stolz, welcher in Rousseau rebellirt und in Napoleon tyrannisirt. Dasselbe Empor- oder Hinabgerissensein über oder unter das Gewöhnliche verwandelt den Kameelhüter Mohammed in einen Propheten und die Kaiserin Messalina in eine Lupanardirne. Du darfst in der Region des Dämonischen alles suchen und wirst darin alles finden, ausgenommen gesunden Menschenverstand, Maß und Regel. Das Dämonische ist reine Phantasiewillkür. Karl Moor spricht das Kredo des Dämonischen aus in dem Sturm- und Drangsatz: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus". Ja wohl; nur muß hinzugefügt werden: der Mehrzahl nach Kolosse des Unsinns, der Extravaganz, der blanken Narrheit, der grauenhaften Scheusäligkeit. Die „Freiheit" des Dämons ist nur die souveräne Willkür, alles zu thun, wozu ihn die fixe Idee, welche ihn besitzt, reizt und antreibt. Es ist ganz die auch vom Pöbel und von der Kirche geforderte „Freiheit", alles außer ihm oder

Digitized by Google

ihr zu unterdrücken und zu beherrschen. Alle großen Kirchenväter und Päpste sind dämonische Naturen gewesen. Wie aber das Dämonische in den Massen schauderhafte Gestalt gewinnt, das wissen die Kenner der französischen Revolutionsgeschichte.

Auch in jeder liebenden Frau waltet Dämonisches. Dämonische Höllengluten glosten und qualmen aus den kätzischen Orgien der Mutter Nero's und der Mutter Pauls des Ersten. Dämonische Himmelslichter spielen und schimmern und funkeln in den Strophen der Sappho, in den Romanen der Germaine Staël und der Aurore Dudevant. Das verhaltene und zusammengepreßte Feuer einer ungeliebten und doch liebedurstigen Mädchenseele glüht dämonisch heiß in den Liedern und Romanzen unserer jungfräulichen Annette von Droste. Jedes wahrhaft liebende Weib wird zur Dichterin, auch wenn es nicht weiß, was ein Vers ist, und niemals würde eine Frau zu jener kynischen Auffassung der Ehe herabgesunken sein, wie sie ein Poet von Handwerk, der Hagestolz Pope, dargelegt hat in dem Witzwort: „Wer ein Weib nimmt, weil er nicht immer keusch leben kann, ist just wie einer, der, weil er etliche Blutwallungen verspürt, sich entschließt, beständig ein Blasenpflaster zu tragen."

Wer löst das Räthsel „Liebe"? Nur wer das Räthsel „Mensch", das Welträthsel löst. Also niemand. Allbekannt ist das sinnreiche Märchen, welches Platon im Symposion dem Aristophanes in den Mund gelegt hat und das mit der Nutzanwendung schließt: „Jeder von uns ist nur die Hälfte von einem Menschen, maßen wir, entzweigeschnitten, aus einem zwei geworden sind; und darum sucht allzeit jeder (und jede) seine (oder ihre) andere Hälfte." Zu deutsch: Jeder Hanns sucht seine Grethe, ihren Kunz will jede Käthe. Der allgewaltige Naturtrieb gibt sich beim Manne offener kund, ist aber beim Weibe heftiger. Schon deßhalb, weil bei diesem die Scham den Trieb mehr zügelt und folglich zusammenfaßt, verdichtet, potenzirt. Dann aber auch und noch mehr,

Digitized by Google

weil das Weib Mutter werden will, werden muß, um das Herrlichste und Heiligste zu verwirklichen, was auf Erden lebt: — die Mutterliebe. Für den Mann ist die Liebe nur eine Entwickelungsphase seines Wesens, für das Weib ist sie alles in allem, Lebenssubstanz, Himmel und Hölle. Für den Mann reißt in der That „mit dem Gürtel, mit dem Schleier" gewöhnlich der „schöne Wahn" entzwei; aber für das Weib ist die Brautnacht das Thor zu ihrem wahren und wirklichen Dasein: denn aus dem Grab ihrer Jungfrauschaft steht triumphirend ihre Mutterschaft auf, ihres Wesens Essenz und Zweck. Der Mann liebt zeitweilig, das Weib will immerfort lieben und geliebt werden. Für die Frau gilt voll und ganz das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf."

Schon oft hat man, um das Seelisch-Selbstlose der Liebe auszudrücken, Dschelaleddins mystisches Wort:

„Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot —"

behaglichst vorgebracht. Allein diese Phrase ist wie noch gar viele andere berühmte Phrasen eigentlich ein blanker Unsinn. Der „dunkle Despot", der Geschlechtstrieb, stirbt beim Erwachen der Liebe keineswegs, im Gegentheil! Er weckt sie ja, er ist die Liebe selber. Die moderne Kultur hat den Naturtrieb so zu sagen civilisirt, romantisirt, sublimirt, idealisirt; aber daß er und nur er der wirkliche Eros, das können bloß Leute bezweifeln oder bestreiten, deren Feigheit nie wagt, der Wahrheit frank und frei in das strenge Antlitz zu sehen, und welche daher demselben allzeit die Phrasenmaske vorstecken möchten. Auch das Weib sucht in der Liebe zunächst nur die Geschlechtsbefriedigung, weil es muß, weil die Natur sie tyrannisch dazu zwingt. Ein sittsames Mädchen ist sich dessen sicherlich gar nicht bewußt, wenn sich das, was man „Liebe" im idealen Sinne zu nennen übereingekommen ist, in ihm regt. Allein alles Nebeln und Schwebeln, alle lyrischen Redensarten beiseite

Digitized by Google

gesetzt, ist es doch nur der „dunkle Despot", welcher die Blicke der Jungfrau lenkt und ihre Brust vor Sehnsucht schwellen macht. Der zarteste Minnesänger unseres Jahrhunderts, Geibel, hat gesungen:

„Die Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt" —

und gewiß ist das recht hübsch gesagt. Wäre es nur mehr als eine lyrische Lüge! Denn in Wahrheit ist die Liebe kein „Wunder", d. h. kein Nichtexistirendes, sondern sie ist ein sehr Substanzielles, Thatsächliches, weil eine Naturgewalt. Und sie ist auch, meinen die Erzprosaiker von Pessimisten, keineswegs eine „Gnade", sondern vielmehr ein Fluch; denn sie zwingt ja den Menschen, sein unseliges Geschlecht fortzupflanzen. Warum ist aber dieser tyrannische Trieb, dieser dunkle Despot da? Darauf gibt es keine Antwort. Warum ist der Mensch da? Warum ist der ganze Erdenhumbug und der ganze Weltschwindel da? „Quien sabe!" sagt der Spanier.

Die Frau versteht zweifelsohne mehr aus der Liebe zu machen als der Mann. Sie weiß dieselbe — namentlich dann, wann sie erst dem „dunkeln Despoten" dadurch, daß sie Mutter geworden, den geheischten Tribut gezollt hat — idealischer zu fassen und zu führen als der Mann, bei welchem „sofort mit der Befriedigung die Leidenschaft um ein merkliches abnimmt, wenn sie auch noch nicht gleich ganz verschwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf sich warten läßt"[1]). Beim Weibe hält die Befriedigung

1) Hartmann („Philosophie des Unbewußten", A. 3, S. 206) fügt noch hinzu: „Sehr lange überdauert keine Liebesleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann. Die Liebe ist ein Gewitter; sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehreren ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewußtseins wird wieder klar und blickt staunend dem be-

Digitized by Google

länger vor, weil das Nachgefühl die feineren Nervensaiten desselben in zärlichdankbare Schwingung versetzt. Hogarth hat das in seinem geistvollsten Bilde („Before and after") meisterlich zur Anschauung gebracht und Göthe, der überall und allzeit naturwahre, hat es prachtvoll aufrichtig formulirt, indem er in der sechsten seiner herrlichen „Römischen Elegien" die gekränkte Geliebte vorwurfsvoll zu ihm selber sprechen läßt:

„Geh! Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und so tragen die Treue wir auch;
Aber, ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus."

Ja, so ist es. Der Mann liebt darum das Weib als solches nur, so lange er ein Mann. Das Weib aber kann noch lieben, liebt noch wirklich, wann es schon aufgehört hat, ein Weib im physiologischen Sinne zu sein. Daraus erklärt es sich, daß der „dunkle Despot" den Mann zeitweilig zum willenlos erbärmlichen Sklaven des begehrten Weibes machen kann und wirklich macht; und ebenso, daß ein liebendes Weib nicht allein lebenslang, sondern auch noch über Tod und Grab hinaus in dem geliebten Mann ihren Gott sieht und verehrt. Der entmannte Abälard hat für Heloise nur noch das Gefühl zugeknöpfter Freund-

---

fruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach." Hartmanns Buch ist, auch ganz abgesehen von dem reichen Gedankengehalte, desselben schon darum von Bedeutung, weil der Verfasser als einer der wenigen, sehr wenigen deutschen Schriftsteller der Gegenwart sich gibt, welche den Muth haben, die Dinge mit ihren wirklichen Namen zu bezeichnen und die Wahrheit ungeschminkt zu sagen. Die jämmerliche Prüderie und die zweiächslerische Hofräthelei, welche in unserer Literatur herumscharwenzeln, gehen darauf aus, dieselbe zu einer richtigen englisch-scheinheiligen Theekesselliteratur zu verflauen. Unsere Theekesseler von Autoren thun in Versen und Prosa so, als bestände das ganze Publikum aus lauter bleichsüchtigen Mädelchen.

Digitized by Google

schaft; Heloise dagegen, obgleich sie weiß, daß Abälard ein Unmann, liebt ihn bis zu ihrer Todesstunde mit leidenschaftlicher Glut. Spötter mögen sagen: Die Sache ist die, daß der Mann wenigstens unter Umständen Vernunft annimmt, das Weib dagegen unter keinen. Allein selbst Spötter werden sich dazu bequemen, vor Heloise den Hut zu ziehen, während sie mit Achselzucken an Abälard vorübergehen.

2.

Die tragische Geschichte dieses berühmten Paares ist hundertmal geschrieben worden und reizt doch immer wieder zu erneuter Darstellung. Das kommt davon, daß sie, was ja solchen Problemen überhaupt eigen ist, dem aufmerksamen Betrachter immer wieder eine neue Seite zukehrt. Um das richtige kulturgeschichtliche und psychologische Ergebniß zu gewinnen, darf man sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen — eine leichte und angenehme Mühe übrigens — aus der echten Quelle der Geschichte Abälards und Heloise's zu schöpfen, aus ihrem Briefwechsel [1]).

---

1) Aber aus dem wirklichen, nicht aus dem fingirten, wie ihn Weiß(er) deutsch gedichtet hat, stellenweise recht ergreifend, da und dort ein Wort oder die Andeutung einer Situation aus den Originalbriefen entlehnend. Spaßhaft ist nun aber, wenn Fr. von Sontheim in seinem sonst nicht unebenen Büchlein „Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen" (1855) die weiß'sche Fiktion für bare Wahrheit nahm, die weiß'schen Verse als Auslassungen Abälards und Heloise's citirte und schließlich verwundert ausrief (S. 111): „Wer sollte dieses alles im Mittelalter suchen?" Auch von einer „Philosophie der Geschichte für Damen" darf man denn doch fordern, daß der Verfasser die Literatur kenne, auf welche er seine Schlüsse basiren will.

Digitized by Google

Diese Korrespondenz macht ohne Frage eins der eigenartigsten geistigen Denkmäler des 12. Jahrhunderts aus und des Mittelalters überhaupt. Der berühmteste Gelehrte und die gebildetste Frau ihrer Zeit lassen uns, nach voller gegenseitiger Hingebung durch ein furchtbares Geschick auseinandergerissen, in ihren Briefen in ihre Seelen hineinblicken. Die des Weibes ist offenbar die größere. Heloise erscheint, obzwar ein Zug von Blaustrümpfelei sich deutlich an ihr bemerkbar macht, geradezu heldisch. Nicht im amazonenhaften, sondern im intellektuellen Sinne. Sie schüttet die Glut ihres Herzens in Worten aus, wie so kühn eine Frau sie wohl nicht wieder auf das Papier geschleudert hat. Das heiße Latein ihrer Briefe gemahnt fortwährend an die Feuer- und Eifertöne des hebräischen Hohenliedes. In dieser Pariserin waltete jene „Freigeisterei der Leidenschaft", welche keineswegs erst die moderne Zeit literarisch aufgebracht hat, sondern die sich schon im Mittelalter gar nicht selten sehr entschieden lautmachte. Man denke nur an unseres geisteshellen Gottfrieds von Straßburg Prachtgedicht von Tristan und Isolde, an den Dekamerone, an die französische Fabliaux- und die deutsche Schwankdichtung. Der weisen und wissenden Menschen gab es auch im barbarischen Mittelalter nicht wenige, obzwar sie sehr bewegliche Gründe hatten, „dem Pöbel ihr Gefühl und ihr Schauen" möglichst wenig zu „offenbaren". Uebrigens ist es ja bekanntlich auch heutzutage noch unräthlich und unter Umständen gefährlich, Perlen vor die Schweine zu werfen, maßen diese, so sie können, zwar nicht die Perlen, wohl aber den Werfer fressen.

Der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise wurde veranlaßt durch das berühmte Schreiben, welches jener von der Abtei Sankt Gildas de Rhuys im Morbihan aus an einen Freund richtete, lange Jahre nach der pariser Katastrophe im Geschicke der Liebenden. Abälard gibt darin eine Geschichte seines Lebens und Strebens, seiner Liebe und seines Unglücks. Der Brief ist geradezu

Digitized by Google

ein selbstbiographisches Monument. An der Wahrhaftigkeit des Briefschreibers ist nicht zu zweifeln. Die ganze Epistel trägt den Stempel der Aufrichtigkeit. Da und dort, wo die Schmerzen der Erinnerung schärfer sich regen, erhebt sich der Ton zwar nicht zu vollem Pathos, aber doch zu oratorischer Wärme. Im Ganzen jedoch erzählt der Verfasser mit der Gelassenheit eines Mannes, welcher vom sicheren Uferfelsen aus auf das stürmende Meer, dem er entronnen ist, nicht ohne Behagen zurückblickt.

Abälard war ein Breton. Er wurde im Dorfe Palais unweit Nantes i. J. 1079 geboren und auf den Namen Pierre getauft. Abälard — auch Abelard und Abeilard geschrieben — ist nicht etwa sein Geschlechtsname. Zu jener Zeit führten ländliche Gutsherren — und ein solcher war Pierre's Vater — überhaupt noch keine Geschlechtsnamen. Abälard ist nichts mehr und nichts weniger als ein Spitzname, dem jungen Pierre von einem seiner Lehrer gegeben, und hat die nichts weniger als romantische Bedeutung „Specklecker“ [1]). Der Junge mag sich eines Tages an einem vom väterlichen Gehöfte hereingesandten Stücke Speck erlabt haben, also von dem Magister, welcher vielleicht selber nach so einem Bissen gelüstete, betroffen und halb im Scherze halb im Aerger mit einem „Sobriquet“ beschenkt worden sein, das — eine echtfranzösisch-geschwollene Phrase zu gebrauchen — die Runde um die Welt machen sollte.

Specklecker rühmt seinem Vater nach, derselbe habe viel auf die Wissenschaften („literae“) gehalten und habe sich bemüht, ihm selbst und seinen Brüdern eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Wissenschaft war damals das Eingepauktsein im „Trivium“ und „Quatrivium“, das Sprechen und Schreiben eines Latein,

1) Nach Rémusat („Abelard“, I, 13). Von bajo = lingo und lard. Ich muß aber bemerken, daß ich bajo in dieser Bedeutung weder im Du Cange noch bei Diez (Wörterb. d. roman. Spr.) gefunden habe.

Digitized by Google

welches nichts weniger als ein ciceronisches gewesen ist, weiterhin die Kenntniß der antiken, ganz vorzugsweise der römischen Literatur, Gewandtheit in Handhabung der dialektischen Kategorien des Aristoteles, was man „Philosophie" nannte, und endlich viel Theologie. Diese ist eigentlich alles in allem gewesen, maßen ja das ganze geistige Leben und Streben innerhalb der Schranken des römisch-katholischen Kredo sich bewegen mußte. Es fehlte bekanntlich auch im Mittelalter nicht an einzelnen kühnen Geistern, welche gegen diese Schranken angingen und sie zu durchbrechen suchten; aber sie haben sich nur die Schädel daran eingerannt.

Die allmächtige Despotin Madonna Ekklesia hielt sich eine „wissenschaftlich" gebildete Haus- und Sakristeisklavin, welche Philosophia scholastika oder kurzweg Scholastika hieß. Dieses beklagenswerthe Geschöpf mußte sich jahrein jahraus bei Tag und bei Nacht damit abmühen, ihre wahnwitzige Herrin so zu bemalen, zu frisiren, anzuziehen und herauszuputzen, daß dieselbe aussah, als wäre sie gesunden Verstandes. Zugleich mußte die arme Scholastika, um ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nachhaltiger thun zu können, auch noch die Schulmeisterin machen und jene Schule halten, aus welcher die nach ihr benannten Scholastiker hervorgegangen sind: arme, ärmste Teufel von „Philosophen", welche die ungeheuerliche Aufgabe hatten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben.

Zu einem solchen Treiber bildete sich auch Abälard heran, von einer gelehrten Schule zur andern wandernd. Diese Schulen waren bischöfliche oder klösterliche, so ziemlich noch ganz auf dem Fuße der Klosterschulen eingerichtet, wie sie zur karlingischen Zeit bestanden hatten. Den bedeutendsten Eindruck empfing der wandernde Scholar Abälard von jenem Jean Roscelin, welcher Kanonikus zu Kompiegne und ein wirklicher Denker gewesen ist. Roscelin kann als der Doktringeber der scholastischen Partei der „Nominalisten" angesehen werden, welche das Element der Beweg-

Digitized by Google

lichkeit vertraten gegenüber der starren Stabilität der „Realisten". Der Kanonikus von Kompiegne ging aber über die Gränzmarke der dialektischen Zungendreschere von damals weit hinaus, indem er es wagte, das Dogma von dem Eins, das gleich Drei, und von den Drei, die gleich Eins — einer jener unqualificirbaren Einfälle, auf welche der Mensch kommt, wenn er sich auf den Kopf stellt und mit den Hühneraugen denkt — zu analysiren und die lächerlichen Widersprüche nachzuweisen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Natürlich erscholl sofort das heilige Zeterhorn und erdröhnte die Heerpauke der Rechtgläubigkeit. Auf einer i. J. 1092 zu Soissons versammelten Synode wurde Roscelins Ketzerei verdammt. Auf ihn selber hetzte man das „Volk", welches sich natürlich gerne hetzen ließ, und trieb ihn so aus dem Lande. Die Macher in Religionsgefahr und sonstigen Pöbelexcessen wissen gar wohl, daß die kenntnißlose, denkfaule und niederträchtige Menge allzeit bereit ist und sein wird, das von ihnen angestimmte „Kreuzige!" in Ausführung zu bringen. Von dem schlechtunterrichteten „unfehlbaren" Volk an das besser zu unterrichtende zu appelliren nützt gerade soviel wie die Appellation von dem schlecht unterrichteten unfehlbaren Papst an den besser zu unterrichtenden. Es ist eine der jammerseligsten weltgeschichtlichen Thatsachen, daß das arme unwissende genasführte Volk immer und überall willig war und ist, mit seinen falschen Freunden gegen seine wahren sich zu verbünden. Ja, traurig zu sagen, es läßt sich lieber tausendmal belügen als nur einmal belehren — eine Erscheinung von so empörender Natur, daß sie sogar dem mildesten und liebevollsten Herzen, welches je in einer Dichterbrust geschlagen, den Zornschrei entriß:

„Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jubelnd die Lüge begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt." . . .

Paris war zu Ende des 11. Jahrhunderts die Hauptburg der

Digitized by Google

Scholastik, die Politurgeberin der scholastischen Methode, die Australerin der scholastischen Mode. Als zwanzigjähriger Bursch kam unser Specklecker dorthin, angezogen insbesondere durch die Säule der Wissenden („columna doctorum"), wie der Erzdiakon Wilhelm von Champeaux beehrennamset war, der dazumal der bischöflichen Schule von Paris vorstand. Das war so ein richtiger Kampfhahn der Scholastik, welcher mit dialektischem Flügelwetzen und syllogistischem Krähen einen ungeheuren Lärm verführte. Der ganze Inhalt des Trivium und Quatrivium, das will sagen die gesammte Encyklopädie der „Wissenschaften" von damals hing ihm nur so zum Schnabel heraus und der Kamm schwoll ihm von dem stolzen Bewußtsein, der geschickteste Wortschaumschläger seiner Zeit zu sein und mit einem unermeßlichen Aufwande von Buchstaben und Silben, Sentenzen und Schlüssen nichts zu sagen. Aber nicht lange stand es an, da wurde der gefeierte Hahn überhahnt: Wilhelms Schüler Abälard ging disputirend gegen den Meister vor und krähte ihn förmlich nieder[1]).

Das trug dem jungen Sieger viel Ruhm ein, aber auch viel Neid. Alle Mittelmäßigkeiten werden ja wüthend, wenn plötzlich neben ihnen ein auserwählter Mensch aufsteht und seine mit dem Siegel des Genius bezeichnete Stirne hoch über ihre Plattschädel erhebt. Abälard hielt sich für hinlänglich belehrt und gelehrt, um selber lehren zu können. Doch war er klug genug, einzusehen, daß er in Paris selbst zunächst noch nicht aufkommen könnte, und demzufolge begab er sich i. J. 1102 nach Melun, um daselbst seine erste Schule aufzuthun. Sie hatte Erfolg und nach einiger Zeit entschloß sich „Meister Pierre", wie Abälard von jetzt an gewöhnlich

1) „Cum quo (Guillelmo) aliquantulum moratus primo ei acceptus, postmodum gravissimus extiti, cum nonnullas scilicet ejus sententias refellere conarer et ratiocinari contra eum saepius aggrederer et nonnunquam superior in disputando viderer." Epist. I. Abaelardi. Ed. R. Rawlinson (Lond. 1718), p. 2.

Digitized by Google

hieß, seine Lehrkanzel nach Korbeil bei Paris zu verpflanzen, um seine Angriffe auf die Notre-Dame-Schule und deren Vorsteher Wilhelm von Champeaux häufiger und nachdrucksamer führen zu können. Aber sein maßloser Lern- und Lehreifer machte ihn so krank, daß er sich genöthigt sah, auf seiner Laufbahn innezuhalten und sich in seine ländliche Heimat in der Bretagne zurückzuziehen. Er verweilte einige Jahre unter dem Dache des Vaterhauses und fand im Frieden des Dorfes seine völlige Wiedergenesung. Allein obzwar ein Stück Poet, vermochte Abälard nicht lange in ländlicher Stille zu athmen. Die Aufregungen des Disputirsales und der literarischen Klopffechterei waren ihm schon zum Bedürfnisse geworden. Er kehrte daher auf den Schauplatz seiner Studien, seiner Kämpfe und seines Ruhms zurück, errichtete in Paris auf dem Genofevahügel eine Schule, welche sofort großen Zulauf erhielt, und die Neckereien, heftigen Streitigkeiten und halben Versöhnungen mit Wilhelm von Champeaux begannen von neuem. Das währte bis zum Jahre 1113, wo Wilhelm, zum Bischof von Chalons erwählt, dem Schüler, welcher ihm über den Kopf gewachsen war, das Feld räumte.

Abälard war jetzt das anerkannte Haupt der Schule von Paris und trat auf die Zenithhöhe seiner Wirksamkeit als Lehrer. Von nah und fern strömten einheimische und fremde Zuhörer herbei. Wie Frankreich, sandten auch Deutschland, England und Italien ihre Kontingente. Aus dem letztgenannten Lande kam Abälards berühmtester Schüler, der erlauchte Märtyrer Arnaldo da Brescia. Auch ein nachmaliger Papst, Cölestin der Zweite, saß hörend zu den Füßen von Meister Pierre, zu gleicher Zeit mit Peter dem Lombarden, welcher später den Aberwitz der scholastischen Theologie oder theologischen Scholastik in seinem „Magister sententiarum“ sehr wirksam systematisirte zum Schul-, Haus- und Handgebrauch unzähliger Thoren.

Zweifelsohne trug Abälard eine kräftig pulsirende philo-

Digitized by Google

sophische Ader in sich. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er der einzige Philosoph seiner Zeit gewesen sei. Die in ihm arbeitende Skepsis machte ihn dazu. Der Vater alles Wissens, aller Forschung, alles Vorschritts, der dreimal heilige Zweifel, offenbarte dem Meister Pierre den Satz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat.“ Diesen Satz auch nur zu denken, war dazumal eine große Kühnheit; denselben auszusprechen, war eine große That. Der Rationalismus hat daher vollwichtigen Grund, verehrungsvoll auf Abälard als auf einen seiner ersten Begründer zurückzublicken. Aber darum hörte Meister Pierre doch nicht auf, ein Scholastiker zu sein. Er griff es freier, kühner und feiner an, das genannte Kameel durch das erwähnte Nadelöhr zu treiben, als alle die anderen; allein im Ganzen und Großen ist seine Thätigkeit als Docent und Autor doch auch weiter nichts als solche Kameeltreiberei gewesen.

Im übrigen war der Herr Kanonikus und Professor nichts weniger als ein Pedant. Von stattlicher Gestalt, weltmännisch gewandtem Gebaren, wohlberedt, mit allerhand geselligen Talenten ausgestattet, Versemacher, Sänger und Zitherschläger, hatte er einen großen Stand in der Gesellschaft. Seine in der Landessprache gedichteten Lieder, seine Witze, seine Ein- und Ausfälle gingen von Mund zu Mund. Die Menge staute sich auf seinen Wegen, wenn der berühmte Mann vorüberging, und die Frauen bogen sich aus den schmalen Fensteröffnungen, um ihm nachzusehen. Um das Jahr 1117 war er der Löwe von Paris.

3.

Der Löwe fand seine Löwin.

Er hat selber von sich gesagt, sein Name sei dazumal so groß, sein jugendliches Feuer so mächtig, die Anmuth seiner Gestalt so

Digitized by Google

vorragend gewesen, daß er von seiten keines Weibes, welches zu lieben er sich herablassen wollte, eine Zurückweisung zu befürchten gehabt hätte[1]). Das klingt sehr geckisch, war aber nur wahr. Entbrannte doch ein Mädchen, welches, wenn nicht das schönste, doch unbedingt das geistvollste, gebildetste und graziöseste Frankreichs war, in leidenschaftlicher Glut für ihn, — die siebzehnjährige im ganzen Lande um ihrer Gelehrtheit willen berühmte Heloise für den achtunddreißigjährigen Meister Pierre.

Ihr Oheim Fulbert, Kanonikus von Notre-Dame, hatte das junge i. J. 1100 oder 1101 in Paris geborene und frühverwaist'te Mädchen zu sich genommen und seinen Stolz darein gesetzt, seine Nichte zu einer Gelehrtin zu machen. Schon im Alter von 15 Jahren war sie das nach dem Maßstabe von damals. Sie sprach und schrieb geläufig lateinisch, kannte die römischen Poeten und Prosaiker, hatte einen dämmernden Hochschein vom Griechischen und wußte sogar etliche hebräische Worte. Wunderlich kommt uns vor, daß Abälard in der lakonischen Schilderung, welche er in seiner Selbstbiographie von der weiland Geliebten entworfen hat, von Heloise's Schönheit sehr kurz und mehr nur negativ als positiv redet und den Akcent seiner Erinnerung ganz auf das Wissen und den Ruhm des Mädchens legt[2]). Der arme Eunuchisirte hatte, als er das niederschrieb, wohl so ziemlich vergessen, wie sehr ihn schon der erste Anblick Heloise's bezauberte, als er i. J. 1117 oder

---

1) „Tanti quippe tunc nominis eram et juventutis et formae gratia praeeminebam, ut quamcunque foeminarum nostro dignarer amore, nullam vererer repellentem." Ep. I. Ab. p. 9.

2) „Quae (adolescentula) cum per faciem non esset infima, per abundantiam literarum erat suprema. Nam quo bonum hoc, literatoriae scilicet scientiae, in mulieribus est rarius, eo amplius puellam commendabat et in toto regno nominatissimam fecerat." L. c. p. 9.

Digitized by Google

1118 das schöne Kind zum erstenmal sah. In Wahrheit, der Philosoph war „ganz weg“ [1]).

Meister Pierre redete sich aber nicht ein, in der Liebe das zu sein, was man einen Platoniker zu nennen pflegt, ganz dummer Weise so zu nennen pflegt. Die Menschen minnten im Mittelalter überhaupt viel weniger minneliedersam und viel mehr minnelüderlich, als Unwissende glauben und Verehrer der „guten alten frommen Zeit“ zu glauben heucheln. Die Troubadours und Minnesänger haben dies übrigens überall, wo sie nicht im Fistelton der höfisch-ritterlichen Konvenienz, sondern im Brustton wahrer Empfindung sangen, mit anerkennenswerther Offenheit und Unbefangenheit selber eingestanden. Auch damals hat eben die Leidenschaft, wie sie allzeit und allenthalben that, thut und thun wird, sich keineswegs damit begnügt, dem blassen Mond ihre Wünsche vorzuseufzen, sondern sie hat, und zwar nicht sehr skrupelig, nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes gestrebt.

So that auch unser verliebter Speckkecker und der Geiz und die Eitelkeit seines Mitkanonikus Fulbert verhalfen ihm rasch zum Ziele. Der Oheim war nämlich bis zu einem gewissen Grade ebenfalls in seine schöne und hochbegabte Nichte verliebt. Er wünschte den Ruhm Heloise's über alle Welt ausgebreitet zu sehen, um sich in den Stralen dieses Ruhms onkelhaft zu sonnen. Kosten freilich sollte es möglichst wenig. Als ihm nun Abälard durch Vermittelung von Freunden („quibusdam ipsius amicis intervenientibus“) zweierlei anbot: 1) die Nichte in alle Geheimnisse der Philosophie einzuführen und 2) der Miethmann und Kostgänger des Oheims zu werden, um die Nichte bequemer unterrichten zu können, und zwar mit Entrichtung eines erklecklichen Mieth- und Kostgeldes, da griff Ehren Fulbert mit beiden Händen

1) „In hujus itaque adolescentulae amorem totus inflammatus.“ Ibid.

Digitized by Google

zu, froh einen Vogel gefangen zu haben, welcher den Säckel des Oheims mit gemünztem Silber und den Geist der Nichte mit dem gediegenen Golde der Weisheit füllen wollte. Daß der Kanonikus so blind war, mag einigermaßen entschuldigt werden durch den Ruf der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, in welchem Abälard bislang gestanden hatte.

Der Präceptor zog ein in. das nahe bei der Schule von Notre-Dame gelegene Kanonikathaus und das unausbleibliche Spiel nahm seinen Anfang. Der Lehrer war eifrig und die arme Heloise lernte nur allzuschnell und allzuviel. Abälard hat gar artig beschrieben, wie die Schule der Philosophie zur Schule der Leidenschaft und der Privatunterricht in heiliger und profaner Literatur zu einem Privatissimum der ars amandi wurde[1]). Man könnte meinen, daß Dante diese Schilderung gekannt haben müßte, als er die glühenden und doch so keuschen Schlußterzinen des 5. Kanto seines Inferno dichtete, in welchen die arme Franceska da Rimini beichtet, was ihr geschehen, als sie eines Tages mit Paolo Malatesta in einem Buche las. Es erging dem Meister Pierre und seiner Schülerin, wie es, mit oder ohne Buch, vor ihnen und nach ihnen Milliarden von Menschenpaaren ergangen ist und noch ergehen wird, genau so, wie es geschrieben steht beim Vater der Isolde Goldhaar: —

---

1) „Quid plura? primum domo una conjungimur, postmodum animo. Sub occasione itaque disciplinae amori penitus vacabamus et secretos regressus, quos amor optabat, studium lectionis offerebat. Apertis itaque libris plura de amore quam de philosophia verba se ingerebant, plura erant oscula quam sententiae. Saepius ad sinus quam ad libros reducebantur manus, crebrius oculos amor in se reflectebat quam lectio in scripturam dirigebat. Quid denique? nullus a cupidis intermissus est gradus amoris, et si quid insolitum amor excogitare potuit, est additum. Et quo minus ista fueramus experti gaudia, ardentius illis insistebamus et minus in fastidium vertebantur.“ L. c. p. 10.

Digitized by Google

„Minne, die Herzensjägerin,
Die schlich in ihre Herzen hin,
Eh' sie es wurden recht gewahr.
Sie stieß die Siegesfahne dar
Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit;
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor gewesen waren zwei."

Im übrigen hat Abälard in das pathetische Gemälde, welches er von der Exposition und Peripetie seines Liebedrama's entwarf, einen eigenartig komischen Schnörkel hineingebracht, indem er erzählt, er habe, um die Augen der Aufpasser zu täuschen, seiner Schülerin mitunter die Ruthe gegeben [1]).

4.

Aber auf die Peripetie folgt auch im Liebedrama logischer Weise die Katastrophe. Dem „freudvoll" tritt das „leidvoll", dem „himmelhochjauchzend" das „zum Tode betrübt" auf die Ferse.

Plötzlich verging dem Meister Pierre die lustselige Laune, Lieder zu dichten, worin statt der Mysterien der Philosophie die der Liebe gelehrt und welche, wie er nicht ohne einen Anflug von Poeteneitelkeit meldet, weitum gesungen wurden.

Dem Kanonikus Fulbert wurden endlich durch gute Freunde die blödsichtigen Onkelaugen weit aufgethan. Zu spät schaffte er den Lehrer der Liebekunst aus dem Hause. Die gewaltsame Trennung machte natürlich die Verliebten nur noch erpichter auf ein-

---

1) „Quoque minus suspicionis haberemus, verbera quandoque dabat amor, non furor, gratia, non ira, quae omnium unguentorum suavitatem transcenderent."

Digitized by Google

ander. Die Leidenschaft suchte, fand und ging ihre Wege. Der Widerwart von Oheim spähte und spionirte, stellte Fallen und legte Netze und richtig ließen sich die Liebenden von ihm fangen, wie dem Sänger Demodokos im achten Gesange der Odyssee zufolge vom armen Hinkebein Hephästos seine Frau Gemahlin Aphrodite und ihr Buhler Ares gefangen worden waren [1]). Die näheren Umstände dieses mißlichen Abenteuers und wie er demselben entronnen hat Meister Pierre anzugeben nicht für gut gefunden.

Kurz darauf kam ihm von Heloise eine briefliche Mittheilung zu, die ihn sehr nachdenklich stimmte. Seines Nachdenkens Resultat war aber, daß er die Geliebte nachtschlafender Weile aus dem Hause ihres Oheims entführte, und nicht nur aus dem oheimlichen Hause, sondern auch aus Paris. Er brachte die Entführte in seine bretonische Heimat und dort in das Haus seiner Schwester. Hier gebar Heloise, nachdem die Zeit erfüllet war, einen Knaben, welchem die junge Mutter den barocken Namen Sternhöhemesser gab [2]).

Abälard war schon vor erfolgter Niederkunft der Geliebten nach Paris zurückgekehrt und mühte sich ab, den vor Entrüstung rasenden Oheim zu begütigen. Das wollte lange nicht gelingen und Abälard hatte Mühe, sich der Nachstellungen des wüthenden Kanonikus zu erwehren. Endlich fand er aber doch bei Fulbert und der fulbert'schen Sippschaft Gehör mit seinem Vorschlag, Heloise in aller Form zu heiraten; nur sollte die Heirat geheimgehalten werden, damit sein Ruf keinen Schaden litte [3]). Um dies zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß dazumal ein ehrgeiziger Mann nur entweder im Harnisch oder aber im Priesterrock steigen

1) „Actum in nobis est, quod de Marte et Venere deprehensis poëtica narrat fabula." L. c. 12.

2) „Apud sororem meam tamdiu conservata est, donec pareret masculum, quem Astrolabium nominavit."

3) „Dummodo id secreto fieret, ne famae detrimentum incurrerem."

Digitized by Google

konnte. Seit Gregors des Siebenten Cölibatsbulle vom Jahre 1074 galt aber Ehelosigkeit für die unumgängliche Voraussetzung der Gelangung zu allen höheren und höchsten kirchlichen Aemtern und Würden. Abälard wollte steigen und wähnte die Voraussetzung seines Steigens mittels Geheimhaltung seiner Verehelichung umgehen zu können. Man sieht, der Mann war schon nicht mehr recht verliebt, seine Begierde war gestillt und er setzte die fernerweite Befriedigung derselben der Stillung seiner Ehr- und Ruhmsucht weit nach.

Das Weib dagegen, Heloise, begann jetzt erst recht zu lieben, mit der Seele zu lieben. Die Mutter Sternhöhemessers weigerte sich geradezu, auf den Heiratsvorschlag einzugehen. Sie wollte nicht, daß ihr Ideal von Mann zur ordinären Wirklichkeit der Ehemannschaft herabsänke. Sie bezeichnete es als unschicklich und beklagenswerth, daß ein Mann, welchen die Natur zum Vortheil aller geschaffen, sich der Schmach unterzöge, einer Frau zu eigen zu sein [1]). Sie erklärte geradezu, daß sie einen Ehebund verabscheuen müßte, welcher den Geliebten seiner Freiheit berauben und wie der Philosophie so auch der Kirche zum größten Schaden gereichen würde; und weiter, sie machte sich nichts aus ihrer eigenen Schmach, so nur sein Ruhm vor Schaden gewahrt wäre.

In der ganzen Verhandlung erscheint Heloise viel größer als Abälard, welcher ganz augenscheinlich vor dem zornwüthigen und rachsüchtigen Fulbert Furcht hatte und hauptsächlich durch dieses Motiv dazu getrieben wurde, die hochherzige Geliebte zu rehabilitiren, indem er sich mit ihr trauen ließ; aber doch nur heimlich, daß es ja seinen Aussichten nicht schadete. Was demnach das Weib aus innigster, selbstlosester Liebe nicht wollte, das wollte der Mann

1) „Quam indecens, quam lamentabile esset, ut, quem omnibus natura creaverat, uni me foeminae dicarem et turpitudini tantae subjacerem.“ L. c. 13.

Digitized by Google

aus feiger Berechnung. In dem Weibe waltete weit und schön der himmlische Dämon, in dem Manne klügelte klein und kläglich die „Angst des Irdischen“. Heloise handelte heldisch, Abälard wand sich und tastete und tiftelte wie ein Diplomat. Das Weib dachte gar nicht an sich, der Mann dachte nur an sich. Er kalkulirte, sie aber liebte, liebte mit jener Kraft, deren Preis in die üppigen Metaphern des Hohenliedes hereinbricht wie in das Gekicher und Gelispel von Geigen und Flöten ein schütternder Posaunenton: —

„Stark wie der Tod ist die Liebe!
Fest wie die Hölle ihr Wille!
Sie ist eine Flamme Gottes
Und jeder Gewalt der Erde
Trotzt ihre Glut!“

5.

Zuletzt wich aber doch Heloise dem Drängen Abälards, welchem vor allem daran gelegen war, seine Laufbahn in Paris fürder in Sicherheit verfolgen zu können. Aber nur unter Vergießung bitterer Thränen that sie dem geliebten Manne, in welchem sie gerne einen künftigen Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal oder gar Papst gesehen hätte, seinen Willen, sich mit ihm trauen zu lassen, und in bangem Vorgefühle sprach sie ein prophetisches Wort, welches sich nur allzu sehr verwirklichen sollte [1]).

Abälard, welcher wieder nach der Bretagne geeilt war, um der Mutter seines Sohnes die gewünschte Einwilligung abzupressen, übergab den kleinen Sternhöhemesser seiner Schwester zur Pflege

---

1) „Unum, inquit, ad ultimum restat, ut in perditione duorum minor non succedat dolor, quam praecessit amor.“ L. c. 16.

Digitized by Google

und führte Heloise nach Paris zurück. Etliche Tage nach ihrer Ankunft daselbst ging frühmorgens in aller Heimlichkeit — nur der Oheim Kanonikus und einige wenige Freunde waren zugegen — in einer der pariser Kirchen die Trauungsceremonie vor sich; die junge Frau kehrte in das Haus Fulberts zurück und die Ehegatten sahen sich nur selten und insgeheim. Allein dies gekünstelte Verhältniß konnte nicht von Dauer sein.

Paris war schon damals die Stadt der Aergernisse par excellence. Wie hätte sich die Skandalchronik den kostbaren Stoff von Heloise's Verschwinden und Wiederkehr entgehen lassen können? Erst raunte und dann rasaunte es in der Stadt umher, um welcher Verrichtung willen die schöne und gelehrte Heloise nach der Bretagne gereis't sei. Wir dürfen keck annehmen, daß die häßlichsten und unwissendsten Weiber die Einzelnheiten dieser Schamreise am genauesten anzugeben und mit den giftigsten Glossen zu begleiten wußten. Kurz, es gab ein groß Geschrei und unser kanonischer Choleriker von Oheim wurde darüber ganz rabiat. Was, seine Nichte, sie, welche seine Ehre, sein Ruhm, sein Stolz gewesen, sollte als „so Eine" verschrieen sein? Nimmermehr! Die Lästermäuler sollten zugestopft werden mit der Thatsache, daß Heloise ein ehrliches Eheweib; ja, das sollten sie! Und das dem Abälard gegebene Versprechen der Geheimhaltung seines Ehebundes brechend, gingen Fulbert und sämmtliche Vettern und Basen der fulbert'schen Sippschaft hin und sagten aller Welt: Meister Pierre ist der rechtmäßige Gatte Heloise's; das Paar ist in aller Form und Feierlichkeit eingesegnet und getraut; da und da, zu der und der Stunde hat die Trauung stattgefunden.

Wäre nun die arme Heloise ein gewöhnliches Weib gewesen, statt ein dämonisch bewegtes zu sein, so würde die Sache damit wohl ihre Erledigung gefunden haben. Aber es kam ganz anders. Das alle Klätscher und Klätscherinnen, alle Zungen und Ohren von Paris beschäftigende Skandal trat so zu sagen aus seinem Positiv

Digitized by Google

in den Komparativ. Denn nur die Zukunft des geliebten Mannes in Betracht ziehend erklärte Heloise in hochherziger Selbstvergessenheit: Nein, es hat keine Trauung stattgefunden und ich bin keine rechtmäßige Ehefrau. Nennt, scheltet und lästert mich, wie ihr wollt; ich muß es leiden, denn ich bin keine legitime Gattin.

Aber er, Abälard, trat er nicht hervor, die Wahrheit zu bezeugen und den Ehrenschild des Ehebundes über das edle Geschöpf zu halten, welches seine Frau war? Nein, er schwieg. Eine weibliche Liebe, wie es eine zweite vielleicht nie gegeben, war verschwendet an einen Mann, dessen Seelensittige nicht Schwungkraft genug besaßen, ihn auf gleicher Höhe mit der Idealität des liebenden Weibes zu halten. Heloise behauptete die Genialität ihrer Natur bis zuletzt, Abälard sank frühzeitig zur Philisterhaftigkeit herab.

Wie der kanonische Oheim wetterte und zeterte, kann man sich leicht vorstellen. Er that seiner Nichte, die ihm wie eine Verrückte vorkommen mochte, allen Schimpf und alle Schande an[1]) und es steht stark zu vermuthen, daß der jähzornige Mann von Verbalinjurien auch zu Realinjurien vorgeschritten sei. Das durfte und konnte Abälard denn doch nicht ruhig geschehen lassen. Es gelang ihm, sein Weib abermals aus der Gewalt des Kanonikus zu befreien und für Heloise ein Asyl im Kloster von Argenteuil auszumitteln, allwo sie ja von früherher gut empfohlen war, da sie mehrere ihrer Kinderjahre unter den Klosterschwestern verbracht hatte. Zu ihrer größeren Sicherheit ließ Abälard sie das Nonnenkleid anthun, mit Ausnahme jedoch des Schleiers, also des eigentlichen Merkmals wirklicher Nonnerei.

Das machte den vor Zorn siedenden Kopf Fulberts zum überkochenden Topf. Der Kanonikus glaubte, Abälard wollte dadurch,

---

1) „Vehementer ille commotus, crebris cam contumeliis afficiebat.“ L. c. 17.

Digitized by Google

daß er seine rechtmäßige Ehefrau ins Kloster gebracht und ins Nonnenkleid gesteckt hatte, in bequemster Weise sich von ihr losmachen und befreien. Oder sollte, mochte der Kanonikus sich fragen, das Nonnenkleid seiner entehrten Nichte für den Lüstling von Specklecker gar nur ein wohlfeiler Deckmantel sein, hinter welchem sich eheliche Rechte üben ließen, ohne daß der Ausüber sich als Ehemann bekennen müßte? Nein, das wenigstens — so brudelte der überschäumende Topf — soll dem vermaledeiten Verderber meiner Nichte verleidet werden! Sie soll nicht in den Fall kommen, ein zweites Astrolabium in die Welt setzen zu müssen!

Und wie gesagt, so gethan. Das Skandal sprang aus dem Komparativ in den Superlativ hinauf. Geführt von dem mittels Bestechung zum Verräther gemachten Diener Abälards, drang die fulbert'sche Sippschaft eines Nachts in seine Wohnung ein, warf den aus dem Schlafe aufgeschreckten Meister nieder und machte ihn zum Eunuchen.

Ob der kanonische Oheim das schnöde Attentat nur angestiftet oder aber ob er bei der Ausführung persönlich zugegen gewesen, sagt uns Abälard in seinem Berichte nicht[1]). Er meldet nur, daß die Uebelthäter nach verübtem Frevel entflohen, daß ihrer zwei auf der Flucht ergriffen wurden und zur Strafe ihnen angethan ward, was sie ihm angethan hatten, mit Hinzufügung der Blendung. Einen widerlichen Eindruck macht es, wenn Abälard im Verlaufe seines Berichtes mit kathedrarischer Eitelkeit sagt, es sei ganz unmöglich, die Theilnahme und die Klagen zu schildern, welche seine Verstümmelung hervorgerufen habe. Nicht mit einer Silbe gedenkt er dabei Heloise's. Zur Zeit ganz niedergeschmettert,

1) „Adversum me conjurati nocte quadam quiescentem me adque dormientem in secreta hospitii mei camera, quodam mihi serviente per pecuniam corrupto, crudelissima et pudentissima ultione punierunt et quam summa admiratione mundus excepit: eis videlicet corporis mei partibus amputatis, quibus id, quod plangebant, commiseram."

Digitized by Google

barg er seine Wunde, seine Scham und seine Demüthigung im Klosterschatten und nahm in der Abtei von Saint-Denis die Kutte, nicht verhehlend, daß ihn mehr die Bestürzung und Beschämung als die Frömmigkeit zu diesem Schritte getrieben.

Noch bevor Meister Pierre die Kutte anthat, hatte sich Heloise den Nonnenschleier umgebunden. Sie hatte sich dazu entschlossen, sobald die Kunde von Abälards Mißgeschick in die Mauern von Argenteuil gedrungen war. Umsonst hatten die Klosterschwestern, deren Liebling sie geworden, die junge Frau beschworen, ihre Jugend, Schönheit und Gelehrtheit nicht hinter Klostermauern zu begraben. Heloise fühlte, daß es mit ihrem Glücke zu Ende und ihr Leben eigentlich beschlossen sei. Aber sogar während der Ceremonie ihrer Einkleidung und Verschleierung hatte sie keinen andern Gedanken als den Geliebten und es ist charakteristisch, daß diese mehr in antik-klassischen als in mittelalterlich-christlichen Anschauungen lebende Frau in dem Augenblick, als der Nonnenschleier vom Altar genommen wurde, um über ihr Haupt gebreitet zu werden, schluchzend in die Klageworte ausbrach („inter lacrymas et singultus prorumpens ait"), welche Lukan im achten Buche seiner Pharsalia der Kornelia in den Mund gelegt hat[1]).

6.

Abälard nahm bald seine Lehrthätigkeit wieder auf, welche ihm Lebensbedürfniß war und welche jetzt eine zweite Glanzperiode

---

1) „O maxime conjux!
O thalamis indigne meis! hoc juris habebat
In tantum fortuna caput? Cur impia nupsi,
Si miserum factura fui? Nunc accipe poenas,
Sed quas sponte luam."

Digitized by Google

erlebte. Aber mit diesem neuaufgehenden Glanze seiner Wirksamkeit hoben auch wieder alle die Widerwärtigkeiten an, welche die Wächter Zions dem Manne bereiteten, der sich abermals mit der gefährlichen Einbildung trug, das Kameel Dogma müßte, so man alle Gehirnnerven redlich anstrengte, doch wohl endlich durch das Nadelöhr der Vernunft getrieben werden können. Der redliche Treiber fand keine bleibende Stätte: die Rechtgläubigen trieben ihn mit der Geißel ihres Hasses von einem Orte zum andern. Am unerbittlichsten schwang diese Geißel der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, besonders dann, als unweit von diesem Kloster Abälard i. J. 1122 bei Nogent-sur-Seine das Oratorium Paraklet gegründet hatte, welches er nachmals an Heloise und ihre durch den „heiligen" Abt Suger von Saint-Denis aus Argenteuil vertriebenen Klosterschwestern abtrat.

Bernhard, der strenge Mönch, der enthusiastische Kreuzzugsprediger, war übrigens ein ehrlicher Gegner, ein bedeutender Mensch, eine dämonische Natur. So ein Fanatiker, welcher, was jener indische Brahman von sich behauptete, Glaubensfeuer genug in seinem Bauche hatte, um die ganze Welt damit zu verbrennen. Er hat auch so einen Weltbrand wenigstens symbolisch-poetisch veranstaltet, indem er, seiner gränzenlosen Weltverachtung Ausdruck zu geben, das berühmte Lied von der „Vanitas mundi" dichtete[1]), welches Buddha oder Schopenhauer geschrieben haben könnten.

Genau betrachtet, drehte sich der Zank zwischen Abälard und Bernhard um nichts weiter als um die Aufzäumungsart und den Hufbeschlag des schon öfter als billig erwähnten Kameels. Aber solche Alfanzerei gehörte damals zu den „Lebensfragen" der Ge-

1) „Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?" cet.
Der Inhalt des ganzen Liedes faßt sich zusammen in der Schlußzeile:
„Felix, qui poterit mundum contemnere."

Digitized by Google

sellschaft und wurde daher mit ungeheurem Ernste betrieben. Vor einem mit großem Pomp veranstalteten Koncil, das am 2. Juni von 1140 zusammentrat, erschien Sankt Bernhard mit den Schriften Abälards in der Hand als Ankläger und Meister Pierre als Angeklagter, welcher aber die Procedur abschnitt, indem er die Kompetenz der Versammlung bestritt und an den Papst appellirte. Da kam er aber übel an. Innocenz der Zweite befahl, daß die Schriften Abälards verbrannt werden sollten und daß ihrem Verfasser als einem Ketzer („tanquam haeretico") ein unverbrüchliches Schweigen aufzulegen sei. Der also Gemaßregelte wollte nun selber nach Rom, um von dem übelunterrichteten Papst auf den besser zu unterrichtenden sich zu berufen. Als ob ein unfehlbarer Statthalter Gottes jemals übelunterrichtet sein könnte! Unterwegs wurde er aber im Kloster Kluny durch den berühmten Abt Peter, genannt der Ehrwürdige, zurückgehalten, und dieser Freund vermittelte auch eine Aussöhnung Abälards mit Bernhard von Klairvaux. Verfolgt wurde dann der gebrochene Mann weiter nicht mehr. Er lebte ruhig in Kluny, bis zunehmendes Siechthum ihn nöthigte, eine Luftveränderung als Heilmittel zu versuchen. Demzufolge begab er sich in die Priorei Saint-Marcel unweit Chalons, wo er seine letzten Lebenstage verbrachte.

Nach ihrer grausamen Trennung in Paris haben sich Abälard und Heloise nur noch einmal gesehen. Es geschah dies im Jahre 1129, als Heloise sammt ihren Mitnonnen brutal aus Argenteuil vertrieben worden. Um ihr eine Zuflucht zu verschaffen, eilte Meister Pierre aus der Abtei von Saint-Gildas in der Bretagne, welcher er damals vorstand, herbei und übergab mit Zustimmung des Bischofs von Troyes das Oratorium Paraklet an Heloise und ihre Klosterschwestern. Paraklet gedieh sehr gut. Mittels einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1136 wurde das unter die Regel Sankt Benedikts gestellte Kloster zur Abtei erhoben und Heloise zur Aebtissin ernannt.

Digitized by Google

Sie war eine vortreffliche Aebtissin, eine angehende Heilige. Aber sie hörte darum doch nicht auf, ein liebendes Weib zu sein. Das wurde prächtig offenbar, als eine Abschrift von dem berühmten selbstbiographischen Briefe, welchen Abälard von Saint-Gildas aus an einen Freund geschrieben hatte, ihren Weg in die Mauern von Paraklet fand.

Der größte bislang unter den Slaven aufgestandene Dichter, Mickiewicz, hat die psychologische Thatsache, daß mitten im Braus und Saus des Mißgeschickes der Stachel der Erinnerung in der Menschenbrust sich abstumpfe, dagegen nach vorübergegangenem Gewitter in der Stille der Ergebung seine Spitze wieder scharf fühlbar mache, in die schöne Strophe geprägt: —

„Seele, die Erinnerung wohnt, ein Geier, in deinem Grund;
In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund.
Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
Fassen es die Klauen."

Das mußte auch die arme Heloise bitterlich erfahren. Sie wähnte ihr Herz beschwichtigt und geschweigt, wähnte es eingesargt in die Resignation klösterlicher Askese. Da schlug wie ein Blitz Abälards Brief in den Sarg, das Herz des Weibes erwachte, flammte auf und strömte seinen hochherrlich-dämonischen Minnebrand in einer Epistel an den Geliebten aus, welche von Naturwahrheit pulsirt und doch zugleich das glühendste Gedicht ist, welches jemals von einer Frau ersonnen worden. Es fehlen demselben nur Rhythmus und Reim. Auch ist etwas zu viel darin, etwas störendes: die mancherlei gelehrten Anspielungen. Mitten in die innigsten Gefühlsergüsse hinein blaustrümpfelt es mitunter wunderlich.

Nachdem die Schreiberin den Geliebten um der Anfechtungen willen, welche er von seiten seiner Feinde in seiner Lehrthätigkeit befahren mußte, beklagt und ihm gesagt hat, daß er die Perlen seiner Beredsamkeit vergeblich den Schweinen vorwärfe, kommt sie

Digitized by Google

auf sich selber zu sprechen, auf die Katastrophe ihrer Liebe und erinnert Abälard daran, daß sie es doch wohl noch mehr als der Freund, an welchen er geschrieben, verdient hätte, Trostworte von seinen Lippen zu empfangen. „Denn du allein bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du allein bist es auch, der mir das schuldet, weil ich, was du wolltest, so ganz gethan habe, daß ich, um dir zu Willen zu sein, mich selber zu Grunde gerichtet habe. Und was noch mehr und wunderbar zu sagen ist, meine Liebe hat sich zu solchem Wahnsinn gesteigert, daß sie das, was sie doch einzig begehrte, ohne alle Hoffnung auf Wiedergewinn sich selber entzog, indem ich auf deinen Befehl meine Seelenstimmung und Lebensweise plötzlich änderte, um zu zeigen, daß du sowohl meines Leibes als meines Geistes einziger Besitzer seiest. Niemals — Gott weiß es — habe ich in dir und bei dir etwas gesucht als dich selber, rein nur dich, nicht das deinige begehrend. Nicht Geschenke, nicht den Ehebund habe ich erwartet und nicht meine Wünsche und Wollüste, sondern, wie du wohl weißt, nur die deinigen habe ich zu befriedigen getrachtet. Wenn aber der Name einer Gattin heiliger und werthvoller zu sein scheint, so ist doch mir der Name einer Freundin süßer vorgekommen oder, wenn du nicht darüber böse wirst, der Name einer Beischläferin oder Hetäre, damit, je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich desto größere Gnade bei dir fände und also dem Ruhme deiner Vortrefflichkeit weniger Eintrag thäte. Gott rufe ich als Zeugen an: wenn auch der Kaiser, der Herr der Welt, mich der Ehre würdigte, seine Gattin zu werden, und mir den ganzen Erdkreis für allzeit zu Füßen legte, so würde es mir doch theurer und werther erscheinen, deine Buhlin" — (der Ausdruck im Original ist noch viel drastischer) — „als seine Kaiserin zu sein" [1]).

1) „Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates et voluntates, sed tuas (sicut ipse nosti) adim-

Digitized by Google

Hieran knüpft Heloise einige feine Bemerkungen über das Wesen der Liebe und legt dar, daß dieselbe zumeist eine Täuschung („error"), weil eben die hochgespannten gegenseitigen Erwartungen selten in Erfüllung gingen. Sie jedoch, fügt sie frohlockend hinzu, habe keine Enttäuschung zu befahren gehabt. „Denn was andere Frauen von ihren Männern sich einbildeten, das hat die ganze Welt von dir nicht nur geglaubt, sondern auch gewußt, und meine Liebe zu dir konnte demnach desto wahrhafter sein, je weiter sie von der Täuschung entfernt war. Welcher König doch oder welcher Weise kam an Ruhm dir gleich? Welche Gegend, welche Stadt, welches Schloß dürstete nicht nach deinem Anblick? Wer, ich frage dich, rannte nicht, dich zu sehen, wenn du erschienst? Wer reckte nicht den Hals, dir nachzublicken, wenn du verschwandest? Welches Weib, welche Jungfrau schmachtete nicht nach dir Abwesendem und entbrannte nicht für dich Gegenwärtigen? Welche Königin oder Fürstin beneidete nicht die Wonnen meines Lagers?"

Sie führt das noch weiter aus und sagt dem Geliebten, daß ihm die Herzen aller Frauen zugeflogen seien insbesondere um der Anmuth seiner Rede und um der melodischen Zärtlichkeit seiner Lieder willen. Weiterhin drängt sich ihr ein Vorwurf in die Feder. „Sage mir, wenn du kannst, warum ich nach unserer Bekehrung (post conversionem nostram), welche doch ganz und allein dein Werk war, bei dir in so große Vernachlässigung und Vergessenheit gefallen bin, so daß du mich weder anwesend durch dein

---

plere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum aut, si non indigneris, concubinae vel scorti; ut quo me videlicet pro te amplius humiliarem. ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem. Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, charius mihi et dignius videret, ut tua dici meretrix quam illius imperatrix." Epist. I. Heloisae. L. c. 49.

Digitized by Google

Gespräch noch abwesend mittels Briefen tröstest. Sag' es mir, wenn du kannst, oder aber ich will dir sagen, was ich fühle und was alle argwöhnen: — mehr die Begierde hat dich mir verbündet als die Freundschaft, mehr die Sinnenbrunst als die Liebe. Maßen nun, wonach du gelüstetest, verschwunden ist, verschwand damit auch dein darauf gerichtetes Thun."

Die reine Flamme ihrer Liebe verzehrt jedoch sofort wieder diese augenblickliche Bitterkeit und gegen das Ende des Briefes zu lodert das Feuer abermals hoch und schön empor. „Ich wäre — ruft sie dem Geliebten zu — so du in vulkanische Krater dich gestürzt hättest, nicht unschlüssig gewesen, dir dahin zu folgen oder auf dein Geheiß voranzugehen. Denn nicht in mir, sondern in dir war meine Seele und auch jetzo und mehr noch als je ist sie, so sie nicht bei dir, nirgendwo. Ohne dich aber kann sie gar nicht sein"[1]).

Abälards Antwort auf diesen glühenden Ausbruch ist ganz steifleinen und philisterhaft, durchweg nur theologische Zungendrescherei. Heloise läßt sich dadurch nicht abschrecken. Auch ihr zweiter Brief ist voll Glut und heiß hadert sie darin mit dem Schicksal, daß sie straflos ausgegangen seien, während sie unerlaubten Freuden gefröhnt hätten, wogegen die Hand Gottes schwer auf sie gefallen, als sie ihre Verirrung durch einen rechtmäßigen Ehebund gutzumachen gesucht hätten. Sie beklagt den Geliebten, daß er gerade um seiner Ehemännischkeit willen die Strafe ertappter Ehebrecher habe leiden müssen. Die Ausdrücke und Wendungen, in welchen sie das alles vorbringt, nehmen sich im Munde

1) „Ego autem ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro jussu tuo minime dubitarem. Non enim mecum animus meus, sed tecum erat. Sed et nunc maxime si tecum non est, nusquam est. Esse vero sine te nequaquam potest." L. c. 52.

Digitized by Google

einer Aebtiſſin freilich ſonderbar genug aus[1]). Edel und rührend aber iſt, wenn ſie den Geliebten betrauert, daß er allein büßen mußte, was beide gefehlt, und wenn ſie hochherzig ſich ſelber den größeren Theil der Verſchuldung zuſchreibt[2]). Als Entgegnung auf dieſe innigſten Gefühlsoffenbarungen predigt Abälard ihr wieder weitſchweifig vor und faßt dann ſein Gepredige in die kühle Ermahnung zuſammen: „Nimm, oh Schweſter, nimm, ich bitte dich, geduldig hin, was über uns verhängt worden iſt“[3]).

Summa: Heloiſe verhielt ſich zum Abälard, wie das Ideal zur Wirklichkeit, wie die Poeſie zur Proſa ſich verhält. Das Weib ſtand hoch über dem Manne.

Er ſtarb zu Saint-Marcel am 21. April von 1142. Heloiſe erbat ſich den Leichnam ihres Gatten und hat ihn zu Paraklet beſtattet. Zweiundzwanzig Jahre ſpäter iſt ſie, am 16. Mai von 1164 verſtorben, an ſeine Seite gebettet worden. Als i. J. 1792 das Kloſter Paraklet aufgehoben wurde, ſchaffte man den Doppelſarg mit den Ueberreſten des Paares nach Paris und gewährte ihm eine Stätte in der berühmten Todtenſtadt des Père Lachaiſe.

Alſo auch hier das unausweichliche kleine Ende von jedem großen Lebensdrama: — eine Handvoll Staub. Sankt Bernhard

---

1) „Dum solliciti amoris gaudiis fruemur et, ut turpiore sed expressiore vocabulo utar, fornicationi vacaremus, divina nobis severitas pepercit. Ut autem illicita licitis correximus et honore congujii turpitudinem fornicationis operuimus, ira domini manum suam super nos vehementer aggravavit et immaculatum non pertulit thorum, qui diu ante sustinuerat pollutum. Deprehensis in quovis adulterio viris haec satis esset ad vindictam poena quam pertulisti.“ Epist. II. Hel. L. c. 64.

2) „Solus in corpore luisti quod duo pariter commiseramus. Solus in poena fuisti, dno in culpa, et qui minus debueras, totum pertulisti.“ 65.

3) „Accipe, soror, accipe quaeso patienter, quae nobis acciderunt misericorditer.“ Ep. III. Abael. L. c. 87.

Digitized by Google

hat doch recht mit ſeinem Weltverachtungsgeſang. Es lohnt ſich nicht der Mühe, dieſes Drama durchzuſpielen. Sämmtliche Rollen darin, ſelbſt die glänzendſten, ſind undankbar. Aber wir ſind nun einmal dazu gepreßt und müſſen trachten, uns möglichſt gut aus der Sache zu ziehen und mit pflichtſchuldigem Ernſt und Anſtand zu ſpielen. Alles Gefrage warum? wozu? wofür? iſt eitel; denn „nur ein Narr wartet auf Antwort“.

Digitized by Google

Der Dede Sultan.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre!
Kennt er erst einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.
Göthe.

1.

Leid und Lust, Weh und Wonne. Zwischen diesen Gegenpolen bewegt sich die große Täuschung, genannt Menschenleben, wenn dieses ein vorwiegend glückliches ist. Denn auch der Glückliche hat seinen reichlich zugemessenen Antheil vom Unheil alles Erdendaseins zu tragen. Diesen Fluch zu leugnen oder gar für Segen auszugeben, ist Taschenspielerei. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine Verneinung solcher armsäligen Lüge. Zwar steht im Havamal der Edda geschrieben:

„Ganz unglücklich ist keiner,
Ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen,
Einer an Freunden Freude.
Einer an vielem Gut Gefallen,
Einer an tüchtigem Thun" —

aber es steht auch tausendfältig geschrieben und ist millionenfältig erlebt, daß nie und nirgends ein Ganz-Glücklicher gefunden worden auf Erden. Höchstes Glück ist überhaupt nur traumhafte Ahnung. Mit der scheinbaren Verwirklichung dieser Ahnung beginnt auch

Digitized by Google

die Enttäuschung, welche die Wonne in Wehe wendet. Unvergleichlich schön hat Burns das gedankenschnelle Vorüberzucken des Glücksblitzes geschildert [1]).

Mit einem Schmerzensschrei begrüßen wir das Dasein, mit einem Schmerzgestöhn sagen wir demselben Lebewohl. Als das unbehilflichste aller Geschöpfe entwindet man uns dem Mutterschoße, als unnützen Wurmfraß birgt man uns schließlich im Erdenschoß. Alles Glück, welches zwischen diesen beiden Vorkommnissen zwischeninneliegen kann, ist nicht einmal die Pein des Zähnebekommens und Zähneverlierens werth. Das haben die wahrhaften Weisen aller Zeiten wohl gewußt. Von jenem indischen Jogi, welcher im qualvollen Vollbewußtsein des Weltschmerzes zuerst die furchtbare Wahrheit: „Leben ist leiden!“ ausgesprochen hat, spannt sich bis auf unsere Tage herab eine ununterbrochene Kette von Denkern und Dichtern, von Sehern und Propheten, welche für diese Wahrheit Zeugniß ablegten. Kein erlauchter Träger des Genius, welcher nicht einen Ring dieser Kette bildete.

---

1) „But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.“
(Und aber die Luft sie gleicht dem Mohn:
Berührt kaum, fällt die Blume schon!
Dem Schnee auch, der ins Wasser dort
Weißschimmernd sinkt, doch schmilzt sofort;
Dem Schein des Nordlichts wohl sie gleicht,
Das, eh' du's recht geseh'n, erbleicht;
Oder des Regenbogens Pracht,
Hinweggewischt von Sturmesmacht.)

Digitized by Google

Ein Hauch von tiefer Trauer liegt auf den edelsten Schöpfungen des Menschengeistes: auf den Meisterwerken der hellenischen Skulptur wie auf den Domkolossen des Mittelalters. Es ist derselbe „Schmerz der Kreatur", welcher auf den Brauen von Michelangelo's Propheten und Sibyllen wuchtet, die Augen von Rafaels Madonnen umschleiert, aus Beethovens Symphonieen grollt, im Hiob wüthet und im Parzival grübelt. Beim Homer wie beim Firdusi und beim Nibelungendichter, beim Aeschylos und Sophokles wie beim Alfieri und Schiller lautet der Grundton „Leben ist leiden". Dante's Zorn über die Pein, Mensch zu sein, raf't hinter dem Gitter seiner Terzinen wie ein Leu in seinem Käfig. Als Summe von Shakespeare's Poesie ergibt sich eine erhabene Gleichgiltigkeit. Das Lachen von Aristophanes, Rabelais, Cervantes und Swift ist nur ein Verzweiflungslachen über das dumme Welträthsel und die Nichtswürdigkeit der Menschen. Jedes sehende Auge erkennt die tiefe Schwermuth zwischen den Zeilen von Platons Dialogen wie zwischen denen von Kants Kritik der reinen Vernunft. Wenn der gramverzehrte Hellene Theognis als der Weisheit letzten Schluß fand: „Gar nicht sein, das wäre dem Erdgebornen das Beste" — so bekannte Göthe, der Glückliche, der Lebensfreudige vor allen, als das Gesammtresultat des Daseins: „Wir alle leiden am Leben". Einer der besseren Römer, Lukan, meinte, höchstes Menschenglück sei, mit Anstand zu sterben [1]), und der tieffinnigste katholische Dichter, Kalderon, suchte sich über den Jammer des Daseins dadurch hinwegzuhelfen, daß er die Idee des Buddhismus ins Katholische übersetzte und Welt und Leben für Schatten und Schein, für eine Schaumblase, für ein schlechtes Gedicht und für einen dummen Traum ausgab: —

„Was ist Leben? Hohler Schaum!
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!

1) „Scire mori sors prima viris". Pharsal. IX, 211.

Digitized by Google

Wenig kann das Glück uns geben,
Nur ein Traum ist unser Leben
Und die Träume selbst sind Traum."

Schon recht. Wäre nur der „Schaum" nicht so kaltnässend, das „Gedicht" nicht so zudringlich wirklich, der „Schatten" nicht so greifbar leibhaft und der „Traum" nicht so alpschwer! Der alte Sallust hat gelegentlich die achselzuckende Bemerkung gemacht: „Facies totius negotii varia, incerta, foeda atque miserabilis" — aber das Negotium, die schwere Arbeit des Daseins, will und muß gethan sein, weil eben uns armen Teufeln von Menschen allen der „Wille zum Leben" eingeboren ist. Vor Schopenhauer hieß dieser philosophische Begriff einfach der Magen. Der menschliche Witz wird ja bekanntlich nie müde, gemeinen Dingen vornehme Namen zu geben. Am weitesten aber hat es darin in unseren Tagen doch wohl die Gauner-, Banditen- und Hurenbande des zweiten Empire gebracht, indem sie dem Bartholomäustag von 1851, dem 4. December, allwo sie die große Boulevardschlächterei verübte, die prunkende Etikette „Gesellschaftsrettung" aufklebte. Sie durfte es; denn sie wußte, daß je größer ihr Frevel, um so größer auch der Beifall von seiten der menschlichen Niedertracht sein würde. Die Bartholomäusnacht von 1572 begrüßte der „Statthalter Christi" mit einer Kanonensalve der Engelsburg, den Bartholomäustag von 1851 begrüßte das ganze officielle Europa mit jubelnden Beifallssalven. Die kleinen Diebe henkt man zwar nicht mehr: man füttert sie vielmehr auf Kosten der ehrlichen Leute; aber die großen, die größten, so man etwa mal einen in Sedan fängt, ja die logirt man möglichst bequem und behaglich, möglichst prächtig und üppig auf Wilhelmshöhen ein, damit sie sich fernerweit in kaiserlichem Stil ihres Lebens erfreuen können, während drunten in der Ebene die Weiber, die Wittwen und Waisen der braven Einfänger vielleicht am Hungertuche nagen. Gerechtigkeit, dein Wesen ist Wahn und dein Name Wind.

Digitized by Google

2.

Der Widerſpruch gegen die Organiſation der Geſellſchaft iſt bekanntlich ſo alt wie dieſe ſelbſt. Der Satan des perſiſch-jüdiſch-chriſtlichen Mythus war der erſte Kritiker des Syſtems patriarchaliſchen Abſolutiſmus, der Kain der hebräiſchen Paradiesſage eine Art von vorſintflutlichem Babeuf. Wir dürfen mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit, in fernabliegenden verſchollenen Jahrtauſenden Zornſchreie der Verzweifelung über das grelle Mißverhältniß von Recht und Glück, von Verdienſt und Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit, kurz über das ganze Elend der Menſchheit aus heißpulſirenden Menſchenherzen zum tauben Himmel emporgeſtiegen ſeien, wie einen ſolchen Zornſchrei der arme Lamartine in beſſeren Tagen in ſeiner Seele gefunden und herausgeſchleudert hat [1]). Freilich iſt ſeine Empörung akademiſch glatt und niedlich, verglichen mit den Felsbergen von Flüchen, welche König Lear titaniſch gen Himmel thürmt. In Shakſpeare's Timon vollends raſ't die wilde Jagd des Peſſimiſmus zügel- und bügellos einher. Kein moderner Poet hat aber, wie mir ſcheint, den Jammer der Armen und Unterdrückten in ergreifenderen Lauten ſprechen

1) „La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la verité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force partout fondant de l'injustice
Le règne illimité!
La fortune toujours du parti des grands crimes,
Le forfaits couronnés devenus légitimes,
La gloire au prix du sang;
Les enfants héritant l'iniquité des pères,
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant."

Digitized by Google

oder vielmehr weinen lassen als der Kleinrusse Taras Grigoriewicz Szewczenko [1]). Seine Poesie, in der schwermuthsvollen Molltonart der slavischen Volksdichtung gehalten, birgt ein verzehrendes Zornfeuer wie die Wolke den Blitz ...

Jahrtausende schon, bevor Rousseau seine hochberedsame, aber, wie heute wohl kein Wissender mehr bestreiten wird, auf dem Treibsande falscher Voraussetzungen aufgebaute Deklamation „Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes" losließ und damit zu einer unabsehbaren socialistischen Literatur den Anstoß gab, hat das Uebel der Ungleichheit unter den Menschen religiöse Phantasten und philosophische Träumer lebhaft beschäftigt. Von den ältesten Zeiten bis zur gegenwärtigen Stunde hat es nie an feinfühlenden, warmherzigen Menschen gefehlt, welche die traurige Thatsache, daß Glück und Unglück, Arbeit und Genuß ihren Mitmenschen keineswegs immer nach Verdienst zugemessen werden, nicht rasten und ruhen ließ. Die Gesellschaft so, wie sie war, erschien ihnen nur als ein abscheuliches Zerrbild dessen, was sie eigentlich sein sollte. Nämlich sein sollte dem Ideal zufolge, welches sie in der Brust trugen. Sie wähnten, nur die Selbstsucht der Starken, der Glücklichen, der Reichen, der Bevorrechteten sei schuld daran, daß es Schwache, Unglückliche, Arme und Rechtlose gäbe. Sie glaubten die Gleichheit dekretiren zu können, indem sie der eisernen Praxis des Lebens das Spinnengewebe einer wohlwollenden Theorie entgegenstellten. Sie übersahen oder wollten übersehen, daß die Natur selbst mit jener unerbittlich grausamen Logik, welche ihr erstes und ewiges Attribut ist, die Thatsache der Ungleichheit gesetzt hat und festhält. Die Ungleichheit ist ein

1) Vgl. J. G. Obrist: T. G. Szewczenko, ein kleinruss. Dichter, 1870. S. bes. die beiden Dumken „Die Lilie" (S. 44) und „Die Rusalka" (S. 51). Szewczenko wurde als Leibeigener 1814 geboren und starb nach einem Dasein voll Mißgeschick 1861.

Digitized by Google

Naturgesetz so gut wie irgendeins. Die schädlichen Wirkungen von Naturgesetzen vermag man einigermaßen zu mildern, wie man ja z. B. dem Blitze so zu sagen seinen Weg vorzeichnen kann; aber die Naturgesetze aufheben kann kein Gott und kein Mensch. So lange die Menschheit existirt, wird es schöne und häßliche, gerade und krumme, starke und schwache, gesunde und kranke, gescheide und dumme, fleißige und faule, sparsame und verschwenderische, ehrbare und lüderliche, ehrliche und gaunerische, tugendhafte und frevlerische, reiche und arme, edle und gemeine, großdenkende und kleinrechnende, geistig schaffende und mechanisch handirende, führende und folgende, gebietende und gehorchende Menschen geben. Eine kommunistische Schablonenmenschheit oder Menschheitschablone ist nur ein Narrenwahn, die menschliche „Bruderschaft" ein nicht einmal im kleinsten Kreise dauerhaft zu verwirklichender Bummelwitz, das Zukunftparadies, das Millennium der Freiheit und Gleichheit, des Friedens und der Freude entweder ein Traum wohlwollender Thoren oder ein Kaleidoskop großer Kinder oder endlich ein Köder, welchen Gauner auslegen, um Gimpel damit zu fangen.

Bedürfte es zu den unzähligen Beweisen hin, welche die Geschichte für die Thatsache beibringt, daß die Menschenbruderliebe allzeit nur eine Lügenphrase war und demnach auch allzeit nur eine solche sein wird, noch weiterer, das Jahr 1870 würde sie liefern. Im Sankt Peter arbeitete die „ökumenische" Flüchespritze, um alle die lieben „Menschenbrüder", welche nicht an den alleinseligmachenden Kretinismus glauben wollen, mit giftiger Jauche zu überschütten, und die ihrem kläglich dummen Dünkel zufolge „stets an der Spitze der Civilisation marschirende grande nation" ließ sich wie ein wohldressirter Bluthund auf ihre Nachbarin hetzen, damit auf den blutdampfenden Walstätten des deutschfranzösischen Krieges wieder einmal recht handgreiflich-entsetzlich offenbar würde, weß Wesens die vielgepriesene moderne Civilisation eigentlich sei. Falls Vorhersagungen über das Endschicksal der Menschheit nicht

Digitized by Google

überhaupt müssige Spielereien wären, so hätte man vollauf Grund zu meinen, das Ende aller Dinge werde keineswegs ein geßner'sches Idyll sein, sondern vielmehr ein byron'sches Nachtstück, wie solches der große Dichterlord in seiner furchtbaren Vision „Darkness" mit Höllenfarben gemalt hat....

Die praktischen Versuche, das Uebel der naturgesetzlichen Ungleichheit unter den Menschen mittels kommunistischer Gesetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, sind von ältester Zeit bis auf die jüngste entweder kläglich gescheitert oder sie haben beklagenswerthe, geradezu bestialisirende Wirkungen gehabt. Wo sie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren sie nicht etwa auf Vernunftschlüsse und Humanität, sondern vielmehr auf den albernsten religiösen Fanatismus basirt. So haben z. B. die „Rappisten" in der kommunistischen Kolonie Harmony in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen angehamstert, aber um welchen Preis? Um diesen, daß sie auf Befehl ihres Papstes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entsagten und Manustupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb- oder ganzblödsinnige Greise durch die öden Gassen von Harmony wankten.

Der Kommunismus, wofür ja der Socialismus nur ein verschämterer Name ist, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allzeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerstörung der Familie verschreiten. Er kann sich dieser Konsequenz gar nicht entziehen: darum ist er gerade so wesentlich antisocial, kulturfeindlich, mittelmäßigkeitsüchtig und tyrannisch, wie das Christenthum in der Jugendfrische seines Fanatismus gewesen und, wo immer es ernstlich-dogmatisch genommen wird, bis zur Stunde geblieben ist. Vernichtet die Persönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menschlichen Ich, sich auf sich

Digitized by Google

selbst zu stellen, sich Bahn zu brechen mittels eigener Kraft in dem ruhelosen Kampf um's Dasein, sich so oder so hervorzuthun vor seinen Mitkämpfern und sein Glück selber zu schmieden, drückt die Individualitäten platt unter der bleierndummen Gleichheitwalze, zerreißt durch Aufhebung der Ehe und Vernichtung der Familie die innigsten Bande, welche die Menschen aneinanderknüpfen und dem Unsinn des Lebens wenigstens einen Schein von Sinn verleihen, verwandelt die Gesellschaft in die Staatszwangsarbeiterkaserne, wie sie euer Feist Löb — die humanitären Phrasen und jesuitischen Mentalreservationen abgerechnet — euch vorgeschwindelt hat, und

„Gebt nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren."

Sie wird sich offenbaren. Denn wo und wann hätte es jemals einen höheren oder tieferen, einen höchsten oder tiefsten Blödsinn gegeben, welcher nicht seinen Verlauf haben wollte und nicht wirklich hatte? Dem Aberwitz wohnt eine dämonische Macht und Gewalt inne, gegen welche mit Vernunftgründen gerade so wenig an- und aufzukommen ist wie mit papierenen „Menschenrechten" gegen wohlbediente Kanonen und rücksichtslos gehandhabte Bajonnette...

3.

Erleuchtetste Geister wie unklarste Schwärmer haben sich von jeher abgemüht, das unselige Sphinxräthsel, das „sociale Problem", zu lösen. Der älteste historisch bekannte Versuch, eine theoretische Lösung in die Praxis des Lebens zu übertragen, ist, wie jedermann weiß, die mosaische Gesetzgebung gewesen. Vom kommunistischen Princip ausgehend und dasselbe streng durchführend hat sie das

Digitized by Google

mit kanibalischer Grausamkeit seinen rechtlichen Besitzern geraubte Kanaan unter die zwölf Stämme der Kinder Israel so vertheilt, daß jedem Stamme und jeder Familie ein bestimmter Theil des Bodens in gleichen Loosen zugewiesen wurde. Der jüdische Gesetzgeber wußte freilich gar wohl, daß diese Gleichheit des Besitzes unmöglich eine dauernde sein könnte; aber er traf Vorsorge, die im Verlaufe der Zeit naturgemäß einreißende Ungleichheit immer wieder aufzuheben. Zu diesem Zwecke setzte er das sogenannte Jubeljahr („Schenat Hajjobel") ein, welches von 50 zu 50 Jahren wiederkehrte und am „Versöhnungstage" (am 10. des 7. Monats) unter Posaunenschall feierlich durch das ganze Land ausgerufen wurde. Beim Propheten Ezechiel (46, 17) heißt das Jubeljahr das Jahr der Freiheit, der Befreiung. Mit Fug. Denn mit der Wiederkehr desselben wurden alle Sklaven und Sklavinnen israelitischer Herkunft ohne alle Entschädigung der Besitzer frei, die veräußerten Grundstücke fielen an den ursprünglichen Besitzer oder dessen rechtmäßige Erben zurück, alle Schuldtitel erloschen und sogar die Erde sollte an dieser Erneuung und Wiedergeburt der Gesellschaft theilhaben, indem ja während des Jubeljahrs alle Feldarbeit ruhen mußte.

Wie weit haben es nun die Juden mit dieser kommunistischen Gesellschaftverfassung gebracht? Dazu, daß ihre Geschichte eine der grausigsten ist, welche gedacht werden können, und daß sie, den energischen Ausdruck des römischen Historikers zu gebrauchen, „zum Abscheu des Menschengeschlechtes" wurden.

Einen Staatskommunismus zu gründen und aufrecht zu erhalten, unternahm auch die der kretischen nachgebildete und um 810 v. Chr. eingeführte lykurgisch-spartanische Verfassung, welche aber, wohlverstanden! zu gründen und aufrecht zu halten nur möglich war auf der Basis des Helotenthums, d. h. der grausamen Sklaverei der Mehrheit der Bevölkerung. Was hat aber dieser von gelehrten Dummköpfen vielgepriesene Kommunismus, welcher

Digitized by Google

das Institut der Ehe zu einer bloßen Beschälungsanstalt verbestialisirte, aus den Spartanern gemacht? Gewissenlose Egoisten, brutale Tyrannen, deren Rohheit, Falschheit und Tücke der Fluch von Hellas geworden sind und zum Untergange griechischer Freiheit und Kultur sehr viel beigetragen haben.

Der Begründer einer philosophischen Theorie des Kommunismus soll einer Bemerkung des Aristoteles (Politik, II, 4) zufolge ein gewisser Phaleas aus Chalkedon gewesen sein. Ihn verdunkelte jedoch vollständig der große Platon, welcher in seiner Schrift „Vom Staat" den Idealstaat mit Gütergemeinschaft konstruirte, — eine der kolossalsten, buntestschillernden Seifenblasen, welche jemals die menschliche Phantasie aus dem Thonpfeifenrohr des Theorieschwindels geblasen hat. Bemerkenswerth ist daran insbesondere zweierlei: erstens, daß der Republikaner Platon keineswegs eine demokratische Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger will, indem er nur dem Lehr- und Wehrstand, nicht aber dem Nährstand das Vollbürgerrecht zutheilt; und zweitens, daß der superlativische Idealist Platon in seinen Vorschriften über das Verhältniß der beiden Geschlechter völlig auf den Standpunkt spartanischer Stuterei sich stellt. Auch im platonischen Idealstaat gibt es weder Ehe noch Familie. Später freilich scheint dem guten Philosophen der kommunistische Dusel verflogen zu sein. Wenigstens ließ er in seinem Buch „Von den Gesetzen" die kommunistischen Postulate großentheils fallen, wehmüthig bemerkend, daß „die Gütergemeinschaft nur für Götter und Göttersöhne sich eigne", d. h. daß sie für die Menschen, wie diese nun einmal sind und der Hauptsache nach allzeit sein werden, eine Unmöglichkeit sei. Platons Zeitgenosse, der Erzschalk Aristophanes, einer der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, hat bekanntlich in seiner Komödie „Die Weibervolksversammlung" den platonischen Idealstaat und dessen Güter- und Weibergemeinschaft mit unsterblichem Gelächter überschüttet. Seine Satire paßt auch auf die modernen und modernsten

Digitized by Google

Apostel des Kommunismus wie angemessen, und wenn man seiner Klubbrednerin Praxagora zuhört, glaubt man auf und eben die Flunkereien der sogenannten Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen unserer eigenen Tage zu hören.

Wenn etliche Häuptlinge der modernen Kommunisten mit den kommunistischen Tendenzen des Urchristenthums Parade machten, so muß das der bekannten Unwissenheit und Oberflächlichkeit dieser Lügenpropheten zu gute gehalten werden. Es war mit diesen kommunistischen, aus dem Essenerthum herübergenommenen Tendenzen des Urchristenthums nicht weither und jedenfalls sind sie nur da und dort zu kurzdärmiger Verwirklichung gelangt. Sobald das Christenthum auch unter den besitzenden und gebildeten Klassen Mode geworden, waren die vielbesungenen kommunistischen Brüder- oder Liebemahle („Agapen") weiter nichts mehr als modische Picknicks, von den Tonangebern und Tonangeberinnen seiner Lebensart wie andere Zeitvertreibe veranstaltet. Die bezüglichen Schilderei, welche ein gewiß unverdächtiger und glaubhafter Zeuge, Sankt Hieronymus, in seinen Briefen entwirft, die sich über seine Erlebnisse in Rom während der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreiten, lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im 13. und 14. Jahrhundert sodann suchten christliche Sekten, insbesondere die „Geschwister des freien Geistes" und die „Apostelbrüder", die essenisch-urchristlich-kommunistischen Anläufe weiterzuführen. Worauf liefen aber ihre Bestrebungen hinaus? Auf Faulenzerei, Diebstahl und gräuliche Unzucht. Das christliche Institut der Möncherei ist allerdings ein kommunistisches und hat sich — je dümmer, desto dauerhafter — seit 15 Jahrhunderten erhalten. Aber man wird uns doch diese gemeinschädliche Natur-, Vernunft- und Zeitwidrigkeit nicht für ein verwirklichtes Gesellschaftideal ausgeben wollen? Haben denn die Doktrinäre des Kommunismus, die Prediger der fourier'schen Phalanstère-Herrlichkeit, haben sie nie davon läuten gehört, daß die klösterliche Sklaverei die härteste von allen?

Digitized by Google

Daß und wie zur Reformationszeit, welche die Gemüther in ihren Tiefen aufwühlte, der kommunistische Gedanke in der Form der Wiedertäuferei hervortrat und eine Menge fanatischer Anhänger gewann, ist bekannt. Ebenso, daß die wiedertäuferische Kommunisterei unter Führung des Schneiderkönigs Jan Bockelsohn zu Münster zeitweilig (1534—35) staatliche Gestaltung gewann und folgerichtig in die zwei Spitzen molochistischen Wahnwitzes auslief, in Wollust und Grausamkeit. Endlich ist auch bekannt, daß innerhalb des Kreises christlicher Sektirerei bis auf den heutigen Tag herab kommunistische Gelüste sich kundgegeben haben und daß, wiederum ganz folgerichtig, in dem heiligen Dämmer und Dunkel frommer Konventikel und muckerischer Tabernakel der kommunistische Unzuchtkitzel der Weibergemeinschaft frech sich regt. Weniger bekannt dagegen ist, daß auch im Schoße des Islam vor Zeiten eine kommunistische Bewegung stattgefunden hat, welche wohl verdient, etwas näher angesehen zu werden [1]).

---

1) Hauptquelle für das Folgende ist die „Historia Byzantina“ des Johannes Michael Dukas. (Ich gebrauchte und citire die Ausgabe von Bekker, Bonn 1834, in dem bekannten Corpus scriptorum histor. byzant.) Dukas war in seinen jüngeren Jahren Zeitgenosse der denkwürdigen Ereignisse auf dem Gebirge Stylarios: er hat noch um oder nach 1462 auf der Insel Lesbos gelebt. Was die Angabe von Thatsachen betrifft, verdient er Vertrauen. Dagegen ist er der Geistverlassenheit, welche den byzantischen Historikern eigen, durchweg theilhaft. Von einer Darlegung der psychologischen und socialen Motive der Begebenheiten ist bei ihm keine Rede. Seine Geschichtschreibung ist nur eine Aneinanderreihung trockener Notizen, eine Fläche ohne Perspektive, ohne Licht- und Schattengebung. Hammer (Gesch. d. osman. Reiches, I, 375 fg.) und Zinkeisen (Gesch. d. osman. Reiches in Europa, I, 473 fg.) haben aus Neschri und Seadeddin einiges Wesentliche zur Ergänzung der Erzählung von Dukas beigebracht.

Digitized by Google

4.

Der Insel Chios gegenüber springt das kleinasiatische Festland in eine bizarr gestaltete Landzunge aus, welche sich südwärts und nordwärts gabelt. Der nördliche Zinken, wie ein kolossales Ei geformt, bildet mit seinem Ostrande die westliche Einfassung des Golfes von Smyrna und treibt aus der Mitte seiner Masse den Karaburun empor, den schwarzen Berg, wie die Türken ihn nennen, oder den Stylarios, wie die Griechen des 15. Jahrhunderts das felszackige, schluchtenreiche Waldgebirge ihrerseits nannten.

Diese Berglandschaft war der Schauplatz, auf welchem eine der denkwürdigsten Episoden der türkischen Geschichte sich abspielte, — eine Episode, die, kulturgeschichtlich angesehen, von weit größerer Bedeutung war als gar manche der berühmtesten Haupt- und Staatsaktionen in dem langen Gräuelspiel des Osmanenthums.

Aus den dunkeln Waldkuppen des Karaburun schlug um das Jahr 1418 — die Zeitrechnung ist in jener Periode der Türkengeschichte ziemlich unsicher und verworren — eine Flamme auf, welche für das Reich Osmans zu einem vernichtenden Brande zu werden drohte. Auf dem Stylarios nämlich erhob sich ein Prophet, ein Heiland, welcher, Worte der Liebe auf den Lippen und das Schwert in der Rechten, den kühnen Versuch machte, die Bekenner des alten und des neuen Testaments mit denen des Koran zu versöhnen und zu verbünden und Moslemin, Juden und Christen

---

Ein deutscher Dichter, Leopold Schefer, wurde durch den in Rede stehenden Stoff lebhaft angemuthet und schuf daraus seine schöne Novelle „Der Gekreuzigte oder nichts Altes unter der Sonne" (Ausgew. Werke, IV, 1). Darin tritt der kommunistische Heiland vom Berge Stylarios als eine jener „indischen Blumenseelen" vor uns hin, von welchen es in Schefers Werken bekanntlich wimmelt.

Digitized by Google

unter dem Banner einer neuen Heilslehre zu sammeln, welche Glaubens- und Gütergemeinschaft verkündigte.

Die Zeit mußte solchem Unternehmen günstig sein, denn sie war ja voll Trübsal. Timurs entsetzliche Tatarenflut war über Asien hingerollt und hatte in ihrem Gewoge auch den „Blitz" Bajesid ausgelöscht (in der Schlacht auf der Ebene Tschibükabad unweit Angora im Juli 1402). Viele Jahre hindurch hatten dann Bajesids Söhne auf asiatischem und europäischem Boden in mörderischen Brüderkriegen um den Besitz des Osmanenthrones gerungen, bis endlich Prinz Mohammed den letzten seiner Mitbewerber, seinen älteren Bruder Musa, auf der Ebene von Tschamurli besiegte und den Gefangenen mittels einer Bogensehne erdrosseln ließ, worauf der Sieger als Sultan und Padischah Mohammed der Erste triumphirend in Adrianopel einzog (1413). Vierzig Jahre darnach hielt sein Enkel, Sultan Mohammed der Zweite, nachdem der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin Dragosos, auf der Bresche beim Romanosthor heldisch gefallen, seinen Triumpheinzug in die erstürmte Konstantinopolis und sah mit grimmigem Lächeln, wie das große Krucifix vom Hauptaltare der Aja Sofia herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bekrönt und unter dem Spottjubel: „Seht, das ist der Gott der Christen!" umhergetragen wurde. Dann sprang er auf einen der Altäre, auf welchen seine im Siegesorgiasmus rasenden Krieger gefangene Edelfrauen und Nonnen geschändet hatten, stimmte das Symbolum des Islam an: „Außer Allah kein Gott!" und schöpfte der Stadt, die jetzt *seine* Hauptstadt war, den Namen Istambol (29. Mai 1453).

Die Regierungszeit Mohammeds des Ersten war von den Nachwehen der mongolischen Invasion wie der inneren Kämpfe, zu welchen Bajesids Fall und Tod das Signal gegeben, schwer gedrückt und getrübt; die Stimmung nicht allein der unterjochten Slaven und Semiten in Asien und Europa, sondern auch die der herrschenden Kaste, der Türken, war vielfach eine verzweifelnde.

Digitized by Google

Materielle Noth und moralische Anarchie an allen Ecken und Enden. Die Autorität des Sultans eine keineswegs vollständig durchgeführte und gesicherte, weil insbesondere sein unglücklicher Bruder Musa einen starken Anhang hinter sich zurückgelassen hatte. In allen Adern des Reichskörpers pulsirte Unzufriedenheit, den ganzen Staatsorganismus durchzuckten rebellische Regungen. Wie in solchen Lagen allzeit und überall zu geschehen pflegt, so gab sich auch damals unter der Bevölkerung des Osmanenreiches das Gefühl kund: Schlechter kann es nicht mehr gehen, es muß also besser werden! Der uralte und ewigjunge Wiegensingsang, womit Menschen und Völker sich einlullen. Die grüne Hoffnungsfeder, welche die Leute aufblasen in die Luft und der sie dann mit kindischer Zuversicht nachlaufen, bis sie unversehens in ihre Gräber hinabtorkeln.

Je wuchtiger aber der Druck der Wirklichkeit, um so energischer der Gegendruck des Hoffnungwahns. Aus dem Extrem der Noth springt, so zu sagen, der Mensch mit gleichen Füßen in das Extrem der Illusion hinüber und so geschah es auch dazumal auf dem Karaburun. Man machte einen socialen Salto mortale, man stellte die Gesellschaft, um sie zu reformiren, auf den Kopf.

Das Unterfangen war übrigens nicht so originell, wie es beim ersten Anblick aussah. Auch in der islamischen Welt trat von jeher der Orthodoxie die Ketzerei auf die Fersen. Namentlich von der Zeit an, wo der Islam nach seinem Vordringen nach Iran und Hindostan mit parsischen und brahmanischen Anschauungen sich verquickt hatte. Schon im 2. Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung erhoben in Khorassan zwei Ketzer die Aufruhrfahne gegen das religiöse und sociale Dogma, Rawendi und Mokannaa. Jener „verunreinigte" den Islam durch Einführung der brahmanischen Seelenwanderungslehre, dieser (der „verschleierte Prophet") predigte und prakticirte eine ganz willkürlich aus dem Parsismus gezogene zuchtlose Freigeisterei. Unlange nachher kam die

Digitized by Google

Sekte der Churremije, d. i. der „Fröhlichen“ auf, gestiftet von einem gewissen Babek, einem persischen Jan Bockelsohn, welcher lehrte, die Bestimmung des Menschen sei, fröhlich zu sein und zu genießen, was das Leben Genießbares böte; die Erde mit allem, was darauf; die Weiber natürlich inbegriffen, sei Gemeingut der „Fröhlichen“.

Der türkische Heiland vom Stylarios faßte aber die Sache viel ernster und tiefer an, auch mit etwas reineren Händen. Er hieß Börekludsche Mustafa oder wohl auch nur kurzweg Böre und war von Stand ein einfacher Bauer [1]). Eine auserwählte Natur sicherlich, eine bedeutende Persönlichkeit, ein Schwärmer, der an seine Schwärmerei aufrichtig glaubte bis zu seinem letzten Athemzug, — welche Gläubigkeit und Ueberzeugungstreue bekanntlich einer Schwärmerei, die wirksam sein will, nie fehlen darf. Der Unsinn muß schlechterdings an sich selber glauben, so er an Anderen Glaubenswunder wirken soll.

Schade, daß unser zundertrockener Dukas vom Werden und Wachsen des Heilands gar nichts berichtet. Er läßt den fertigen plötzlich wie vom Himmel herabfallen. Fassen wir aber die damaligen Zustände und Stimmungen im Osmanenreiche und insbesondere in Kleinasien zusammen, so finden wir, daß neben dem Elend der Zeit ein Wirrsal von islamisch-persischer, jüdischer und christlicher Mystik den Anstoß zu einem jedenfalls denkwürdigen religiösen und socialen Revolutionsversuch gegeben habe.

Börekludsche verkündigte den Bewohnern des Karaburun dieses Evangelium: „Freiwillige Armuth! Was mein, ist dein; was dein, ist mein. Alles ist gemeinsames Gut, mit Ausnahme

1) Dukas (c. 21, p. 62): „τις τῶν Τούρκων ἰδιώτης καὶ ἄγροικος“, — welches letzte Wort bekanntlich nicht nur „bäuerisch“ schlechtweg bedeutet, sondern auch den Nebensinn „roh“, „brutal“ in sich schließt. Der gute Byzantiner hat es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, nach der Persönlichkeit Böre's näher sich zu erkundigen.

Digitized by Google

der Weiber; gemeinsam ist der Ertrag des Feldes, das Feld selbst, gemeinsam sind Kleider und Geräthe. Du betrachtest und brauchst mein Haus als das deinige, ich bediene mich deines Hauses als des meinigen, immer das Harem ausgenommen" [1]).

Neben diesem Kommunismus, welcher sich vor dem lykurgischen, platonischen und saint-simonistischen durch Heilighaltung der Ehe sehr vortheilhaft auszeichnete, hatte die frohe Botschaft Böre's zu ihrem wesentlichen Inhalt auch noch eine kosmopolitische Toleranz, welche sich namentlich den Christen gegenüber sehr nachdrucksam aussprach. Der Prophet orakelte: „Jeder Moslem, welcher sagt, die Christen seien keine rechten Gottesverehrer, der ist selber ein Gottloser" — und dieses Toleranzedikt hatte zur Folge, daß die Bekenner der frohen Botschaft vom Karaburun sich außerordentlich zuvorkommend gegen die Bekenner der Kreuzreligion benahmen. Wo sie — wird uns gesagt — einem Christen begegneten, umhalsten sie ihn liebevoll und ehrten ihn wie einen Engel Gottes [2]). Der neue Heiland suchte dieses Verhältniß für seine Pläne nutzbar zu machen, indem er darauf ausging, zwischen den Moslemin und den Christen Kleinasiens und des Archipels eine enge Verbindung zu stiften. Demzufolge ließ er insbesondere den Primaten und Prälaten der Insel Chios wiederholt entbieten, er sei fest überzeugt, das gemeinsame Heil beruhe auf einer festen Glaubensbruderschaft zwischen den Anhängern Mohammeds und Christi. Es lebte damals im Kloster Turlotas auf Chios ein aus Kreta gekommener Anachoret, von welchem ein starker Geruch der Heiligkeit ausging.

---

1) Dukas (l. c.): *„καὶ ἐδίδαξε τοῖς Τούρκοις ἀκτημοσύνην, καὶ πλὴν τῶν γυναικῶν τὰ λοιπὰ πάντα κοινὰ ἐδογμάτισεν, καὶ τροφὰς καὶ ἐνδύματα καὶ ζεύγη καὶ ἀρούρας. ἐγὼ εἰς τὸν σὸν οἶκον ὡς ἐμόν, σὺ δὲ εἰς τὸν ἐμὸν ὡς σόν, πλὴν τοῦ θήλεος μέρους."*

2) Dukas (l. c.): *„πάντες οἱ ὑπήκοοι τοῦ φρονήματος αὐτοῦ συναντῶντές τινα τῶν Χριστιανῶν ἐφιλοξένουν καὶ ὡς ἄγγελον τοῦ Διός ἐτίμων."*

Digitized by Google

Böre erkannte mit jener Schlauheit, welche Fanatikern selten abgeht, daß er diesen christlichen Heiligen zu seinem Werkzeuge machen müßte. Zwei seiner Sendboten, Derwische, erschienen in Turlotas, wie christliche Bettelmönche ausstaffirt, d. h. barfüßig, geschorenen Kopfes, nur mit einem Thierfell bekleidet, und meldeten dem Einsiedler: „Also spricht unser Meister: — Ich lebe wie du ein Leben der Askese; ich verehre denselben Gott, welchen du verehrst, und ich werde nächtlicher Weile stillheimlich auf meinen Füßen meerüber zu dir kommen". Und siehe, der christliche Schwärmer glaubte dem islamischen, glaubte demselben so frommlich, daß er alles Ernstes aussagte, Böreklüdsche käme allnächtlich zu ihm über das Meer herübergewandelt und sie sprächen und beteten dann mitsammen [1]). Das Ansehen des türkischen Heilands wuchs dadurch unter den Christen sehr bedeutend.

In Sachen des Glaubens wie der Politik ist das Dümmste immer das Mächtigste: es wirkt auf den großen Haufen mit dämonischer Gewalt. Man muß, so man die Menge an- und aufregen will, nie an ihre Vernunft appelliren, denn das hieße bekanntlich auf ein Nichtseiendes sich berufen, sondern man muß auf ihre Phantasie abstellen und dieser darf man das Ungeheuerlichste, Absurdeste und Groteskeste zumuthen. Nur zugelogen! Recht dumm und plump und schamlos zugelogen! Wollt ihr den süßen und den sauren, den vornehmen und den geringen Pöbel für euch haben, so lügt wie der Gallier im Allgemeinen und lügt im Besonderen wie Napoleon-Berhuell, Ollivier, Grammont, Thiers, Gambetta, Favre, Mermillod, Chaudordy u. s. w. bis X, Y, Z.

Auch mit den Juden suchte Böre Beziehungen zu knüpfen und hierbei gebrauchte er als Anschicksmann den Rabbi Torlak Hudbin

1) Unser Gewährsmann Dukas erklärt, er habe diese und andere derartige Schwarbeleien („καὶ ἄλλα τινὰ τέρατα") aus des heiligen Mannes eigenem Munde vernommen.

Digitized by Google

Kemal, welcher, so zu sagen, den Koran mit der Thora Hochzeit machen ließ, auf die Anschauungen des Heilands vom Karaburun mit Eifer einging und dem neuen Evangelium insbesondere unter den Derwischen Kleinasiens zahlreiche Anhänger warb. Ein nicht sehr schwieriges Geschäft, diese Werbung für das kommunistische Heil unter Leuten, welche die heilige Faulenzerei als ihren Beruf betrachteten. Torlak brachte etliche tausende dieser Lumpe zusammen, welche es sehr leicht und eilig hatten, zu sagen: „Was dein, ist mein!“ maßen der Zusatz: „Was mein, ist dein!“ ein wahrer Spaß und Spott im Munde von Kerlen war, die rein nichts besaßen als ihren Bettelsack und einen vortrefflichen Appetit.

Ueberhaupt lockte die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft eine sehr gemischte Gesellschaft in die Thäler des Sthlarios. Zweifelsohne waren darunter hunderte, sogar tausende schlichtgläubiger Seelen, welche das neue Evangelium gedankenlos hinnahmen, der Möglichkeit einer dauernden Verwirklichung desselben nicht nachfragten und in den Tag hineinlebten mit der Ueberzeugung, der „Dede Sultan“ (Vater Sultan), wie sie ihren Heiland nannten, werde schon alles wohl und recht machen. Daneben gab es aber sicherlich auch hunderte, tausende von Tagedieben, Taugenichtsen und verzweifelten Gesellen, welchen es außerordentlich bequem und behaglich vorkam, daß sich Narren genug fänden, welche für sie arbeiteten. Leider sind wir über die Einzelnheiten der Lebensführung von Böre's Sekte nicht unterrichtet. Wir wissen nicht einmal genau, wie lange die kommunistische Herrlichkeit in den Thälern und an den Waldgehängen des schwarzen Berges gewährt hat. Das aber wissen wir, daß der Dede Sultan gewillt war, nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels des Schwertes das neue Heil zu predigen und daß er, solche Schwertpredigt ins Werk zu setzen, nach und nach eine stattliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei zusammenbrachte. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 3000 und 10,000 Mann; fest steht

Digitized by Google

aber, daß die Zahl der bewaffneten Scharen Böre's jedenfalls in die tausende ging.

5.

Der Heiland vom Karaburun war aber doch nur ein Strohmann, eine Marionette, wie das noch gar mancher Heiland gewesen sein mag, ohne daß man es weiß. Schade um dieses Nichtwissen! Denn die Geschichte der Religion könnte nur gewinnen, so sie aus dem „heiligen" Dunkel der Mystik und Phantastik vollständig und allseitig in die „freche" Tageshelle der menschlichen Interessen und Leidenschaften herübergerückt würde.

Aber wäre dieser wissenschaftliche Gewinnst auch ein wirklicher, d. h. ein menschlicher? Sind die Wahrheitsucher, deren Augen so beschaffen, daß sie das Brett, welches religiöser und politischer Afterglaube den Nichtdenkenden und Nichtwissenden vor die Stirnen bindet, durchdringen können, sind sie glücklicher als die kenntnißlose Menge? Glücklicher als die Phantasten und Illusionäre? Glücklicher als die orthodoxen Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit Kirche, Krone und Kanone? Mit nichten! Und was ist am Ende aller Enden Wahrheit? Nichts mehr und nichts weniger als das, worüber man zeitweilig übereingekommen ist, übereinkommt und übereinkommen wird, es dafür zu halten. Ein Jahrtausend lang galt der gesammten Christenheit und gilt noch heute etlichen hundert Millionen „vernunftbegabter" Wesen für eine hochheilige „Wahrheit" das vom Sankt Ambrosius psallirte Dogma:

„Fit porta Christi pervia
Referta plena gratia,
Transitque rex et permanet
Clausa, ut fuit, per saecula;

Digitized by Google

Genus superni numinis
Processit aula virginis,
Sponsus, redemptor, conditor
Suae gigas ecclesiae“ . . . . . [1]).

und es unterſteht gar keinem Zweifel, daß Leute, welche dieſe und andere dergleichen „Wahrheiten“ gläubig hinnehmen und demnach von ihrem Denkapparat, falls ſie einen ſolchen überhaupt beſitzen, nie und nimmer, nicht für 10, nicht für 5 Minuten lang Gebrauch machen, entſchieden ruhiger und zufriedener, folglich glücklicher ſind als ſolche, welche, vom Dämon des Zweifelns, des Suchens und Forſchens beſeſſen, raſt- und ruhelos der Wahrheit nachjagen, — der Wahrheit, die, wie geſagt, auch nur eine „fable convenue“, eine vereinbarte Narrethei iſt, Spielzeug für grauhaarige Kinder in froſtigen Dachſtuben. Die redlichen Wahrheitſucher, ſolche wie Leſſing, wußten und wiſſen das wohl. Darum hatten und haben ſie nur am ſuchen ihre Freude, nicht am finden. Sie bildeten und bilden ſich auch gar nicht ein, einen wirklichen Fund gemacht, die abſolute Wahrheit erjagt zu haben. Redliche Wahrheitſucher wiſſen und bekennen, daß ſie auf Fragen, welche allen Denkenden die höchſtfragwürdigen ſein müſſen, keine Antwort zu geben vermögen. Woher, warum, wozu, wohin der Menſch? Alle Antworten, welche die Religionen oder die Philoſopheme, die exakten oder die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften auf dieſe furchtbare Hiob-Prometheus-Fauſt-Manfredfrage herzuſtottern pflegen, ſind purer pueriler Firlefanz, und wenn Kanzelgaukler und Katheberſeiltänzer

1) „Zur Pforte Chriſti ward die Maid
Voll aller Gnaden Süßigkeit;
Der König ſchritt hindurch und doch
Blieb ſie und bleibt verſchloſſen noch.
Des höchſten Gottes Sproß erbrach
Und ließ das keuſche Brautgemach,
Erlöſer, Gründer, Bräutigam
Der Kirche, der ihr Rieſe kam.“ Simrock.

Digitized by Google

den aus ihren aufgeblasenen Orakelbacken entlassenen Wortwind für eine Lösung des unseligen Welt- und Menschenräthsels ausgeben, so kennzeichnen sie sich selber als die, als welche sie schon der alte Gottfried von Straßburg gekennzeichnet hat, als Hannswurste,

„Die gern in Märchen wildern
Und wilde Märchen bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,
Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln
Und Gold aus schlechten Sachen
Den Kindern können machen."

Den leitenden Draht, woran der Messias vom Stylarios tanzte, hielt die rechte Hand des Mahmud Bedreddin und hielt ihn so geschickt, daß nicht allein die gläubige Menge nichts davon merkte, sondern auch der geleitete Böre selber sich einbilden konnte, ein solcher Leitdraht sei gar nicht vorhanden. Bedreddin war ein gelehrter Mann und ein gerieben praktischer Politiker, dem man nicht zu sagen brauchte: „Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!" Er wußte auch, daß der wirksamste Hebel, die Massen in Bewegung zu bringen, Schwindel heißt, und er zögerte keinen Augenblick, diesen Hebel zur Förderung seiner Absichten in Thätigkeit zu setzen, d. h. seinen Einfluß auf Böreklüdsche zu benützen, um diesen die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft predigen zu machen. Die Verkündigung dieses Evangeliums und die dadurch bezweckte Ansammlung streitbarer Scharen in Kleinasien gehörte nämlich mit in den Aufstandsplan, welchen Bedreddin gegen den Padischah Mohammed den Ersten ins Werk setzen wollte.

Der Mann war hochstrebend, vom Ehrgeize verzehrt und wohl auch von einer besseren Leidenschaft gestachelt. Von der Leidenschaft nämlich, den bei Tschamurli so kläglich vernichteten Musa an dessen siegreichem Bruder und Mörder zu rächen. Er hatte sein

Digitized by Google

Glück an das des genannten unglücklichen Prinzen geheftet und war, mit der hochangesehenen, ja fast für heilig geachteten Würde des obersten Heeresrichters bekleidet, der vertrauteste Rathgeber und Minister Musa's gewesen. Der Untergang desselben hatte ihn als Gefangenen in die Hände Mohammeds gegeben. Aber so überaus groß war das Ansehen und die Verehrung, welche Bedreddin als Rechtsgelehrter im ganzen Umfange der osmanischen Welt genoß, daß der Sultan gerathen fand, das Leben des Gefangenen zu schonen. Sogar die Freiheit gab er ihm wieder, nahm ihn zu Gnaden an und setzte ihn mit reichlichem Gehalt als Richter nach Nikäa.

Kaum hier angelangt, begann Bedreddin seinen Plan, den Thron des Padischah umzustürzen, auszuhecken, allseitig zu entwickeln und der Verwirklichung entgegenzuführen. Was er in letzter Linie wollte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, weil die Quellen hierüber unklar sind oder ganz schweigen. Möglich, daß er sich mit dem Gedanken schmeichelte, er, der beste Ausleger des Koran, würde keinen schlechten Sultan vorstellen. Gewiß ist, daß er alle die zahlreichen Fäden seiner Verbindungen in Asien und Europa anzog, um eine Schilderhebung gegen das Sultanat Mohammeds des Ersten zu ermöglichen, vorzubereiten und zum Ausbruche zu treiben. Sein Hauptwerkzeug auf der asiatischen Seite des Bosporus wurde Böre, mit welchem er schon von früherher genau bekannt und eng befreundet war. Es konnte für den schlauen Gelehrten kein schweres Geschäft sein, den bildungslosen, aber ehrlichen und energischen Schwärmer vom Karaburun zu seiner Rolle anzuleiten.

Daß und wie Böre's Schwärmerei Erfolg und zwar, wie schon angegeben worden, bedeutenden Erfolg hatte, war ganz natürlich und in der Ordnung. Hätte der kommunistische Heiland noch Verrückteres gepredigt, als er wirklich predigte, er würde zweifelsohne noch größeren Zulauf gehabt haben. Man muß in

Digitized by Google

der That dem socialistischen Evangelium vom Stylarios eine gewisse Nüchternheit und Mäßigung nachrühmen. Der gute Börne verstieg sich nicht bis zu der Höhe des Unsinns, von welcher herab vier Jahrhunderte später Saint-Simon die „Rehabilitation" des Fleisches verkündigte, ein Dogma, das sodann die Saint-Simonisten also kommentirten: „Jeder ist für jede und jede für jeden da. Mann und Weib laufen zusammen und voneinander, wie es ihnen gerade gefällt." Von solchem saint-simonistischen „mariage libre" hatte der arme Dede Sultan keine Ahnung. Er phantasirte auch nicht, wie vierhundert Jahre nach ihm ein anderer Hauptmessias des modernen Socialismus phantasirte, Fourier, welcher zur Geschichte der menschlichen Narrheit einen der kostbarsten Beiträge lieferte, indem er bekanntlich behauptete, wann einmal die von ihm theoretisirte socialistische Harmonie und Herrlichkeit aufgethan und hergestellt sei, würden die wunderbaren Wirkungen davon nicht allein auf die menschliche Gesellschaft, sondern auch auf das Pflanzen- und Thierreich, auf den ganzen Erdball, auf die gesammte Natur, auf das Weltall sich erstrecken. Was würde man nicht alles sehen, erleben und genießen, wann erst unser armer Planet, mit fourieristischen „Phalanstères" bedeckt, ja in ein kolossales Phalanstère umgewandelt, die unselige Kruste, womit eine falsche Philosophie ihn bedeckte, gesprengt hätte. Denn dannzumal würde sich die Lage der Erdachse so glücklich verändern, daß alle Theile der Erde gleich angenehm zu bewohnen wären, Kamtschatka ein sicilisches Klima hätte und die Lappinnen so gut Orangen von den Bäumen pflücken könnten wie die Andalusierinnen. An die Stelle unseres erbärmlichen Dinges von Mond würden nicht weniger als sechs prachtvolle Monde treten und ein unvergänglich herrliches Nordlicht würde in Gestalt einer riesigen Krone vom Pole herleuchten. Die mit frischer Schöpferkraft ausgestattete Erde würde eine Reihe neuer und wohlthätiger Zeugungen bewerkstelligen: Löwen und Tiger oder vielmehr Antilöwen und Antitiger,

Digitized by Google

welche sich eine Ehre daraus machen würden, den Menschen als windschnelle Reitpferde zu dienen; ebenso Antiwalfische und Antihaifische, welche sich aus freien Stücken beeiferten, den Menschen ihre Schiffe über den Ocean zu ziehen, der seinerseits nicht mehr aus gemeinem Salzwasser, sondern aus vortrefflicher Limonade bestehen würde. In demselben Verhältnisse würden sich natürlich auch die Menschen vervollkommnen. Ihr Wuchs würde eine Durchschnittshöhe von 80 Fuß, ihr Dasein eine Durchschnittsdauer von 144 Jahren erreichen. Flügel zwar würden ihnen nicht wachsen, wohl aber eine Art von Schwanz, welcher ihnen sowohl zur Waffe wie zum Fortbewegungsmittel dienen könnte .... Wie schade, daß Fourier noch nicht lebte und orakelte, als Erasmus von Rotterdam sein „Encomium moriae“ oder als Swift seinen „Gulliver“ schrieb. Die Komik von Fouriers socialistischem Millennarium wirkt um so drastischer, wenn man bedenkt, daß diese saftigen Narretheien ein Mensch ausgehen ließ, welcher sonst der trockenste Buchhalter gewesen, der je buchgehalten hat, — ein so absolut und mathematisch trockener Gesell, daß er, falls er überhaupt jemals schwitzte, jedenfalls Zündhölzchen geschwitzt haben muß.

6.

Mohammed der Erste war nun aber nicht der Mann, sich nur so mir nichts dir nichts entthronen zu lassen, weder von einem Mahmud Bedreddin, noch von einem Rabbi Torlak, noch auch sogar von einem Dede Sultan. Er weilte gerade in der Gegend von Thessalonich, als ihm die Kunde von Bedreddins ehrgeizigen Ränken und Böre's weltverbesserlichen Schwänken zuging. Der Sohn Bajesids war scharfblickend genug, zu sehen, daß aus der

Digitized by Google

vom schwarzen Berge auflodernden Flamme eine große und gefährliche Feuersbrunst werden könnte; aber er wähnte, die Flamme würde sich leichter niederschlagen und austreten lassen, als es in Wahrheit der Fall war. Vermuthlich hat er seine Brandlöschmaßregeln überstürzt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Börklüdsche vorhätte, an der Spitze seiner Scharen aus dem Karaburun hervorzubrechen, das Feuer seiner Schwärmerei in die Landschaften Soghla und Aidin zu tragen und seinem Apostel Torlak, welcher in der Umgebung von Magnesia eine starke Rotte bewaffneter Derwische gesammelt hatte, die Hand zu reichen. Der Sultan wollte solchem Unterfangen sofort die Spitze abbrechen und ließ deßhalb an den Statthalter der Provinz Aidin den Befehl ergehen, mit rasch gesammelter Heeresmacht in das schwarze Gebirge einzurücken, um den Aufruhr in seiner Wiege zu erdrücken.

Statthalter von Aidin war zur Zeit der Renegat Susman, ein serbischer Prinz und zwar, wie es scheint, ein sehr gewöhnlicher Prinz. Wenigstens faßte er die Ausführung des an ihn ergangenen sultanischen Befehls möglichst unvorsichtig an. Er raffte zusammen, was ihm gerade von Wehrleuten zur Hand war, drang damit sorglos in die unausgekundschafteten Engpässe des Sthlarios ein, wurde in einer unwegsamen Waldschlucht von dem Dede Sultan, welcher gar kein verächtlicher Kriegsmann gewesen sein muß, umstellt, überfallen und mit seinem ganzen Harste bis auf den letzten Mann, die eigene statthalterliche Person inbegriffen, niedergehauen.

Wie leicht begreiflich, schwoll ob diesem glänzenden kriegerischen Erstlingserfolge den Sthlariern der Kamm gewaltig. Sie würden auch, so sie jetzt sofort als ein tosender Bergstrom mit aller Macht in die Ebene hervorgebrochen wären, Aussicht gehabt haben, einen großen Theil der Bevölkerung von Kleinasien mit sich fortzureißen. Allein dieser Hervorbruch unterblieb und der Heiland vom Karaburun vertrödelte die günstige Zeit, sein Unternehmen

Digitized by Google

einer socialen Revolution in großem Stile zu betreiben, mit allerhand Lappalien. Statt zu handeln predigte er und das Resultat seines Predigens war zunächst, daß die Kommunisten vom Stylarios den Beschluß faßten, der Stifter des Islam sei nur ein kleiner Prophet, verglichen mit ihrem großen, größeren, größten, dem Dede Sultan Böre. Item, als richtige Bekenner der alleinwahren und alleinseligmachenden Heilslehre wollten sie fürder nicht mehr in Häuserwänden, sondern nur noch unter freiem Himmel leben, stets barhäuptig gehen und nur ein einziges Kleidungsstück anthun [1]). Mit solchen Alfanzereien stürzt man keinen Sultansthron um, macht man keine weitreichende Revolution, gründet man keinen Staat; abgesehen sogar davon, daß dem Kommunismus die staatenbildende Potenz überhaupt abgeht. Er freilich leugnet das, weil er Staat oder Gesellschaft mit Tyrannis verwechselt. Eine solche kann er nicht nur, sondern muß er begründen: das ist seine Natur. Daher schrieen und schreien alle Kommunisten nach der Diktatur und zwar nach der schlimmsten aller Diktaturen, nach der Tyrannis des rohen Haufens, wobei allerdings auf seiten der Führer der geheime Vorbehalt nicht ausgeschlossen ist, nach den eigenen höchstpersönlichen Gelüsten den rohen Haufen zu gängeln und zu nasführen. Man weiß ja, daß die kommunistischen Feist Löb, gerade wie die verflossenen restaurativen Judas-Gentze, vor allem darauf aussind, „rasend gut zu leben". Heine hat einmal von den Bonzen im Allgemeinen gesagt: „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser". Von den Bonzen der Kommunisterei unserer Tage könnte man sagen: Sie predigen öffentlich das Evangelium der Arbeit, praktiziren aber heimlich den Grundsatz, faulenzen sei besser als arbeiten und letzteres auch gar nicht nöthig für Leute, welche pfiffig genug, mittels Herleierung der

1) Darum nennt Dukas die Stylarier gelegentlich auch die Einröckler oder Einhemdler (μονοχίτωνες).

Digitized by Google

Freiheit-, Gleichheit- und Bruderschaftphrasen arme dumme Teufel für sich arbeiten zu machen ....

Derweil lächelte dem Dede Sultan und seinen Einröcklern trotz ihrer mangelhaften Strategie noch einmal das Glück und brachte ihnen ihre gegen Susman befolgte Taktik einen zweiten kriegerischen Erfolg. Der Padischah traf zum zweitenmal eine schlechte Generalswahl, indem er den Alibeg, des serbischen Renegaten Nachfolger in der Statthalterschaft von Aidin, mit der Exekution gegen die Rebellen vom Karaburun beauftragte. Alibeg manövrirte gerade so dumm wie Susman oder wie der Herzog Leopold i. J. 1315 beim Morgarten. Er ließ sich, in den Stylarios eingedrungen, mit seinen gesammten Truppen in einen Hinterhalt locken und erlag einem plötzlichen, wohlgeführten und massenhaften Angriff der barhäuptigen Fanatiker. Mit Noth rettete er auf drangvoller Flucht sein Leben.

Jetzt endlich erkannte Sultan Mohammed den ganzen Ernst der Sachlage und ging mit größerer Umsicht an die Bewältigung der Gefahr. Es sollte, wo nöthig, die ganze osmanische Streitmacht in Asien und Europa gegen den Dede Sultan und seinen Anhang aufgeboten werden. Den nominellen Oberbefehl gab der Padischah an seinen zwölfjährigen Sohn Murad, den thatsächlichen an Bajesid-Pascha, Beglerbeg von Rumili (d. i. Europa). Die sultanische Instruktion lautete: Spurlose Vertilgung der Rebellion.

Bajesid-Pascha verwirklichte diesen Befehl in echttürkischer Manier, schonungslos, unerbittlich. Mit gewaltiger Heeresmasse zog er gegen die Halbinsel des Stylarios heran, sperrte dieselbe vollständig vom Festland ab, drang dann in das Waldgebirge hinein, Schritt für Schritt den Boden gewinnend und behauptend, alles Lebendige, Männer und Greise, Weiber und Kinder, sogar das Vieh, auf seinem Marsche niedertretend und vernichtend, so daß bald ein schwerer Blutdampf über den Kuppen des Karaburun hing. Der Dede Sultan leistete mannhaften Widerstand, allein

Digitized by Google

was vermochten seine Tausende gegen die Hunderttausende des Gegners? Nichts als scharenweise zu fallen.

Also neigte sich der Stern des kommunistischen Messias rasch zum Untergange. Mit den letzten Resten seiner Streitmacht mußte Böre kämpfend dorthin zurückweichen, wo am nordwestlichen Ende der Halbinsel der Stylarios in Vorgebirgsform zum Meer abfällt. Hier, wo ihnen der weitere Rückzug abgeschnitten war, stellten sich die Barhäuptigen zum letzten Verzweiflungskampf. Obzwar halb verhungert, hielten sie der Uebermacht stand mit jener ausdauernden Raserei, wie nur der Fanatismus sie verleiht. Sie ließen sich schlachten und schlachteten selber, bis ihnen die Schwerter aus den vor Ueberanstrengung versteiften Händen fielen. Dann erst ergaben sich Böre und der karge Rest seiner noch athmenden Getreuen dem Sieger.

Die Gefangenen wurden nach Ephesus geschleppt, wo Murad und Bajesid-Pascha dazu verschritten, den Ketzer- und Rebellenhäuptling mittels Aufbietung aller türkischen Folterkünste zum Bekenntniß des Islam zurückmartern zu lassen. Allein die Büttel erschöpften umsonst ihren Folterwitz an dem armen Körper des Unglücklichen. Man weiß ja, welche dämonische Kraft und Stärke wie zum thun so auch zum leiden der religiöse Wahnwitz verleiht. Hat man doch erlebt, daß sich zu allen Zeiten Menschen eifrigst zum Martyrium drängten, daß sie sich um der barockſten Einfälle willen und für die märchenhaftesten Dummheiten henken, spießen, verbrennen, köpfen und an's Kreuz schlagen ließen. Auch Böreklüdsche wurde, nachdem seine Henker sich vergeblich abgemüht hatten, einen Widerruf aus ihm herauszufoltern, schließlich gekreuzigt. „Sie nagelten ihn — meldet Dukas — mit in Kreuzesform ausgestreckten Händen und Beinen auf ein Brett, luden dieses auf ein Kameel und führten ihn so durch die Stadt.“ Während dieses Umzugs wurden seine Mitgefangenen, so sie ihre Ketzerei nicht abschwören wollten, vor den brechenden Augen des sterbenden Messias

Digitized by Google

zusammengehauen. Sie ließen sich zusammenhauen, ihre Blicke auf den Gekreuzigten geheftet und sprechend: „Dede Sultan, laß uns zukommen dein Reich!“

So starb der Heiland, so die Jünger. Rabbi Torlak wurde dann mit seinen Derwischen durch Bajesid-Pascha bei Magnesia rasch und leicht überwältigt. Doch begnügte sich hier der Sieger, den gefangenen Rabbi und dessen vertrauteste Anhänger strangu-liren zu lassen. Die wenigen Einröckler, welche den Untergang der Sekte überlebten, waren übrigens des Glaubens, Böre sei nicht gestorben und könne überhaupt nicht sterben; er habe sich in wun-derbarer Weise nach Samos gerettet und lebe dort im Verborgenen ein Leben der Beschaulichkeit. Auch der christliche Anachoret im Kloster Turlotas auf Chios glaubte das, wie er unserem Gewährs-manne Dukas mitzutheilen geruhte. Man sieht, Lügnerin Legende ließ wie anderen Heilanden so auch dem vom Karaburun ihre Mühewaltung zugute kommen. Es ist im Grunde immer derselbe kleine Kreis von Vorstellungen, in welchem sich die religiöse Phan-tasterei allzeit und überall herumtreibt ....

Wo aber war, während in Kleinasien das kommunistische Heil vertilgt, bis zur Spurlosigkeit vertilgt wurde, der Einsädeler, An-zetteler und Drähtelenker des ganzen Schwindels geblieben? Weit vom Schuß, so zu sagen. Wenigstens auf der asiatischen Seite des Bosporus hatte Mahmud Bedreddin sich wohl gehütet, an der Ent-scheidung durch die Waffen theilzunehmen. Als es mit den Stylariern schon scharf bergab ging, wußte sich der Schlaue nach Europa hinüberzuschlängeln, wo er bei den ihm von früherher be-freundeten Hospodar der Walachei Aufnahme und Unterstützung fand. So konnte er versuchen, den drüben in Asien schon nieder-gestampften und im Blut erstickten Aufruhr hüben in Europa neu zu beleben. Und er versuchte das. Eine Weile mit Glück, maßen er noch von der Zeit seiner Heeresrichterei her in der Gegend von Silistria und in den Thälern des Balkan großen Einfluß besaß.

Digitized by Google

So gelang es ihm, dortherum eine Streitmacht ins Feld zu bringen. Aber der gelehrte Ränkekünstler war kein General und Sultan Mohammed ließ ihm auch keine Zeit, allenfalls einer zu werden. Der Padischah selber führte ein Heer von Thessalonich aus gen Seres, um die Insurgenten anzugreifen, und gab zugleich dem aus Asien zurückgekehrten Bajesid-Pascha den Befehl, von Adrianopel her gegen den Balkan vorzugehen. Die Entscheidung — ungewiß, ob noch im Jahre 1418 oder erst 1420 — vollzog sich ohne große Schlächterei; denn Bedreddins Freischärler liefen nach Freischärlermode auseinander, als von zwei Seiten her die sultanischen Truppen gegen sie heranrückten und unter ihnen zugleich kund wurde, daß und wie der Dede Sultan zu Grunde gegangen. Bedreddin selbst rettete sich in die Wildnisse des Balkan, ward wie ein Jagdthier in denselben umhergehetzt und zuletzt von seinen eigenen Leuten, soviele deren noch bei ihm ausgehalten hatten, verrathen, in Fesseln geschlagen und dem Padischah überliefert. Dieser ließ den Gefangenen zu Seres mit großer Feierlichkeit verurtheilen und der große Gelehrte und größere Intrikant ist dann „mit Umständen" gehenkt, d. h. mit allen den ceremoniellen Rücksichten, welche seinem hohen Rang und Rufe gebührten, an den Galgen befördert worden.

So endigte der denkwürdige Versuch, den kommunistischen Menschenbruderschaftthumbug im türkischen Reiche aufzuthun. Er wird an seiner Grundverlogenheit, d. h. an seiner Unnatur und Widernatur schließlich immer und allerorten scheitern. Allein er wird, ein zwar unfreiwilliger, jedoch sehr wirksamer Bundesgenosse oder Förderer pfäffischer Bevormundung und soldatischer Despotie, immer wieder versucht werden.

Dafür sorgt ja der Dämon der Lumpagogie, welcher alle angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, durchgebrannten, hirnverbrannten Existenzen, das ganze wanzenhaft wuchernde Katilinariat um seine Fahne sammelt, um den großen Feldzug gegen die Familie, das Eigenthum und die Gesittung zu führen. Das ge-

Digitized by Google

meinsame Merkmal dieser katilinarischen Apostelschaft ist die niederträchtige Volksschmeichelei, welche allzeit von Volksrechten und niemals von Volkspflichten redet, nicht an die besseren Instinkte der Massen sich wendet, sondern an die schlechtesten, nicht das Ehr- und Rechtsgefühl derselben zu wecken sucht, sondern nur die gemeinen und thörichten Gelüste zu stacheln weiß. So streuen diese verblendeten, meist an der Klippe der Halbbildung gescheiterten Menschen eine Unheilssaat, für deren Gedeihen nur allzu viel Boden und Dünger vorhanden. Boden und Dünger liefern ihr der bornirte Prozenhochmuth, welcher die Errungenschaften des Börsenschwindels in pralendem Prunke zur Schau stellt, sowie die zappelnde Philisterangst, welche statt dem „rothen Gespenst" muthig ins Gesicht zu sehen und dasselbe kräftig in sein Nichts zurückzustoßen, sich vielmehr von demselben zu den Füßen des Militarismus zurückschrecken läßt; weiterhin der grobmaterialistische Ungeist der Vergnügungssucht und Genußwuth, von welchem die ganze Gegenwart durchgiftet ist, und endlich die Ungeheuerlichkeit einer Finanzwirthschaft, welche es, beispielsweise zu reden, den Prinzen einer jüdischen Dynastie möglich macht, in ihren Kassen den Schweiß ganzer Nationen anzuwuchern, nicht mehr nach Millionen, sondern nur noch nach Milliarden zu zählen.

Laßt nur alle diese Motive noch eine Weile ungestört fortarbeiten und gebt acht, ihr füttert damit den Kommunismus so groß, daß ihr eines wüsten Tages vollauf Ursache haben werdet, verzweiflungsvoll aufzuschreien: „Unsinn, du siegst!"

Digitized by Google

Jeanne d'Ark.

Descendet virgo dorsum sagittarii
et flores virgineos obscurabit.
Vaticinium Merlini.

1.

Ich versuche ein Thema zu behandeln, welches, wie ich am Schlusse meiner Skizze kurz erörtern werde, schon vielfältigst, in mannigfachem Sinn und in verschiedenartiger Form behandelt worden ist. Dieses Thema gehört aber zu den historischen Problemen, die immer wieder zu erneuter Betrachtung reizen, weil sie, ihrer unvergänglichen ethischen Bedeutung sicher, ebensosehr der wissenschaftlichen Untersuchung stets neue Seiten darbieten, als sie niemals aufhören werden, das fühlende Gemüth sympathisch zu berühren [1]).

1) Eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte des Mädchens von Domremy ist, wie bekannt, eigentlich erst möglich geworden, seitdem Jules Quicherat die Resultate seiner höchst rühmlichen vieljährigen Forschungen zusammengestellt und veröffentlicht hat. Seine Akten- und Zeugnissesammlung: „Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la pucelle, publ. pour la prem. fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, suivis de tous les documents historiques qu'on a pu

Digitized by Google

In Wahrheit, die Gestalt, welche Ihnen vorzuführen ich unternehme, Jeanne d'Ark, die vom schlichten Bauermädchen zur erlauchtesten Heldin ihres Landes, ja Europa's, sich erhoben hat, sie gehört ohne Frage zu jenen nicht sehr zahlreichen weltgeschichtlichen Figuren, welche wie marmorschöne Götterbilder von dem dunkeln, ach, meist tiefdunkeln Hintergrunde des menschlichen Entwickelungsprocesses sich abheben, — leuchtende Marksteine an der Vorschrittsbahn unseres Geschlechtes, groß durch ihr Wollen, größer durch ihr Thun, am größten durch ihr Leiden. Denn das ja ist das sicherste Merkmal, das untrüglichste Kennzeichen der rechten Götterlieblinge, der wahrhaft großen und guten Menschen, daß mit dem Lorbeer der Heldenschaft, welcher ihre Stirnen beschattet, allzeit der Palmzweig des Marthriums sich verflicht.

Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, die Geschichte des Mädchens von Domremy einläßlich hier vorzubringen. Kann doch meines Erachtens das Verfahren bei derartigen Vorträgen überhaupt mehr nur ein andeutendes als ein ausführendes sein [1]). Zudem darf ich ja die Kenntniß der Thatsachen dieser Geschichte getrost voraussetzen und kann demnach darauf mich beschränken, die Bedeutung dieser Thatsachen zu beleuchten und hierbei, falls mir das gelingen sollte, den einen oder anderen neuen Gesichtspunkt aufzuthun. Indessen möchte es doch nicht ganz überflüssig sein, zum Abschlusse dieser Vorbemerkungen rasch daran zu erinnern, daß und wie die Erscheinung unserer Heldin ihr Grundmotiv hatte in dem feindseligen Verhältniß, welches im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zwischen Frankreich und England ob-

---

réunir, et accompagnès de notes et d'éclaircissements par J. Quicherat. Tom. I—V. Paris 1841—49.... bildet durchweg die Basis meiner Darstellung.

1) Der vorliegende Aufsatz ist die Ausarbeitung eines Vortrags, welchen der Verfasser am 27. Januar 1870 im Großrathssal in Zürich gehalten hat.

Digitized by Google

waltete, veranlaßt durch den Hader der Häuser Valois und Plantagenet um die französische Krone.

In der Person Heinrichs des Zweiten, Herzogs der Normandie, Herrn von Anjou und Maine, von Poitou und Guienne, war das Haus Anjou-Plantagenet im Jahre 1154 auf den Thron von England gelangt. Der englische König war also auf französischem Boden kaum weniger mächtig als der französische, da ja das Gebiet der Krone Frankreich dazumal auch die Herzogthümer Bretagne und Burgund noch nicht in sich begriff. Daß diese Stellung der beiden Kronen zu einander eine unhaltbare und friedlose sein mußte, liegt auf der Hand. Jahrhunderte hindurch hat denn auch der Streit und Krieg gewährt. Im vierzehnten Jahrhundert schien sich derselbe so wenden zu wollen, daß Frankreich eine englische Provinz würde. Der letzte Kapetinger, Karl der Vierte, starb sohnlos im Jahre 1328. Ihm folgte sein Vetter Philipp von Valois als König Philipp der Sechste von Frankreich. Allein Eduard der Dritte von England that Einspruch gegen diese Königschaft, indem er als Tochtersohn Philipps des Vierten den Thron Frankreichs ansprach. Ein rechtlich ganz hinfälliger Anspruch, maßen dem in Frankreich giltigen „salischen" Gesetze zufolge die Krone nur in männlicher Linie vererbbar war. Macht geht aber bekanntlich vor Recht und ging demselben allzeit vor, nicht erst seit dem Tage, wo Herr von Bismarck mit preiswürdiger Offenheit diesen Gedanken, welcher zugleich eine weltgeschichtliche Thatsache ist, proklamirt hat. Eduard der Dritte, welcher im Juni 1340 den Titel eines Königs von Frankreich und England annahm, erwies sich mächtiger als Philipp der Sechste. Der Sohn des englischen Königs, ebenfalls Eduard geheißen, aber bekannter unter seinem Kriegsnamen „der schwarze Prinz", führte jene glänzenden Feldzüge gegen die Franzosen, welche für die letzteren die furchtbaren Niederlagen bei Crecy und Poitiers mit sich brachten. Das lässige Regiment jedoch, welches Eduard der Dritte in seinen

Digitized by Google

alten Tagen führte, die Erkrankung und der vorzeitige Tod des schwarzen Prinzen, die vielfachen Wirrsale, Volksaufstände und Thronstreitigkeiten, welche während der Regierung Richards des Zweiten das englische Staatswesen zerrütteten, alle diese Umstände schafften der Sache der Valois drüben in Frankreich Luft und Raum, was insbesondere durch Karl den Fünften mit Klugheit und Thatkraft benutzt wurde, um die englische Macht auf französischem Boden mehr und mehr einzuschränken. Allein das Blatt wandte sich wieder, als in Frankreich mit der Throngelangung des erst halb und bald ganz wahnsinnigen Karls des Sechsten eine chaotische Zerrüttung aller Verhältnisse hereinbrach, während in England mit Beseitigung des schwachen zweiten Richards ein Seitensprößling des Hauses Plantagenet, Heinrich von Lankaster, im Jahre 1399 in den Besitz der Krone kam. Der Sohn und Thronerbe dieses Heinrichs von Lankaster, König Heinrich der Fünfte, erneuerte die englischen Ansprüche auf Frankreich im weitesten Sinne, führte im Sommer von 1415 eine große Expedition an die Küste der Normandie hinüber und gewann im Oktober bei Azincourt über die Franzosen einen Sieg, welcher an Glanz den Siegen des schwarzen Prinzen bei Crecy und Poitiers gleichkam. Rasch breitete sich jetzt die englische Macht in Frankreich aus; aber selbst diese Gefahr, wobei es sich um Sein oder Nichtsein handelte, vermochte anfänglich weder den wüsten Familienhader im französischen Königshause, noch den wilden Parteigrimm in den Reihen des Adels, noch auch die blutigen Zwiste im Innern der Städtebürgerschaften zu stillen. Es schien zu Ende zu gehen mit der selbstständigen Existenz Frankreichs. Selbst der unerwartet vorzeitige Tod Heinrichs des Fünften, welcher im August von 1422 zu Vincennes bei Paris starb, schien hieran nichts ändern zu wollen. Sein erst zweijähriger Thronnachfolger, nachmals als Heinrich der Sechste ein so unglücklicher Mann, wurde wie als König von England so auch als König von Frankreich ausgerufen.

Digitized by Google

Im Namen dieses Kindes regierte in England sein Oheim der Herzog von Gloceſter, in Frankreich ſein Oheim der Herzog von Bedford. Dieſer war ganz der Mann, das Werk der Eroberung Frankreichs weiter zu führen und ſchien daſſelbe um ſo mehr vollendet werden zu ſollen, als nach dem im Oktober von 1422 erfolgten Tode des wahnſinnigen ſechſten Karls deſſen Sohn und Erbe Karl der Siebente, welcher, weil er noch nicht zu Rheims gekrönt war, unter dem Titel eines Dauphin zu regieren verſuchte, weder ganz noch auch nur halb der Mann war, ſeinen Gegnern die Stange zu halten. Schwer zum Guten, leicht zum Schlimmen beſtimmbar, ſchwach und ſchwankend, ſchlaff, frivol und genußſüchtig, ſo war Karl der Siebente in ſeinen jungen Jahren. Kein Wunder demnach, daß es mit ſeiner Sache immer ſchärfer bergab ging. Gegen das Ende der zwanziger Jahre des Jahrhunderts war der ganze Norden von Frankreich mit der Hauptſtadt Paris in den Händen der Engländer und nur nothdürftig hielt ſich der Dauphin mit ſeinem leichtfertigen Hof in den ſüdwärts von der Loire gelegenen Landſtrichen. Ein ſehr beträchtlicher Theil des franzöſiſchen Adels, Klerus und Städtebürgerthums hatte für die engliſche Herrſchaft Partei genommen und vor allen übrigen Korporationen that ſich die hochangeſehene pariſer Univerſität durch heftigen Eifer für die engliſche Sache hervor. Unter ſolchen günſtigen Umſtänden ſchickten die Engländer ſich an, ihre ſiegreichen Waffen auch über die Loire zu tragen. Die Schlüſſel zur Oeffnung dieſer von der Natur gezogenen ſtrategiſchen Schranke war die Stadt Orleans. Im Oktober von 1428 verſchritten die Engländer zur Belagerung derſelben. Trotz der heldiſchen Gegenwehr, welche die Bewohnerſchaft leiſtete, ſchien das Schickſal der Stadt und damit zugleich das Schickſal Frankreichs beſiegelt, da der Dauphin, welcher zu Chinon in der Touraine hofhielt, nicht nur unthätig blieb, ſondern auch, in völliger Entmuthigung das Land und ſich ſelber aufgebend, damit umging,

Digitized by Google

in Spanien eine Zuflucht zu suchen oder gar nach Schottland zu flüchten.

Aber gerade jetzt, als der Bogen der englischen Erfolge am höchsten und siegeszuversichtlichsten gespannt war, wurde seine Sehne durchschnitten und zwar von einer französischen Mädchenhand, durchschnitten von Johanna der Bognerin, falls es gestattet ist, wortspielend also den Namen Jeanne d'Ark zu verdeutschen.

2.

Sie war eine treue Tochter ihres Landes, sie war aber auch ein ganzes Kind ihrer Zeit.

Wie die Pflanze ist auch der Mensch ein Produkt des Bodens, aus und auf welchem er erwächst. Wenn darum selbst Geister, welche ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte vorausgeschritten sind, die unverwischbare Signatur ihrer Zeit tragen, wie viel mehr mußte dies bei einem Landmädchen des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall sein!

Es war eine gährende, tastende, verworren ringende Zeit, von den Vorwehen großer Veränderungen und Umwälzungen durchzogen und erregt. Die Zerbröckelung der Weltanschauung und der Institutionen des Mittelalters hatte begonnen. In die romantische Nacht der Unwissenheit herein leuchtete hell das Morgenroth der wiedererwachenden klassischen Studien. Der Genius der Renaissance schickte sich an, seine lichtblitzenden Schwingen zu lüften. Wer immer auf der Höhe der Zeitbildung von damals stand, fühlte sich unheimisch, fühlte sich bedrängt und bedrückt in dem engen Gehäuse des mittelalterlichen Dogma's. Die Gesellschaft rang wenigstens in ihren Spitzen nach allseitiger Durchbrechung dieses Gehäuses. In der Kirche selbst regte sich, wie die

Digitized by Google

großen Kirchenversammlungen von Pisa, Konstanz und Basel bezeugen, der reformatorische Gedanke; freilich noch viel zu schwach, um das hierarchische Joch brechen zu können, und verdammt, nach unzulänglichem Aufbäumen scheinbar völlig besiegt diesem Joche wiederum sich zu beugen. In die Massen drangen kaum Ahnungen vom Vorhandensein solcher Vorzeichen eines socialen Erneuerungsprozesses. Wohl aber gab sich in denselben das Bedürfniß kund, den kirchlichen Formalismus, dessen Hohlheit augenscheinlich geworden, mit der Substanz einer mehr gemüthlichen Erfassung der Glaubenslehren zu füllen und dem starren und kalten Dogmenleibe die Seele religiöser Innigkeit einzuhauchen, — ein Wollen und Wünschen, welches sich ja auch in dem Reden und Thun von zwei hochgepriesenen neueren Heiligen der Kirche ausgeprägt hatte, in dem Reden und Thun des Franz von Assisi im dreizehnten und der Katharina von Siena im vierzehnten Jahrhundert. Diese Vertiefung und Erglühung des religiösen Gefühls im Volke wurde mit veranlaßt und ganz außerordentlich gesteigert durch die ungeheuren Trübsale, welche im vierzehnten Jahrhundert über einen großen Theil von Europa hereingebrochen waren, durch die furchtbaren Verheerungen, welche die physischen und moralischen Pestilenzen: der schwarze Tod, die Geißlerfahrten und die Judenschlachten angerichtet hatten. In solchen Epochen, wo unerhörte Ereignisse mit der Unwiderstehlichkeit elementarer Gewalten wirken, wächst auch der Mensch gleichsam über sich hinaus, im Guten wie im Bösen. Die Stimmung steigert sich zur Ekstase. Es hängt ein etwas, ein moralisches Fluidum in der Luft, dessen Einathmung je nach der Mischung desselben entweder das politische Fieber oder aber die religiöse Verzückung erzeugt, jene bis zur visionären Potenz hinaufgespannte religiöse Verzückung, welche auch in unserer Heldin gewaltet hat.

Der ganze Wandel Johanna's, all ihr Dichten und Trachten, Wollen und Vollbringen hat *hierin* seine Wurzel.

Digitized by Google

Will man den Gegensatz von Mittelalter und moderner Zeit in eine bündige Formel bringen, so dürfte diese etwa also lauten: — In der mittelalterlichen Welt war die erste Lebensmacht der Glaube, in der modernen ist es die Wissenschaft. Dort wurde alles bedingt und bestimmt durch das gläubige Vorstellen, hier wird, wenigstens in der Theorie, alles bedingt und bestimmt durch das begreifende Wissen. Deßhalb vollbrachte der Glaube damals Großes, Größtes, Wunderähnliches, während er zu unserer Zeit ganz nothwendig meist nur Karikaturen zuwegebringen kann, was ja auch die Riesenkarikatur bezeugt, welche gerade in diesen Tagen [1]) drunten in Rom Mittelalter spielt und weit mehr lächerlich als bedrohlich sich breitmacht.

In der Hirtin von Domremy offenbarte sich der Glaube des Mittelalters noch einmal in seiner ganzen Innigkeit, Größe und Kraft. Aber es gesellte sich ihm eine Gehilfin von kaum weniger großer Mächtigkeit: — die Vaterlandsliebe.

Die schärfere Scheidung der Nationalitäten und die bestimmtere Herausbildung der verschiedenen Völkerbesonderheiten, sie waren ja auch ein Charaktermerkmal jener Zeit und zwar ein sehr vortretendes. Dabei ist mit Beziehung auf unsere Heldin zu betonen, daß diese schärferen Völkerscheidungen und diese bestimmten, d. h. meist sehr feindselig sich gestaltenden nationalen Gegensätze viel entschiedener in den unteren als in den oberen Gesellschaftschichten hervortraten, weil die letzteren noch unter dem Bann und Zauber der Formen und Formeln des Ritterthums standen, das bekanntlich keinen nationalen, sondern vielmehr einen universalen Charakter hatte. Hieraus erklärt es sich, wie in der Bäuerin Johanna ein so feuriger Patriotismus glühen, ein so enthusiastisches Franzosenthum leben und weben konnte, daß die Herren und Damen der französischen Hof- und Ritterwelt sich anfänglich in diese Erschei-

1) Januar 1870.

Digitized by Google

nung gar nicht hineinzufinden vermochten. Die französisch-englischen Kriege hatten sich bislang innerhalb der Vorstellungen und Formen der ritterlichen Konvenienz bewegt. Erst die gewaltige Anregung, welche von Johanna ausging, brachte die Reaktion des bisanhin höchstens instinktiv thätig gewesenen Nationalgefühls der Franzosen gegen die englische Fremdherrschaft zum Bewußtsein und erhob den Ritterkrieg zu einem Volkskrieg oder doch zu einem nationalen Kampf.

3.

Zwischen Neufchateau und Vaucouleurs streckt sich am linken Ufer der Maas ein triftenreiches Thal hin, dessen Rebenhügelwände zu Bergwäldern emporsteigen. Die Thalwandung zur Rechten bildete im fünfzehnten Jahrhundert einen Theil der Westgränze des deutschen Reichslandes Lothringen. Das Thal selbst gehörte zu Frankreich und war sogar seit Karl dem Fünften ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone. Mitten im Thale lag und liegt das Dorf Domremy und hier, also hart an der deutschen Gränze, wurde dem Bauer Jacques d'Ark von seiner Ehefrau Isabelle Romée eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Jeanne erhielt, in der Familie aber und im Dorfe vertraulich Jeannette gerufen ward. Das Jahr der Geburt ist nicht mit voller Bestimmtheit anzugeben. Frühestens kann es das Jahr 1408, spätestens muß es das Jahr 1412 gewesen sein; das letztere ist das wahrscheinlichere.

Jacques d'Ark hatte drei Söhne und neben Johanna noch eine Tochter. Er war ein französischer Bauer von damals, d. h. er gewann nur mit Anstrengung seinen und seiner Familie Lebensunterhalt. Die Kinder mußten frühzeitig bei ackerbaulichen und

Digitized by Google

häuslichen Verrichtungen mit Hand anlegen. Aus Johanna's Kinder- und Mädchenjahren wird ihre Arbeitsamkeit durch eine ganze Reihe von Zeugen aus ihrem Dorfe gerühmt. Nicht minder ihr sittsamer Wandel, ihre innige Frömmigkeit, ihre Herzensgüte und Hilfebereitschaft, von welcher getrieben, sie sich lieber Entbehrungen auferlegte, als dem Almosengeben entsagte [1]). Im übrigen erschien sie als ein Bauermädchen wie ein anderes, d. h. ihr Bildungsgrad war kein höherer. Von Schulunterricht war gar keine Rede. Im Christenthum unterrichtete, wie in den Akten steht, Frau Isabelle ihre Tochter, d. h. sie lehrte dieselbe das Kredo, das Paternoster und Ave Maria hersagen. Dennoch muß in der jungen Johanna schon frühzeitig etwas gelegen sein, was sie vor ihren Gespielinnen auszeichnete. Daraufhin weis't die Bezeugung, daß sie der Liebling des Dorfes gewesen [2]); daraufhin deutet auch die Legende, die Vögel des Feldes und Waldes hätten vor Johanna keine Furcht gehabt und ihr die Brosamen aus den Händen gepickt.

Ein reiches Gemüthsleben, ein sehr reizbares Nervensystem und eine ungemein lebhafte Phantasiethätigkeit müssen jedenfalls bei dem jungen Mädchen vorausgesetzt werden, das unter den Einflüssen eines Glaubens heranwuchs, welcher mit den heimatlich-volksmäßigen Erinnerungen an keltisch-druidisches Heidenthum stark versetzt war. Neben der von Johanna allwöchentlich besuchten Marienkapelle an der Bergwaldhalde ob dem Dorfe stand eine alte „Feenbuche" und nahebei sprudelte eine altheilige Quelle. Alljährlich am Sonntag Latäre feierte dort die Dorfjugend ein aus

1) S. die Angaben der dörflichen Zeugen im Rehabilitationsproceß, bei Quicherat, II, 387 fg.

2) Deposition des 70jährigen Bauers Jean Morell: „Johanneta in sua prima aetate fuit et erat bene et decenter in fide et imbuta bonis moribus et erat talis quod quasi omnes ejusdem villae de Dompno-Remigio eam diligebant." Quicherat, II, 389.

Digitized by Google

der heidnischen Zeit überkommenes Frühlingsfest. Doch muß bemerkt werden, daß die Visionen Johanna's durchaus den römisch-katholischen Stempel trugen. Sehr begreiflich. Wenn noch heute der Masse des Volkes überall das Ideale ausschließlich oder doch zumeist einzig und allein in der Form der Religion vermittelt wird, wie hätte ein Bauermädchen des fünfzehnten Jahrhunderts auf anderem Wege eine Beziehung dazu gewinnen können? Zu der tiefreligiösen Anschauung und Stimmung Johanna's kam dann die patriotische Trauer des Mädchens. Die Sorge um Frankreich machte ihr das junge Herz in der Brust quillen und schwellen; um so schmerzlicher, als der Krieg sein Getöse und sein Elend im Jahre 1424 auch in das abgelegene Maasthal trug. Physische Motive endlich haben zweifelsohne auch bedeutsam mitgewirkt, um Jeanne aus dem Geleise des Gewöhnlichen herauszutreiben: auf der Schwelle zur Mannbarkeit wurde sie zuerst von ihren visionären Zuständen angewandelt.

Eines Sommertages — das Jahr ist nicht sicher zu ermitteln, wahrscheinlich aber war es dasselbe Jahr 1424, welches den Kriegssturm in die unmittelbare Nähe von Domremy geführt hatte — eines Sommertags vernahm Johanna im Garten ihres elterlichen Hauses am hellen Mittag zum erstenmal die himmlischen Ruf- und Weckstimmen, die sie zur Retterin ihres Landes beriefen. Ihr war, eine Licht- und Glanzwolke breitete sich um sie her, und in dieser leuchtenden Helle erschien ihr der Erzengel Michael und erschienen ihr die heilige Katharina und die heilige Margareta. Diese drei Erscheinungen sah sie fortan am häufigsten; viel weniger häufig die des Erzengels Gabriel und anderer Engel. Sie war bis in die innerste Falte ihrer Seele hinein von der Wirklichkeit dieser Gesichte überzeugt. In ihrem Processe hat sie im dritten Verhör ihren Richtern auf die Frage, ob sie den heiligen Michael und die übrigen Engel und Heiligen denn körperlich und wirklich (corporaliter et realiter) gesehen, zur Antwort gegeben: „Ich sah sie mit

Digitized by Google

meinen leiblichen Augen, so deutlich, wie ich euch sehe; und wann sie von mir gingen, weinte ich und ich wollte wohl, sie hätten mich mitgenommen" [1]). In einem andern Verhöre gab sie an, daß sie der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Hände gedrückt, daß sie die beiden heiligen Frauen umarmt und geküßt habe; es sei auch Wohlgeruch von denselben ausgegangen [2]), woraus ein Spötter wie Voltaire hätte schließen können, daß es im Himmel nicht an einem Parfümerieladen fehlte. Gegenüber dem Michael aber und den übrigen Engeln blieb sie in den Gränzen demüthigster Ehrfurcht. Sie empfing die Erscheinung derselben knieend und nach ihrem Verschwinden küßte sie den Boden, worüber die Himmelssöhne gewandelt [3]). Als einer der Richter die verfängliche Frage an sie richtete, ob ihr der Erzengel Michael nackt erschienen sei, that sie aus der Lauterkeit ihres Bewußtseins hervor die Gegenfrage: „Meint ihr, Gott habe keine Kleider für ihn?" [4]).

So hatte sich denn die fieberhafte An- und Aufspannung des Mädchens bis zum Eintreten von Hallucinationen hinaufgesteigert. Was in Johanna's junger Seele von phantastisch-gläubigen Vorstellungen und Hoffnungen, von patriotischen Aengsten und Wünschen durcheinander wogte und gährte, trat in Gestalt scheinbar ob-

1) „Ego vidi eos oculis meis corporalibus, aeque bene sicut ego video vos; et quando recedebant a me, plorabam et bene voluissem quod me secum deportassent." Quicherat, I, 73.

2) Interrogata si unquam osculata et amplexata fuerit sanctas Katharinam et Margaretam, respondit quod amplexata est ambas et quod bonum odorabant. Quicherat, I, 268.

3) Interrogata utrum, quando vidit sanctum Michaelem et angelos, fecerit eis reverentiam, respondit quod sic; et osculabatur terram post eorum recessum, per quam transiverant, faciendo eis reverentiam. Quich., I, 277.

4) Interrogata an sanctus Michael erat nudus, respondit: „Cogitatis vos quod Deus non habeat unde ipsum vestire?" Quich. I, 89.

Digitized by Google

jektiver Visionen vor ihre Augen hin. Die Traumbilder ihres Fieberschlafes verließen auch die Wachende nicht mehr. Die innere Stimme, welche ihr unablässig zurief: Geh' und rette dein Land! erschien dem naiven Glauben des Mädchens als eine ihr von außenher zurufende Stimme von Engeln und Heiligen. Der große Gedanke, Frankreich zu retten und ihr Volk vor Fremdherrschaft zu wahren, dieser Gedanke, welcher Johanna erfüllte, welcher von Tag zu Tag bestimmtere Gestalt gewinnend, sie nicht mehr rasten noch ruhen ließ, er trug die Tracht und Farbe der Zeit, d. h. er stellte sich seiner Trägerin als ein himmelab gekommener Blitz der Erleuchtung dar, als eine göttliche Offenbarung, als eine ihr von Engeln verkündigte und von Heiligen auferlegte Mission. Wir dürfen und müssen uns hierbei wohl jenes tiefsinnigen Wortes des Römers Seneka erinnern, daß jeder außerordentlichen Seelengröße eine Dosis Wahnsinn beigemischt sei; aber mit dem Beifügen, daß, wenn ich das Richtige treffe, unter Wahnsinn hier nichts anderes zu verstehen ist als jenes völlig selbstlose Hinwegsehen und Hinweggehen über persönliche Bedenken, jenes Aufgehen des menschlichen Ich und Selbst in einer Idee, welches allerdings den Menschen gewöhnlichen Schlages als wahnsinnig vorkommen mag und muß.

4.

Jeanne nahm die ihr gewordene Mission mit kindlicher Gläubigkeit an und dieselbe Glaubenskraft, womit sie an ihre himmlische Sendung glaubte, machte die Menschen an die wunderbare Jungfrau glauben. Mythische Vorstellungen, vor denen der mittelalterliche Christ mit höchster Ehrfurcht sich beugte, verschmolzen hier mit einer Thatsache, die von dem ganzen Zauber des Phantastisch-Romantischen umflossen war, d. h. mit dem heldischen Auf-

Digitized by Google

treten des Mädchens von Domremy. War denn nicht dem christlichen Dogma zufolge auch dereinst das Heil durch eine Jungfrau in die Welt gebracht, die Erlösung der Menschheit ermöglicht worden? Warum sollte Gottes Rathschluß nicht ebenfalls eine Jungfrau auserwählt haben, um Frankreich Heil zu bringen und das französische Volk von den Engländern zu erlösen?

Johanna glaubte an ihre Berufung, ging auf in ihrer Idee, folglich glaubten die Menschen an Johanna und in diesem Glauben und Geglaubtwerden vollbrachte sie ihr Werk, das allerdings den geblendeten Augen der Zeitgenossen wie ein Wunder erscheinen mußte und zwar Freunden und Feinden gleichmäßig wie ein Wunder, nur mit dem Unterschiede, daß das Wunder jenen als ein himmlisches, diesen als ein hölliſches erschien. Oder mit anderen Worten: ihre befreiten Landsleute sahen in Jeanne eine Heilige, die geschlagenen Engländer dagegen und ihr französischer Anhang eine Hexe, welche letztere Auffassung sogar am Hofe des Dauphin Karl, den die Jungfrau zu retten kam, anfänglich ebenfalls sich geltend machte, obzwar der frivole, aber keineswegs einfältige Prinz und seine nächste Umgebung in Johanna bei ihrem ersten Auftreten weniger eine Teufelsbesessene als vielmehr eine Betrügerin zu erblicken geneigt waren [1]).

---

1) „La Pucelle estoit de Lorraine, du lieu de Vaucouleurs, et fut amenée à seugneur le daulphin par le chastelain dudit lieu, habituée comme un homme; avoit courts les cheveulx et ung chapperon de layne sur la teste et portoit petits draps (i. e. culottes) comme les hommes, de bien simple manière. Et parloit peu, sinon que on parloit à elle. Son serment estoit: „Au nom de Dieu.“ Elle appeloit mondit seigneur le daulphin „le gentil daulphin“ et ainsi l'appela jusqnes ad ce qu'il fust couronné. Et se disoit qu'elle estoit envoyée de par Dieu pour deschasser les Anglois, et que pour ce faire il la falloit armer: dont chacun fut esbahy de celles nouvelles. Et de prime face chacun disoit que c'estoit une trufferie, et à nulle chose que elle dits l'on ne adjouxtoit point de

Digitized by Google

Wie die Jungfrau nur nach langen und peinlichen Seelenkämpfen an ihre Bestimmung hatte glauben gelernt, so kam auch der Glaube an sie den Menschen keineswegs plötzlich. Am schwierigsten war es, ihre eigene Familie und ihre Dorfgenossen zu diesem Glauben zu bekehren. Wie der Prophet, so gilt eben auch die Prophetin daheim nichts, bis ihr Ruhm seinen verklärenden Glanz von fernher auf die Heimat zurückwirft. Vater Jacques d'Ark selber schüttelte ganz entschieden ungläubig seinen praktischen Bauernkopf und meinte, das Gescheideste dürfte sein, das überspannte Ding von Tochter zu verheiraten: das würde ihr wohl die Grillen vertreiben. Jeanne sträubte sich energisch gegen diese Kur. Allen auf uns gekommenen Zeugnissen zufolge müssen wir bestimmt annehmen, daß ihr Herz die Liebe zum Manne entweder nie gekannt oder aber daß die Glut ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Begeisterung jedes derartige Gefühl schon bei seinem Entstehen aufgesogen und verzehrt habe. Auch dieses ihr streng und herb jungfräuliches Verhalten hatte übrigens eine religiöse Färbung. In ihrem Processe hat sie zu Protokoll gegeben, daß sie, als die himmlischen Stimmen zum erstenmal zu ihr gesprochen, das Gelübde der Keuschheit gethan und später für die Wahrung dieses Gelübdes von der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Einführung ins Paradies zugesichert erhalten habe[1]). Johanna's Vater mochte sich um so mehr über das Gebaren und Vorhaben seiner Tochter beunruhigen, als so zu sagen ein Reflex ihrer Visionen in seine eigenen Träume fiel. Er träumte nämlich, daß er

---

foi". Mathieu Thomassin (geb. 1391 zu Lyon) in seiner „Registre delphinal" betitelten Chronik. Quicherat, IV, 304.

1) Item, dicta Johanna se jactavit et jactat, quod sanctae Katharina et Margareta sibi promiserunt eam conducere in paradisum, et certificaverunt eam quod beatitudinem consequetur, si servet virginitatem suam. Art. 44 der Anklageakte. Quicherat, I, 269.

Digitized by Google

seine Tochter mit Kriegsleuten davongehen sähe [1]), und der Traum hatte die Wirkung, daß er gemeinsam mit seiner Frau die junge Jeannette streng überwachte und seine Absicht, sie unter die Haube zu bringen, durchzusetzen suchte. Sicherlich rührte von ihm auch die bäuerische List her, daß ein junger Dörfler behaupten mußte, Johanna hätte ihm die Ehe versprochen. Weil sie aber nichts davon wissen wollte, verklagte sie der nichterhörte Freiwerber beim geistlichen Gerichte in Toul. Allein auch das half nicht: Johanna reinigte sich in Toul durch einen Eid von dem falschen Bezichte, obzwar ihre Eltern wollten, sie möchte sich denselben gefallen lassen, d. h. den Bezichtiger heiraten [2]).

Endlich obsiegte der edle Enthusiasmus des Mädchens den praktischen Bedenken bäuerischer Lebensführung. Gerade zur Zeit, als mit dem Beginne des Jahres 1429 die Eroberung der Stadt Orleans durch die Engländer täglich befürchtet wurde und demnach die Noth der Nationalsache auf's höchste gestiegen war, sind die Visionen Johanna's immer häufiger geworden und lautete der an sie ergehende Ruf immer dringender. Der Erzengel Michael sprach zu ihr: „Das französische Volk erbarmt unsern Herrn und

1) Interrogata de somniis patris sui, concernentibus eam et suum recessum, respondit quod mater sua pluries dixit ei, adhuc cum patre existenti, quod pater suus dixerat se habuisse somnia, quod dicta Johanna erat itura cum gentibus armorum; et de bene custodiendo eam dicti pater et mater habebant magnam curam, tenentes ipsa in magna subjectione; quibus obediebat in omnibus, nisi in processu Tullensi, in causa matrimonii. A. 10. d. A. Quich., I, 219.

2) Interrogata quid movit eam de faciendo citari quemdam hominem ad civitatem Tullensem, in causa matrimonii, respondit: „Ego non feci citari, sed ipse fuit qui fecit ibi me citari; et ibi juravi coram judice dicere veritatem". Et finaliter dixit quod illi homini nullam promissionem fecerat. Item dicit quod prima vice qua audivit vocem suam ipsa vovit servare virginitatem suam, tamdiu quamdiu placuit Deo. Quicherat, I, 127.

Digitized by Google

Gott. Du bist sein liebes Kind. Geh', mache dich auf, deinem Könige zur Hilfe!" Auch die ihr erscheinenden beiden heiligen Frauen erhoben diese Forderung und wiesen die Einwendung Johanna's: „Ich bin nur ein armes Mädchen und verstehe nichts vom Kriegführen" — zurück. Nun war die Jungfrau nicht mehr zu halten. Die Kraft ihres begeisterten Wollens durchschlug alle Hindernisse und sie begann ihr großes Unternehmen.

5.

Die Anfänge desselben, die Schwierigkeiten, sowie die Beharrlichkeit, womit Johanna dieselben besiegte, kennt jedermann. Im Januar oder Februar von 1429 gelang es ihr, den Ritter Baudricourt, Kastellan des unweit von Domremy gelegenen königlichen Burgfleckens Vaucouleurs, halb und halb von ihrer Sendung zu überzeugen. Der Kastellan gab ihr Rüstung und Schwert, die Bürger des Fleckens schenkten ihr ein Pferd und, geleitet von zwei Rittern, einem königlichen Herold und etlichen Dienstleuten, brach die Begeisterte von Vaucouleurs auf, durchzog eine weite von Feinden besetzte Landstrecke und langte am 5. März zu Chinon in der Touraine an, wo der Dauphin hofhielt, zur Zeit, wie wir wissen, in zaghaftester Stimmung und nur noch mit Fluchtgedanken sich tragend.

Dem sorglosen und leichtfertigen Karl kam das begeisterte Bauermädchen wie eine wunderliche Spielart entweder von Narrheit oder von Schwindelei vor, als sie vor ihn trat mit der Behauptung, Gott habe sie gesandt, Orleans zu befreien und ihn, den Dauphin, nach Rheims zu führen, damit er, wie es Recht und Brauch, in der dortigen Kathedrale zum König von Frankreich gesalbt und gekrönt würde. Was die Hofleute angeht, so war Jo-

Digitized by Google

hanna's Erscheinen und Gebaren den einen ein Spaß, den andern ein Aergerniß. Maßen die damalige Zoologie beim Ordo Homo und beim Genus Mulier die Species Femina emancipata noch nicht aufzählte, mußte schon Jeannette's Auftreten in Männertracht höchst skandalhaft wirken, so sehr, daß sie sich einer unser Gefühl unzart berührenden Ausforschung durch zwei würdige Damen, Frau von Gaucourt und Frau von Trèves, unterziehen mußte, um ihr Geschlecht und ihr Magdthum festzustellen [1]). Das Resultat dieser Untersuchung ledigte sie zugleich des Verdachts, eine Hexe zu sein; denn bekanntlich hatte der Teufel über reine Jungfrauen keine Gewalt. Doch fand man für gut, ihre Rechtgläubigkeit noch einer strengen Prüfung durch die Professoren und Doktoren der Universität Poitiers zu unterstellen. Die gelehrten Herren nahmen Johanna scharf ins Verhör, erfanden sie aber als gute Katholikin und kamen zu dem Schlusse, es läge kein Grund vor, welcher den König verhindern könnte, in der gegenwärtigen Noth des Reiches

1) Zeugenaussage des Augustinermönchs Jean Pasquerel im Rehabilitationsproceß: Johanna, dum venit versus regem, fuit visitata bina vice per mulieres quid erat de se et si esset vir vel mulier et an esset corrupta vel virgo; et inventa fuit mulier, virgo tamen et puella. Et eam visitaverunt domina de Gaucourt et domina de Trèves. Quich., III, 102. Ein zweiter Zeuge im Rehabilitationsproceß und zwar ein sehr gewichtiger, der Ritter Jean d'Aulnon, bestätigte diese Angabe, nur mit der Abweichung, daß er die Untersuchung Johanna's durch Damen erst nach ihrer Prüfung durch die Theologen zu Poitiers stattfinden läßt und zwar in Gegenwart der Schwiegermutter des Dauphin: — „Ledit raport fait audit seigneur par lesdits maistres, fut depuis icelle Pucelle baillée à la royne de Cécille, mère de la royne nostre souveraine dame, et à certaines dames estans avecques elle; par lesquelles icelle Pucelle fut veue, visitée et secrètement regardée et examinée ès secrètes parties de son corps; mais, après ce qu'ilz eurent veu et regardé tout ce que faisoit à regarder en ce cas, ladicte dame dist et relata au roy qu'elle et lesdictes dame trouvaient certainement que c'estoit une vraye et entière pucelle, en laquelle n'aparroissoit aucune corrupcion ou violence". Quich., III, 209.

Digitized by Google

des Beiſtandes der wunderſamen Jungfrau ſich zu bedienen [1]). Die ganze Haltung und Ausdrucksweiſe des Mädchens hatte auf ihre Examinatoren einen bedeutenden Eindruck gemacht [2]). Während ihres Aufenthaltes in Poitiers hat auch Johanna ihre Annahme der männlichen Tracht vor Edeldamen und Bürgerfrauen praktiſch verſtändig dahin gerechtfertigt, daß ſie, weil für den König zu Felde ziehend, aus Gründen ſowohl der Zweckmäßigkeit als auch der Ehrbarkeit die Frauenkleider hätte abthun müſſen [3]).

Das Mädchen von Domremy hatte ſich demnach am Hoflager zu Chinon beglaubigt, indem ſie erwies, daß ſie weder eine zuchtloſe Dirne, noch eine Schwindlerin, noch eine Hexe. Die Proben, welche ſie zu beſtehen gehabt, waren ganz im Sinn und Glauben der Zeit angeordnet. Allein zweifelsohne hat mehr noch als die Beſtehung dieſer Proben für ſie gezeugt jenes unbeſtimmbare etwas,

---

1) Derſelbe Zeuge: Concluserunt quod, attenta necessitate quae tunc toti regno imminebat, rex de eadem se poterat juvare, et quod in ea nihil invenerant fidei catholicae contrarium. Quich. III, 102.

2) Elle fut examinée et interrogée par diverses fois et diverses personnes: dont estoit merveilleuse comme elle se portoit en son faict, et ce qu'elle disoit luy estre chargé de par de Dieu, comme elle parloit grandement et notablement, veu que en autres choses elle estoit la plus simple bergère que on veit onques. Chronique de la Pucelle. Quich., IV, 208. Der älteſte Chroniſt, welcher von Johanna Meldung thut, Perceval de Cagny, faßt die Sache kürzer: — Et sur les parolles qu'elle disoit de Dieu et du fait de guerre, fut très grandement examinée des clercs et théaulogiens et autres et de chevaliers et d'escuiers; et tousjours elle se tint et fat trouvée en ung pourpos. Quich. IV, 3.

3) „Je croy bien qu'il vous semble estrange, et non sans cause; mais il fault, pour ce que je me doibs armer et servir le gentil daulphin en armes, que je prenne les habillemens propices et nécessaires à ce; et aussi quand je serois entre les hommes, estant en habit d'homme, ils n'auront par concupiscence charnelle de moi; et me semble qu'en cest estat je conserveray mieulx ma virginité de pensée et de faict". Chr. d. l. Pucelle. Quich. IV, 211.

Digitized by Google

welches auserwählten Wesen innewohnt und von denselben ausgeht, jenes unbestimmbare etwas, welches den Helden im Hochsinne des Wortes macht, wie den Tondichter die Melodie, jenes Göttliche, was seinen Trägern Macht gibt über Menschen und zu Zeiten gleichsam das Herz einer ganzen Nation in der Brust eines einzigen auserwählten Mannes oder Weibes, Sehers oder Heros schlagen läßt.

Johanna's erster Erfolg war dieser, daß sie an die Stelle der zwischen Leichtsinn und Verzweiflung schwankenden Entmuthigung, welche über dem Hoflager zu Chinon brütete, wieder Gefaßtheit, Muth und Hoffnung setzte, daß sie belebende Funken des heiligen Feuers, welches in ihrer Seele brannte, auch in das verzagte Gemüth Karls des Siebenten oder wenigstens in die Seelen seiner Räthe und Ritter zu werfen wußte. Auch hier, wie so oft in der Geschichte, wurde offenbar, daß große Menschen, welche mächtig auf ihre Zeitgenossen wirken, nur die Verkörperung der besten Instinkte und edelsten Triebe der Mitlebenden sind. Ich möchte sagen, in solchen bestimmenden, begeisternden und führenden Menschen schafft jeweilig die Seele einer Zeit sich ihren Leib. In Jeanne d'Ark verkörperte sich der Genius Frankreichs. Der Hauch dieses Genius athmete in dem enthusiastischen Gebaren und Reden der Jungfrau, gewann ihr die Herzen und waffnete die Arme für die Sache, welche sie vertrat. Dazu kam noch die romantische Magie, welche auf die leichtentzündliche Phantasie der französischen Ritterwelt der Umstand üben mußte, daß ein schönes junges Mädchen ihr das Banner vorantrug zum Kampfe für den heimatlichen Boden und die nationale Ehre.

An dieser Stelle nun ist gerade noch als höchst denkwürdig zu betonen, daß in dem Verkehr der sonst so galanten französischen Ritterwelt mit dem Mädchen von Domremy keine Spur von Galanterie im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes sich findet. Es steht aktenmäßig fest, daß ihre Kriegsgefährten in der heldischen Jung-

Digitized by Google

frau etwas Unnahbares und geradezu Heiliges sahen und ehrten. Selbst in den heikeln und bedenklichen Situationen, welche das Lagerleben unumgänglich mit sich bringen mußte, ist, wie der Duc d'Alençon, einer der vorragendsten Kampfgenossen Johanna's, zu Protokoll erklärt hat, der jungfräulichen Heldin niemals, und wäre es auch nur durch einen stillen Wunsch gewesen, zu nahegetreten worden [1]). Das schönste Zeugniß hat für sie abgelegt der erste Kriegsmann ihres Landes, wohl überhaupt der beste Mann des damaligen Frankreichs, der berühmte Bastard von Orleans, Graf Dunois. Im Rehabilitationsprocesse Johanna's als Zeuge vernommen, ließ er sich, über das Betragen und den Verkehr Johanna's unter den Kriegsleuten befragt, wörtlich also aus: „Die Jungfrau ist an Mäßigkeit von keinem lebenden Menschen übertroffen worden. Der Herr Jean d'Aulnon, welchen als einen verständigen und ehrbaren Ritter der König Karl Johannen gleichsam zum Leibwächter bestellt hatte, hat mir oftmals gesagt, er glaube nicht, daß es jemals ein keuscheres Mädchen gegeben habe als dieses. Mir selbst und anderen ist, wann und wie oft wir mit Johanna verkehrten, nie der Gedanke oder Wunsch gekommen, daß sie ein Weib (dum eramus in societate ipsius Puellae, nullam habebamus voluntatem seu desiderium communicandi seu habendi societatem mulieris). Mir scheint, sie war etwas Heiliges (quod erat res divina) [2])."

Da ich vorhin das junge Mädchen ein schönes genannt habe,

---

1) Dicit (dux Alenconii) quod ipsa Johanna erat casta et multum odiebat illas mulieres quae sequebantur armatos . . . Dicit etiam quod aliquando in exercitu ipse loquens cubuit cum eadam Johanna et armatis à la paillade et vidit aliquando quod ipsa Johanna se praeparabat, et aliquando videbat ejus mammas, quae pulchrae erant; non tamen habuit ipse loquens unquam de ea concupiscentiam carnalem. Quich. III, 99—100.

2) Quicherat III. 15.

Digitized by Google

so muß ich in Parenthese beifügen, daß ein authentisches Porträt Johanna's uns nicht überliefert worden ist und daß wir demnach das Bild ihrer leiblichen Erscheinung aus den zerstreuten und flüchtigen Zügen zusammensetzen müssen, welche die Akten und Urkunden ihrer Geschichte darbieten. So wissen wir, daß sie von mittlerer Größe war, schlank von Wuchs, wohlgebildet von Formen, kräftig und behend. Ausdrücklich wird die Schönheit ihrer Büste gerühmt; ebenso hervorgehoben, daß sie es liebte, ein feuriges Streitroß zu reiten, und es wohl verstand, dasselbe zu tummeln und zu zügeln. Starke Eindrücke brachten sie leicht zu Thränen. In Momenten hochfliegender Begeisterung lag ein seelenvolles Lächeln auf ihren Zügen. Urkundlich wird auch erwähnt der ungemein sanfte Klang ihres Sprachorgans, ihre kindliche Stimme („vox infantilis"). Ich will nicht unterlassen, anzumerken, daß Jeanne d'Ark diese Eigenheit mit einer späteren glorreichen Heldin ihres Landes theilte, mit Charlotte Korday, der Tödterin Marats. In den Akten von Charlotte's Proceß wird ihrer „voix enfantine" besondere Erwähnung gethan und auch der deutsche Maler Hauer, welcher sie bekanntlich in der letzten Stunde porträtirte, bevor sie den Todeskarren bestieg, hat diese „kindliche Stimme" auffallend gefunden. Aber nicht allein im Klang ihrer Stimmen glichen sich die beiden heldischen Mädchen. Denn, obzwar durch Jahrhunderte von einander getrennt, waren sie Zwillingschwestern im Sinn und Geist. Beide lebten sie für einen großen Gedanken, beide waren sie erlauchte Blutzeuginnen dafür: — Jeanne für die Erlösung ihres Landes vom Joche fremder Zwingherrschaft, Charlotte für Befreiung ihres Landes vom Terrorismus der Blutraserei. Und auch das noch ist ihnen gemeinsam, daß ihre Gestalten ein durch die Jahrhunderte hinableuchtender Glanzduft makellos mädchenhafter Reinheit umfließt.

Digitized by Google

6.

Ihre Laufbahn als Kriegerin und Führerin begann Johanna am 27. April von 1429, an welchem Tage sie an der Spitze von 6—7000 Mann von Blois aufbrach, um der hartbedrängten, aber durch ihre Bürgerschaft unter der Führung des Grafen Dunois[1]) noch immer muthig gehaltenen Stadt Orleans Entsatz zu bringen. Sie brachte ihn, indem ihre Landsleute, von ihr geführt, die belagernden Engländer in einer Reihe glänzender Gefechte schlugen, zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge zwangen. Triumphirend zog die „Jungfrau von Orleans", wie sie von da ab hieß, in die befreite Stadt ein, von Mann und Weib, von Groß und Klein mit solchem Jubel und Dank empfangen, als wäre sie, wie ein Augenzeuge dieses Einzugs sich ausdrückt, „ein Engel Gottes"[2]).

Auf die Engländer und ihre französischen Parteigänger wirkte das Ereigniß wie ein lähmender Blitz, während die Botschaft von dem Wunderbaren wie ein weckender Donner durch Frankreich rollte. Den Engländern erschien die Befreierin von Orleans als die schwärzeste der Zauberinnen, geradezu als eine Ausgeburt der Hölle; ihre Landsleute sahen in ihr einen gottgesandten Engel des Lichts. Die gegensätzliche Wirkung dieser grundverschiedenen Anschauungen war eine unermeßliche, wie sich denn der Entsatz von Orleans alsbald als der große Wendepunkt der französisch-englischen Streitfrage herausstellte. Diese war dadurch principiell zu Ungunsten Englands entschieden und der schließliche Ausgang, d. h.

---

1) Genau genommen, hieß er damals noch nicht so, sondern schlichtweg der Bastard von Orleans; erst im J. 1439 wurde er zum Grafen von Dunois erhoben.

2) Jean Luillier, Bürger von Orleans, als Zeuge im Rehabilitationsprozeß: „Recepta fuit tanto gaudio et applausu ab omnibus utriusque sexus, parvis et magnis, ac si fuisset angelus Dei". Quich. III, 24.

Digitized by Google

die gänzliche Vertreibung der Engländer vom französischen Boden nur noch eine Frage der Zeit.

Ihrer ersten Waffenthat reihte die Jungfrau rasch andere siegreiche kriegerische Unternehmungen an, welche um so mehr ins Gewicht fielen, als dieselben gegen die bewährtesten englischen Generale erlangt wurden. Im Juli von 1429 übernahm die Heldin förmlich den Oberbefehl über die Streitkräfte ihres Landes. Johanna's Waffengenossen, vom ersten bis zum letzten, waren überzeugt, das kriegerische Walten der Jungfrau beruhte auf unmittelbarer göttlicher Eingebung. So hat sich auch der Graf Dunois ausgesprochen [1]). Ein Minister Karls des Siebenten, Simon Charles, bezeugte, Jeanne sei in allem sehr unwissend gewesen, ausgenommen im Kriegführen, dessen sie gar wohlkundig [2]).

Heutzutage, wo die massenhafte Todtschlägerei, der Krieg, zu einer exakten Wissenschaft, ja geradezu zur Wissenschaft der Wissenschaften glücklich erhoben ist, heutzutage muß es uns ganz märchenhaft vorkommen, daß ein Bauermädchen, welches nicht einmal zu lesen oder zu schreiben verstand, ein Heer befehligen, Schlachten lenken und Siege davontragen konnte. Um die Möglichkeit dieser Thatsachen zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daß der Krieg damals noch keine exakte Wissenschaft war, sondern höchstens, wenn ich so sagen darf, eine freie Kunst. Nicht die strategische Geometrie und die taktische Arithmetik gaben den Ausschlag, sondern neben der physischen Stärke und Gewandtheit der einzelnen Kämpfer die

---

1) Interrogatus si ipsam Johannam verisimiliter credat missam fuisse a Deo ad actus bellicosos exercendum, magis quam ab industria humana, respondet quod ipse credit ipsam Johannam esse missam a Deo et actus ejus in bello esse potius divina inspiratione quam spiritu humano. Quich. III, 3.

2) Ipsa Johanna erat multum simplex in omnibus suis agendis, excepto in facto guerrae, in quo erat quam plurimum experta. Quich. III, 116.

Digitized by Google

moralische Kraft des Führers und die gehobene oder niedergedrückte Stimmung der einzelnen Kriegsleute wie des ganzen Heeres. Allerdings wirken diese Motive auch noch heute, allein doch nicht mehr annähernd so mächtig wie im Mittelalter. Schlachten im Stile von Morgarten und Sempach wären daher jetzt Unmöglichkeiten.

Ein schöner Zug in dem kriegerischen Auftreten Johanna's ist, daß ihr Gefühl davor zurückbebte, mit eigener Hand Blut zu vergießen. Es ist unanfechtbar festgestellt, daß sie, bevor sie in die Schlacht ging, Schwert und Streitaxt ablegte. Ihre Fahne war ihre einzige Waffe. Indessen wäre es doch ganz irrig, wollte man sich deßhalb unsere Heldin etwa als ein nervenschwach pimperliches und zimperliches Wesen vorstellen. Behüte, sie war ein rothbackig gesundes und ihre derbfrische Landmädchennatur trat mitunter schlagend hervor. Schlagend in des Wortes schlagendster Bedeutung. Dies erfuhr, wie in den Akten steht, eines Tages der Kleiderkünstler Hännschen Simon, welcher der Jungfrau beim Anprobiren eines Gewandes behilflich sein wollte, aber sofort von ihr in die Schranken seiner Künstlerschaft zurückgemahnt wurde mittels eines Arguments, das man im gewöhnlichen Leben eine Maulschelle nennt [1]). . . .

Das größte Hinderniß, welches La Pucelle d'Orleans auf ihrer Laufbahn fand, war die Erbärmlichkeit des Dauphin, dessen geistige und leibliche Trägheit sich wie ein niederziehendes Bleigewicht an die Thatkraft und Thatenlust des Heldenmädchens hing. Nur mit Mühe brachte sie den leichtfertigen Menschen dahin, daß er sich von ihr im kriegerischen Triumphzug über Troyes und Cha-

1) Der Zeuge Jean Marcel im Rehabilitationsprozeß: „Audivi dici cuidam Johannotino Simon, sutore tunicarum, quod domina ducissa Bedfordiae fecerat fieri pro eadem Johanna quamdam tunicam ad usum mulieris, quam quum eidem induere vellet, eam accessit dulciter per mammam. Quae fuit pro hoc indignata et tradidit dicto Johannotino unam alapam.“ Quich. III, 89.

Digitized by Google

lons, welche Städte der Jungfrau ihre Thore öffneten, nach Rheims führen ließ, wo der Dauphin am 17. Juli als Karl der Siebente gesalbt und gekrönt wurde. Hier, auf ihres Daseins und ihrer Sendung glücklich erreichter Glanzhöhe, erlebte Jeanne auch die Freude, ihre Eltern wiederzusehen, und eine bis neuestens selbst von Historikern geglaubte Sage will, sie habe ihr Werk für gethan erklärt und vom Könige ihre Entlassung gefordert, um mit ihren Eltern in die dörfliche Stille ihrer Heimat zurückzukehren.

Dem ist nicht so, indem jetzt urkundlich nachweisbar, daß die Jungfrau ihren Kommandostab nicht niederlegte, sondern ihre Mission erst dann erfüllt glaubte, wann sie Paris den Engländern entrissen und diese überhaupt aus Frankreich verjagt hätte.

7.

Der epische Strom eines solchen Lebens sollte nicht in den Sand des Gewöhnlichen verlaufen. Dieses Heldengedicht der Wirklichkeit durfte weder zum Idyll noch zur Komödie sich abschwächen. Die Jungfrau von Orleans konnte aus ihrer weltgeschichtlichen Rolle heraus nicht wieder eine Schäferin werden, noch durfte sie etwa einem ihrer tapferen Waffengefährten in die Brautkammer folgen. Die einer solchen Erscheinung innewohnende Logik will ihr Recht und dieses Recht ist die tragische Weihe. Das Epos sollte daher mit dem Schlageindruck einer Tragödie schließen.

Und so geschah es. Zunächst durch das Verschulden des Menschen, welchen Johanna zum König von Frankreich gemacht hatte. Den Sumpf dieses schlaffen Charakters hatte selbst das Außerordentliche, ja Einzige, was um ihn her geschehen war, nicht aufzurütteln vermocht. Gegen die Dummheit kämpfen bekanntlich Götter selbst vergebens, gegen die Gemeinheit Menschen. Auf den gemeinen Sinn wirkt ein erhabener Gedanke nur wie Sternlicht auf

Digitized by Google

eine Eisfläche: es schmilzt und bewegt sie nicht. Alle Beschwörungen der Jungfrau, das ruhm- und hoffnungsvoll begonnene Werk der Befreiung des Landes zu vollenden, sanken wirkungslos in die träge, durch Ausschweifungen entnervte Molluskenseele Karls des Siebenten.

Da entriß sich Johanna dem Hoflager des Jämmerlings, um nicht länger Zeugin strafbarer Zeitvergeudung und unverantwortlicher Lustbarkeiten sein zu müssen, und brach im März von 1430 an der Spitze einer wenig zahlreichen Schar auf, um das von den Engländern und ihren Alliirten, den Burgundern, bedrohte Kompiegne zu retten. Aber als sie nach einem mißlungenen Ausfall den Rückzug der Ihrigen tapfer deckte, wurde sie — es war am 23. Mai — im Handgemenge vom Pferde gerissen und durch den sogenannten Bastard de Wandonne zur Gefangenen gemacht. Der Genannte überlieferte die kostbare Beute seinem Lehnsherrn, dem Grafen Jean de Ligny, und der Herr Graf verkaufte die Gefangene um die Summe von 10,000 Francs an die Engländer.

Im December von 1430 befand sich also die unglückliche Johanna in den Händen ihrer Todfeinde im Verließe der Burg zu Rouen. Sie war ihres Schicksals gewärtig. Als der englische General Graf Warwick eines Tages mit mehreren geistlichen und weltlichen Herren, worunter auch der Graf von Ligny, in den Kerker der in Ketten gelegten Heldin trat und der letztgenannte spottend zu ihr sagte, er käme, sich inbetreff ihres Lösegeldes mit ihr zu verständigen, entgegnete sie mit ruhiger Fassung: „Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß diese Engländer mich tödten werden, weil sie glauben, nach meinem Tode die Herrschaft über Frankreich zu erlangen. Aber sie werden dieselbe doch nicht gewinnen, und wären sie auch noch um hunderttausend Mann stärker, als sie sind“ [1]).

---

1) „En non Dé! Je sçay bien que ces Anglays me feront mourir, credentes post mortem meam lucrari regnum Franciae; sed si essent

Digitized by Google

Die englische Politik beschloß mit jener kalten Selbstsucht, welche ihr von jeher eigen gewesen ist, die Vernichtung des neunzehnjährigen Heldenmädchens, das so Großes für sein Vaterland gethan hatte. Das Motiv für diesen Beschluß lag nahe: die Engländer glaubten dadurch, daß sie die Bannerträgerin des Nationalbewußtseins mordeten, den durch Johanna hervorgerufenen Aufschwung dieses Nationalbewußtseins zu knicken. Aus dem Arsenal des Glaubens aber wurden die Vernichtungswaffen geholt und die sogenannte Religion der Liebe mußte auch hier, wie unzähligemale, den frevelhaftesten Mord als ein Gott wohlgefälliges Werk nicht nur sanktioniren, sondern fordern und gebieten. Die Maschinerie des wüstesten Gräuels, welchen der religiöse Wahn jemals ausgebrütet hat, die Maschinerie des Hexenprozesses wurde gegen die Jungfrau in Bewegung gesetzt. Gegen die kalte Bleifaust der engländischen Staatsraison und Rachgierde vermochte der Schild der Jungfräulichkeit das Schlachtopfer nicht mehr zu schirmen [1]). Johanna wurde als Ketzerin und Hexe angeklagt und vor ein zu Rouen errichtetes Inquisitionstribunal gestellt.

Die Universität Paris, stolz auf ihre Orthodoxie und nebenbei von Servilismus gegen die Engländer überfließend, hatte ihren ganzen Vorrath an blödsinniger Gelehrsamkeit aufgewandt, um das mitzuwegebringen zu helfen. Ganz flammend vom Eifer für das Reich Gottes, konnte sie es kaum erwarten, die Hexe processirt und verbrannt zu sehen. In an den König von England gerichteten Bittschriften und in für das Inquisitionstribunal bestimmten

centum mille godons (-goddams) plus quam sint de praesenti, non habebunt regnum". Quich. III, 122.

1) Die Jungfräulichkeit der Gefangenen war nämlich auch in Rouen konstatirt worden. Der Zeuge Marcel im Rehabilitationsprozeß: „Domina de Bedford" (Anna von Burgund, Tochter Johanns ohne Furcht, mit dem Herzog von Bedford im J. 1423 vermählt) eamdem Johannam fecit visitari an esset virgo vel non, et inventa fuit virgo". Quich. III, 89.

Digitized by Google

Gutachten drängte sie darauf hin. In ihrem vom 19. April 1431 datirten und von dem damaligen Rektor Michael Hébert unterzeichneten Gutachten fand sie einen Hauptbeweis für Johanna's ketzerische Apostasie in dem Umstande, daß die Angeklagte ihr Kopfhaar abgeschnitten und Männertracht angelegt hatte [1]).

Um die Ehre, dem Inquisitionstribunal vorzusitzen, bewarb sich emsig und mit Erfolg der Bischof von Beauvais, Franzose von Geburt, allein leidenschaftlicher Parteigänger der Engländer und damals durch die neuerlichen Waffenerfolge seiner Landsleute aus seiner Diöcese vertrieben [2]). Auch ihn verzehrte der Eifer für das Reich Gottes und er war ohne Frage überzeugt, dem Himmel einen wohlgefälligen Ruch darzubringen, indem er die arme Johanna zum Brandopfer machte. Einen fatalen Beigeschmack erhielt die Frömmigkeit des Bischofs freilich durch den Umstand, daß er für seine Dienstbeflissenheit in dieser Sache von den Engländern mit Verleihung des Erzbisthums Rouen belohnt zu werden verlangte und hoffte; allein wir müssen in Liebe bedenken, daß der Eifer für das Reich Gottes zu aller Zeit mitunter wunderliche Formen annahm und annimmt und daß Pierre Cauchon — so lautete der nicht gerade wohlduftende Name des hochwürdigen Mannes — wahrscheinlich auch nur ad majorem dei gloriam Erzbischof von Rouen werden wollte. Neben dem hochwürdigen Cauchon spielten vortretende Rollen in dem Processe der Dominikaner Jean Graverent, Professor der Theologie an der Universität Paris und Großinquisitor von Frankreich (von Paris her), sowie Jean Lemaitre, Prior des Dominikanerklosters Saint-Jacques zu Rouen. Am

1) Ipsa foemina est etiam apostatrix, tum quia comam quam sibi Deus dedit ad velamen malo proposito sibi amputari fecit, tum etiam quia, eodem proposito, relicto habitu muliebri, virorum habitum imitata est. Quich. I, 417.

2) Er stützte seinen Anspruch auf die Thatsache, daß Johanna in seiner Diöcese gefangen worden.

Digitized by Google

heftigsten aber wüthete gegen die Angeklagte der Kanonikus Jean d'Estivet, welcher als Generalprokurator fungirte und kurz nach der Hinschlachtung der Jungfrau ein seiner würdiges Ende nahm, indem er sich in einer Pfütze ertränkte.

Das erste Aktenstück des Processes, welches die Konstituirung des Tribunals anzeigt, ist datirt vom 9. Januar 1431. Die Procedur selbst begann im Februar. Die Anklageakte war nur ein Mischmasch von groben Absurditäten und plumpen Lügen. In den Verhören wurden alle die blödsinnigen Subtilitäten und subtilen Blödsinnigkeiten der mittelalterlichen Scholastik in Anwendung gebracht, um die Angeklagte zu verwirren und zu fangen [1]). Beim Durchlesen der weitschichtigen Protokolle gewinnt man aber den Eindruck, daß die religiösen Fanatiker und leidenschaftlichen Politiker, welche diese Protokolle niedergeschrieben haben, widerwillig-unwillkürlich bezeugen mußten, daß das ganze Gehaben und Gebaren Johanna's während der Proceßqual von würdevollem Unschuldbewußtsein, wie von herzgewinnender Bescheidenheit und rührender Frömmigkeit gewesen sei. In unendlich weitschweifiger Wiederholung drehte sich die Procedur um die von der Angeklagten standhaft behaupteten Erscheinungen der Engel und Heiligen. Auch die männliche Tracht der Jungfrau war ein bevorzugter Gegenstand des Inquirirens. Physischer Folterung jedoch wurde, abgesehen von der hinlänglich folternden Kerkerpein, Johanna nicht unterworfen. Das Verfahren der Inquisition war damals überhaupt noch nicht zu jener raffinirt grausamen Marterkunst ausgebildet, zu welcher es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin insbeson-

1) Eine alte, zur Zeit Ludwigs des Zwölften in Frankreich sehr beliebte Chronik, betitelt „Le miroir des femmes vertueuses", meldet darüber: „Et combien qu'ilz (les juges) n'y eussent trouvé que toute saincteté et vie chretienne, néantmoins plusieurs par flaterie, comme est la coustume de aulcuns, pour complaire aux Angloys ennemys, s'efforcèrent surmonter la Pucelle, tant par fallaces de sophisterie que aultrement." Q. IV, 275.

Digitized by Google

dere in Spanien durch die Bemühungen eines Thomas de Torquemada und anderer hochwürdiger Priester der Religion der Liebe glücklich gedieh. Nur einmal ist die Angeklagte in die Folterkammer geführt worden, um sie durch den Anblick der Marterinstrumente zu schrecken, welche, so drohte man ihr, gegen sie in Anwendung kommen sollten, so sie nicht mehr bekennen würde als bislang. Es geschah dies am 9. Mai. Das arme Mädchen verlor auch angesichts der Folterbank und der bereitstehenden Folterknechte die Fassung nicht und gab ihren Richtern die protokollarisch aufbewahrte Antwort: „Wahrlich, auch wenn ihr beschließet, mir die Glieder auszurenken und mir die Seele aus dem Körper zu reißen, kann ich euch doch anderes nicht sagen; und wenn ich euch anderes sagte, würde ich doch nachher erklären, daß ihr mich nur mittels Gewalt dazu gebracht“ [1]).

Der ganze Proceß war ein echter Hexenproceß, d. h. ein schmachvoller Knäuel von Willkürlichkeiten, Verdrehungen und sogar notorischen Fälschungen. Schon der Umstand, daß nur lateinisch protokollirt wurde und die Protokolle nur in dieser Sprache der Angeklagten vorgelesen worden sind, gab sie völlig der Willkür ihrer Richter, d. h. Henker preis. In dieser Weise wurden endlich zwölf Artikel zusammengeplätzt, welche die angeblichen Geständnisse Johanna's enthielten. Dieselben enthielten aber am Ende doch schlechterdings nur die Angabe der Jungfrau, daß Engel und Heilige ihr erschienen seien, um sie im Namen Gottes zu ihrem patriotischen Unternehmen aufzurufen. Das Tribunal war in Verlegenheit. Es ließ sich auf diese Aktenlage hin doch wohl kaum ein auf Feuertod lautendes Verdikt fällen. Selbst die superlativisch

1) „Veraciter, si vos deliberetis mihi facere distrahi membra et facere animam recedere a corpore, ego tamen non dicam vobis aliud; et si aliquid de hoc vobis dicerem, postea semper ego dicerem quod per vim mihi fecissetis dicere.“ Q. I, 400.

Digitized by Google

glaubenseifrige theologische Fakultät von Paris fand für gut, in ihrem von der Inquisition erbetenen Gutachten ihr Verdammungsurtheil verschämt zu verklausuliren [1]).

Das Opfer schien seinen Peinigern zu entgehen oder wenigstens, zu großem Unmuth und Zorn der Engländer, mit dem Leben davonzukommen. Denn der düstere Apparat und drohende Pomp, womit am 24. Mai auf dem Kirchhofe der Abtei Saint-Ouen das öffentliche Schlußverfahren stattfand, war ganz dazu angethan, den Muth des armen, schon so lange gequälten Mädchens zu brechen. Johanna scheint doch auch bei einigen ihrer Richter Theilnahme erweckt zu haben. Auf ihrem Wege vom Kerker zum angegebenen Platze wurde ihr eindringlich zugesprochen, ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerscheinungen zu widerrufen; sie habe nur zwischen diesem Widerruf und dem Scheiterhaufen die Wahl. Man zeigte ihr den Henker, der bereit stand, sie zum Holzstoße zu schleppen. Wem könnte es einfallen, die Arme zu tadeln, daß sie schwankend, daß sie schwach wurde? Das Urtheil war noch nicht ganz vorgelesen, als sie den Vorleser unterbrach mit der Erklärung, sie wollte der Kirche gehorsam sich erzeigen, und da die Kirchenmänner gesagt, die Erscheinungen und Offenbarungen, welche sie gehabt, wären nicht zu glauben und aufrecht zu halten, so wollte sie dieselben nicht länger behaupten [2]). Hierauf nahm der Bischof von Beauvais die zuvor ausgesprochene Ausstoßung der reumüthigen Ketzerin aus der kirchlichen Gemeinschaft zurück und

1) „Si dicta foemina, compos sui, affirmaverit pertinaciter propositiones in duodecim articulis declaratas." Q. I, 417.

2) „Quam (sententiam) cum pro magna parte legissemus, eadem Johanna incepit loqui et dixit quod volebat tenere totum illud quod ecclesia ordinaret" — (in margine: Ante finem sententiae Johanna timens ignem dixit se velle obedire ecclesiae). „Dixitque pluries quod, postquam viri ecclesiastici dicebant quod apparitiones et revelationes, quas dicebat se habuisse, non erant sustinendae nec credendae, ipsa non vellet sustinere." Q. I, 446.

Digitized by Google

sprach „aus Gnade und Milde (gratia et moderatione nostris salvis)“ statt der Todessentenz über Johanna dieses Urtheil: „Weil du gegen Gott und die heilige Kirche verwegen gesündigt hast, verurtheilen wir dich zu lebenswierigem Kerker, damit du bei dem Brote der Schmerzen und bei dem Wasser der Trübsal (cum pane doloris et aqua tristitiae) eine heilsame Buße thun und deine Sünden beweinen könnest.“

Die über die „Mildigkeit“ dieses Urtheils scheltenden, schimpfenden und fluchenden Engländer mochten sich trösten: ihre erbarmungslose Racheluſt sollte völlig befriedigt werden. Die englische Brutalität sorgte schon dafür.

Der, shakspeare'sch zu reden, „geflickte Lumpenkönig“ Karl machte nicht den geringsten Versuch, seine Retterin zu retten. Daß auch das französische Volk — falls nämlich in dem Sinne, in welchem wir heutzutage das Wort Volk gebrauchen, überhaupt von einem französischen Volke von dazumal gesprochen werden kann — einen solchen Rettungsversuch nicht machte, braucht kaum erst gesagt zu werden. Denn überall und allzeit ja hat das Volk seine wahren Helden, Helfer und Heilande schmachvoll feige verleugnet und schnöde im Stiche gelassen, hat sie verfolgen, quälen, kreuzigen und verbrennen lassen, ohne einen Finger für sie zu rühren, wogegen es den Triumphwagen der Unsinnprediger, Schwindler und Lügenpropheten, sowie der meineidigen Usurpatoren, der Menschenquäler und Nationenschinder nie an einer hintendrein jubelnden Menge fehlte oder fehlen wird. Allerdings pflegt zu solchem Jubel der süße, d. h. der vornehme Pöbel, dem sauren, d. h. niedrigen, das aufmunternde Signal zu geben. Das aber ist es ja gerade, was der wirklichen Menschengröße ihren reinsten Nimbus verleiht, daß die wahren Helden, Helfer und Heilande für die Menschheit leben und sterben, ohne Dank weder zu empfangen noch zu erwarten.

Digitized by Google

8.

Nach Anhörung ihrer Verurtheilung auf dem Kirchhofe von Saint-Ouen war Jeanne in ihren Kerker zurückgebracht worden. Dort ermahnte sie der Vorsitzer des Tribunals, nicht wieder in ihre ketzerischen Irrthümer zurückzufallen und vor allem ihren männlichen Anzug mit einem weiblichen zu vertauschen. Man reichte ihr einen solchen und sie kleidete sich gehorsam um. Warum nahm man ihr nun die abgelegten männlichen Kleidungsstücke nicht weg, da man das Tragen derselben doch für etwas Ungeheuerliches, für eine todsündliche Ketzerei ansah? Wollte man sie in Versuchung führen? Und warum unterwarf man sie auch jetzt noch, nach ihrem Widerruf und ihrer Verurtheilung, der Pein, in ihrem Kerker fortwährend durch drei englische Kriegsknechte bewacht zu werden?

Am dritten Tage darauf ging dem Bischof Cauchon die Meldung zu, daß Johanna rückfällig geworden sei, d. h. wiederum ihre Männerkleidung anhätte. Der Inquisitor machte sich einen Tag später mit verschiedenen Beisitzern des Tribunals auf, um sich von der Wahrheit dieser Meldung zu überzeugen. Er fand die Gefangene wirklich in Männerkleidung („induta tunica, capucio et gippone cum aliis ad usum viri pertinentibus"). Befragt, warum sie die männliche Tracht wieder angenommen hätte, erklärte sie, es sei geschehen, weil sie, so lange sie genöthigt wäre, unter Männern (ihren Wächtern) zu leben, es für passender gehalten, männliche als weibliche Kleider zu tragen [1]).

Was ist zwischen diesen Zeilen des Protokolls zu lesen? Ein Frevel.

---

1) Respondit quod hoc fecerat, quia erat sibi magis conveniens habere habitum virilem, dum erat inter viros, quam habere habitum muliebrem. Q. I, 455.

Digitized by Google

Schon früher hatte im Verlaufe ihres Processes Johanna geäußert, sie wagte es nicht, ihre männliche Kleidung abzuthun, weil sie in derselben gewissermaßen einen Schutz gegen eine nächtliche Vergewaltigung durch ihre Wächter erblickte. Ihre bezügliche Angst war nur allzu begründet gewesen: einer der sie bewachenden englischen Soldaten hatte gegen die arme Gefangene einen Nothzuchtsversuch gemacht [1]). In den Tagen oder Nächten, welche der ersten Verurtheilung der Jungfrau folgten, war aber ein „großer englischer Lord" Bestie genug, diesen Versuch ebenfalls anzustellen. Das unglückliche Mädchen hat dies wohl auch zu Protokoll gegeben, allein der Schreiber desselben schlüpfte mit dem oben angeführten allgemeinen Ausdruck über die Schändlichkeit hinweg. Dieselbe ist uns jedoch ausdrücklich bezeugt durch Johanna's Beichtvater, welcher sie auch auf ihrem Todesgange tröstete, durch den frommen Predigermönch Martin Ladvenu [2]).

Die Wiederannahme der männlichen Tracht war demnach hinlänglich erklärt und gerechtfertigt und mit dieser Tracht scheint Johanna auch wieder die ganze Mannhaftigkeit ihres früheren Muthes wiedergefunden zu haben. „Ich will lieber sterben als so in Ketten leben!" sagte sie zu dem hochwürdigen Cauchon.

---

1) Wilhelm Manchon, Presbyter, erzbischöflicher Notarius zu Rouen, als Zeuge im Rehabilitationsprozeß: „Et tunc erat induta indumento virili atque conquerebatur quod non audebat se exuere, formidans, ne de nocte ipsi custodes sibi inferrent violentiam; atque semel aut bis conquesta fuit episcopo Belvacensi, quod alter dictorum custodum voluerat eam violare... Et postmodum assumpsit habitum virilem, se excusando quod cum habitu muliebri non fuisset ausa se tenere cum custodibus Anglicis." Q. II, 298, 300.

2) Deponit quod ipse audivit ab eadem Johanna quod quidam magnus dominus Anglicus ad eam in carceribus introerat et eam tentavit vi opprimere. Et dicebat eidem loquenti quod erat causa quare habitum virilem resumpserat post primam sententiam. Quich. III, 168. Vgl. II, 365.

Digitized by Google

Was jetzt folgte, beweis't, daß wir ganz berechtigt waren, zu sagen, die Logik, welche Erscheinungen innewohnt, wie die des Mädchens von Domremy eine war, fordere ihr Recht. Johanna durfte nicht als Abtrünnige von ihrem eignen Selbst und Wesen im Kerker dunkel verkümmern. Der Heldin gebührte ein heldischer Tod im Angesichte des Himmels und der Erde. Sie mußte ihre Sendung erfüllen bis zuletzt, der Schluß mußte des Anfangs würdig sein und hier, wenn irgendwo, ist so recht statthaft das Dichterwort:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!"

9.

„Hast du vielleicht auch wieder die Stimmen der heiligen Katharina und der heiligen Margareta vernommen?" fragte der Bischof.

„Ja, ich habe sie vernommen."

„Und was haben sie dir gesagt?"

„Sie haben mir gesagt, daß ich großes Unrecht gethan, sie zu verleugnen, und ich that das auch nur aus Furcht vor dem Feuer[1])."

---

1) Hier hat das Protokoll die lakonische Randbemerkung: „Todbringende Antwort (responsio mortifera)." Q. II, 456. Das ganze mitgetheilte Gespräch ist eine auszügliche Uebersetzung des Protokolls.

Digitized by Google

„Und du glaubst, daß diese Stimmen wirklich die der heiligen Katharina und der heiligen Margareta waren?"

„So glaube ich."

„Und daß sie im Auftrage Gottes redeten?"

„Ja. Und was ich am 24. Mai gesagt habe, war der Wahrheit entgegen und geschah mein Widerruf nur um der Furcht vor dem Feuer willen. Ich will aber meine Buße lieber auf einmal leiden, will lieber sterben als in dieser Kerkerpein leben."

Die Inquisition hatte genug gehört. Als die Inquisitoren das Gefängniß verließen, sagte der hochwürdige Cauchon zu den zahlreich davor versammelten Engländern: „Freut euch! Sie ist geliefert. Gesegnete Mahlzeit!" [1])

Am 29. Mai that das Tribunal seinen endgiltigen Spruch. Derselbe lautete korrekt nach dem kirchlichen Rechte der Zeit, daß Johanna als ein mit dem Aussatze der Ketzerei behaftetes Satansglied („tamquam membrum Satanae lepra haeresis infectum") aus der Kirche auszustoßen und der weltlichen Justiz zu überantworten sei. Dieser Nachsatz war nur eine euphemistische Umschreibung für Feuertod oder, wie der amtliche Ausdruck in Deutschland lautete, für Einäscherung. In der Sentenz fehlte auch die gewohnte Heuchelformel nicht, daß die weltliche Gerechtigkeit angegangen werden sollte, „milde mit der Verurtheilten zu verfahren und sie mit der Strafe des Todes oder der Verstümmelung zu verschonen" [2]). Stilus curiae romanae! Während die hochwürdigen Herren Inquisitoren diese christliche Liebesphrase von sich gaben, wurde auf dem Altmarkt von Rouen schon der Holzstoß aufgeschichtet, welcher das Opfer einäschern sollte [3]).

---

1) Q. II, 5, 8.

2) Q. I, 463 und 475.

3) Eine Verurtheilung Johanna's durch ein weltliches Gericht hat auch gar nicht stattgefunden. Die Engländer trafen sofort, als das Inquisitions-

Digitized by Google

Der Bischof von Beauvais war aber doch mehr Politiker als Fanatiker. Er überlieferte die Jungfrau dem Feuertode nur aus Gefälligkeit gegen die englische Politik. Wäre er ein ehrlicher Fanatiker gewesen, so konnte er gar nicht thun, was er am Morgen des 30. Mai, also nach der Exkommunikation Johanna's, that, nämlich dem Predigermönche Martin Ladvenu die Erlaubniß geben, nicht allein die Beichte der Verurtheilten zu hören, sondern ihr auch die Hostie zu reichen. Die Kirche konnte dem „Satansglied" unmöglich ihr höchstes „Gnadenmittel" verabfolgen, wenn sie von der Satansgliedschaft Johanna's aufrichtig überzeugt war.

Kein Zweifel, mit rabenmütterlicher Hand mordete die Kirche ihr treuestes Kind. Denn wie sie als gläubige Katholikin gelebt, so ist Johanna auch als solche gestorben. In der Morgenfrühe des genannten 30. Mai, welcher ihr Todestag war, hat sie dem Pater Ladvenu gebeichtet und unter strömenden Thränen der Andacht den „Leib Christi" empfangen [1]).

---

tribunal gesprochen, die Anstalten zur Verbrennung des Opfers und rissen dasselbe ohne weitere Formalität am 30. Mai von den Schranken des geistlichen Gerichtes hinweg auf den schon Tags zuvor aufgebauten Scheiterhaufen. Nach dem formalen Rechte mußte Johanna, als ihr am 30. Mai auf dem Altmarkt zu Rouen die Inquisitionssentenz vom 29. feierlich eröffnet wurde, dem weltlichen Richter überliefert werden. Aber das geschah gar nicht. Die rohe Ungeduld der Engländer ließ es nicht zu. (S. Quicherat, II, 8.) Im übrigen wäre diese Uebergabe an den weltlichen Richter auch nur eine elende Posse gewesen; denn bekanntlich mußte der weltliche Richter eine ihm zur Bestrafung überlieferte Ketzerin oder Hexe verbrennen lassen, bei Strafe, selbst in Ketzerei zu fallen, d. h. sich selber eines todeswürdigen Verbrechens schuldig zu machen. Das bekannte „Ecclesia non sitit sanguinem" war die frechste Taschenspielerformel, die es jemals gegeben hat.

1) Ipse testis (Ladvenu), de licentia judicum, ante sententiam latam, audivit eamdem Johannam de confessione ac ministravit sibi corpus Christi, quod devotissime et cum lacrymis uberrimis suscepit. Q. II, 308. III, 168.

Digitized by Google

Nach beendigter Ceremonie theilte ihr der Mönch mit, daß sie heute sterben müßte und zwar des Feuertodes. Da schrie die Natur in ihr auf gegen diesen Gräuel. „Weh mir!“ rief sie aus; „so gräßlich und grausam will man mit mir verfahren, daß mein frischer und jungfräulicher Leib, der nie bemakelt worden, zu Asche verbrannt werden soll“ [1]). Man glaubt die Tochter Jephtha's zu hören, welche ihre Jungfrauschaft beweinte, da ihr Vater sie seinem als Adonai verkappten Bal-Moloch als Brandopfer opferte. Als der hochwürdige Cauchon eintrat, sagte sie zu ihm: „Bischof, ich sterbe durch euch.“ Worauf der Hochwürdige: „Jeanne, faßt euch in Geduld. Ihr sterbet eures Rückfalls wegen.“ Und wieder Johanna: „Ich appellire von euch an Gott, als an den höchsten Richter, um alles des schweren Unrechts und aller der Qualen willen, die man mir angethan hat.“

Zur neunten Morgenstunde wurde sie, bloß mit dem langen Büßerhemde bekleidet, im Burghof auf einen Karren gesetzt, welchen ihr Beichtvater und dessen Mitmönch Isambert de la Pierre ebenfalls bestiegen. Die nachmaligen Zeugenaussagen dieser beiden Kleriker haben sehr viel zur Verherrlichung des Namens der Heldin beigetragen. An 800 englische Kriegsknechte umgaben den Karren während der Fahrt nach dem Altmarkt. Die Engländer scheinen bis zuletzt einen Versuch zur Rettung ihres Opfers gefürchtet zu haben. Allein nichts rührte sich und die Ueberlieferung, es hätten ehemalige Waffengefährten der Jungfrau einen Handstreich auf Rouen versucht, um sie aus ihrer Noth zu lösen, hat durchaus nur sagenhaften Werth.

Auf dem von Menschen wimmelnden alten Markte waren nahe bei der Salvatorkirche zwei Gerüste aufgeschlagen, ein höheres

1) „Hélas! On me traitera ainsi horriblement et cruellement, qu'il faille que mon cors net et entier, qui ne fut jamais corrompu, soit aujourd'hui consumé et rendu en cendres.“ Deposition des Frère Jehan Tourtmouillé. Q. II, 3.

Digitized by Google

und ein niedrigeres. Auf dieses wurde Johanna gestellt, jenes bestieg der Bischof. Diesen Gerüsten im Dreieck gegenüber war auf einer gemauerten Unterlage der Scheiterhaufen geschichtet. Die Soldaten bildeten eine Hecke um das Dreieck her, in welches nur englische Herren und Prälaten oder von Franzosen nur notorische Parteigänger Englands zugelassen wurden.

Nachdem eine Predigt gehalten worden, deren an Johanna gerichtetes Schlußwort: „Geh' hin im Frieden! Die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen" — lautete, verlas der hochwürdige Cauchon das Urtheil der Inquisition, welches schließlich die Uebergabe der Ketzerin an die weltliche Justiz verordnete. Allein den Engländern währte die Sache ohnehin schon zu lange. Sie schrieen den Bischof an: „Wie, Priester, glaubst du, wir sollen hier zu Mittag essen?" zerrten Johanna ohne weiteres von dem Gerüste herunter, schleppten sie zu dem Holzstoß und riefen dem Henker zu: „Thu' deine Schuldigkeit!" [1])

Für eine Minute, aber auch nur für eine Minute wankte angesichts der schrecklichen Zurüstungen zu ihrer Todesqual die Fassung der armen Johanna, so daß sie weinend ausrief: „Soll ich wirklich also sterben?" Das ging aber vorüber, und während man sie an den Todespfahl festband, war ihre Haltung eine so demuthsvoll ergebene, keusche und andächtige, daß selbst geifernde Pfaffen und fluchende Kriegsknechte, welche die „Hexe" so eben noch mit Beschimpfungen überhäuft hatten, zur Bewunderung, zum Mitleid, zum Weinen hingerissen wurden [2]). Dieser Eindruck steigerte sich noch beträchtlich im Vorschreiten des grausamen Drama's.

---

1) „Comment, prestre, nous ferez-vous icy disner?" Et incontinent, sans aucune forme ou signe de jugement, la envoyèrent au feu, en disant au maistre de l'oeuvre: „Fay ton office!" Deposition des Jean Massieu, Pfarrers zu Saint-Candres in Rouen. Q. II, 20.

2) Quasi omnes adstantes pro pietate flebant et maxime episcopus Morinensis. Depos. Ladvenu's. Q. III, 168.

Digitized by Google

Pater Ladvenu hatte ſein Beichtkind auf den Holzſtoß begleitet. Als der Henker denſelben von unten in Brand geſetzt, bat Johanna den Mönch, hinabzuſteigen, aber drunten das Kruciſix, welches er in der Hand trug, ſo hoch zu halten, daß ſie es durch den Rauch hindurch ſehen könnte [1]). Sie blickte darauf hin, bis die emporſchlagenden Flammen das Haupt der Märtyrin umzüngelten. Dann, bevor dieſes edle Haupt der Todesqual ſich beugte, ſcholl noch einmal laut von den Lippen der Jungfrau der Ruf: „Jeſus!“ und ſo entfloh ihre Seele [2]).

Die als Heldin gelebt hatte, war als Heilige geſtorben.

Dies war auch das Gefühl, welches die Menge auf dem Markte von Rouen mit überwältigender Macht anfaßte, als das Brandopfer dargebracht war. Vergeblich ſuchte die Rohheit verhärteter Kriegsknechte dagegen aufzukommen. Ihre läſternden Stimmen verhallten vereinzelt. Als der Geheimſchreiber des Königs von England, John Traſſart, den Platz verließ, ſagte er: „Wir alle ſind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt.“ Ein engliſcher Officier hatte, von beſonderer Wuth gegen Johanna erfüllt, ein Reiſigbündel zum Scheiterhaufen getragen, allein der Anblick der Dulderin wandelte ſeinen Grimm mit einmal in Erbarmen und heftige Reue um. Der zur Zeit in Rouen anweſende pariſer Bürger Jean Marcel ſagte als Augenzeuge aus, daß, während der Holzſtoß noch rauchte, die Mehrheit der Zuſchauer laut

---

1) Et dum ipsa Johanna percepit ignem, ipsa dixit loquenti quod descenderet et quod levaret crucem domini alte, ut eam videre posset; quod et fecit. Derſelbe. Q. III, 169.

2) Jſambert de la Pierre dit, qu'elle estant dedans la flambe oncques ne cessa jusques en la fin de résonner et confesser à haulte voix le saint nom de Jhesus, et encores, qui plus est, en rendant son esperit et inclinant la teste, proféra le nom de Jhesus. Q. II, 6, 7. Dicit (Johannes Marcel) quod ipse vidit eamdem Johannam in igne clamantem pluries Jhesus alta voce. Q. III, 90.

Digitized by Google

geweint und geäußert hätte, Johanna sei schuldlos verdammt worden. Am Abend des Tages kam der Henker zum Pater Ladvenu und sagte weinend, er fürchte, nimmer Vergebung finden zu können, weil er eine Heilige eingeäschert habe [1]).

Die Volkslegende hat schön gedichtet, aus dem flammenden Scheiterhaufen sei, als Johanna ausgeathmet, eine weiße Taube hervor und himmelan geflogen. Wir können den Sinn dieser volksmäßigen Dichtung wohl ohne Zwang dahin deuten, daß der auf dem Altmarkte von Rouen lodernde Holzstoß wohl das Leben der heldischen Jungfrau vernichten konnte, nicht aber den großen Gedanken, dessen Trägerin sie gewesen war, den Gedanken der Befreiung ihres Landes von der Herrschaft fremder Eindringlinge.

10.

Vierundzwanzig Jahre später regte sich das Gewissen Frankreichs, welches seine jugendliche Retterin so schmählich preisgegeben hatte.

Durch das rastlose Betreiben der Mutter und der Brüder Johanna's — ihr Vater war inzwischen gestorben — wurde König Karl der Siebente gedrängt und vermocht, wenigstens für die Ehrenrettung des Andenkens der Gemordeten etwas zu thun. Mit Genehmigung des Papstes Kalixtus des Dritten ist im Jahre 1455 eine Rehabilitationsprocedur eröffnet worden, deren Ergebniß war, daß das Verdammungsurtheil des Inquisitionstribunals von Rouen förmlich und feierlich umgestoßen wurde als aller Wahrheit und allem Rechte zuwider.

Die Protokolle und sämmtlichen übrigen Aktenstücke der beiden

---

1) Die Zeugnisse hierfür bei Quicherat, II, 352; III, 90.

Digitized by Google

Proceduren, des Verdammungs- und des Wiederherstellungsprocesses, hat in unseren Tagen ein französischer Gelehrter, Jules Quicherat, mit größter Sorgfalt gesammelt und gesichtet und hat dieselben, unter Anfügung einer Menge von Auslassungen von Zeitgenossen der Jungfrau über dieselbe, in den Jahren 1841—49 in fünf starken Bänden veröffentlicht. Dieses Sammelwerk enthält die eigentlichen und echten Quellen für die Geschichte des Mädchens von Orleans, Quellen, aus welchen, wie schon eingangs angemerkt wurde, die vorstehende Darstellung geschöpft ist. Die Erwähnung dieses Urkundenbuches gibt mir aber Veranlassung, zum Schlusse noch ein paar flüchtige Worte über die Literatur meines Gegenstandes zu sagen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Erscheinung wie die unserer Heldin frühzeitig ein vielbehandelter Gegenstand literarischer Bemühung werden und bis auf den heutigen Tag bleiben mußte. Chronisten und Historiker, Dichter und Dichterinnen haben gewetteifert, das anziehende Thema zu variiren.

Der älteste Chronist, welcher die Geschichte des Mädchens von Orleans erzählte, war Perceval de Cagny. Sein Bericht ist schon im Jahre 1436, also nur fünf Jahre nach der Verbrennung Johanna's niedergeschrieben und zwar im Hause und auf Anregung des Herzogs von Alençon, also des französischen Generals, welcher am meisten Gelegenheit gehabt hatte, die Jungfrau genau zu beobachten. Von noch älterem Datum, nämlich schon vom Ende Juli's 1429 ist ein, wenn ich so sagen soll, historischer Brief, welchen man von dem berühmten Gelehrten Alain Chartier verfaßt glaubt und worin der Verfasser einem fremden Fürsten über das Auftreten und Wesen des Mädchens von Domremy Auskunft gibt. [1] Weit-

1) Der Brief ist ein rhetorisches Prunkstück, ein wahrer Panegyrikus, wie schon aus folgender Stelle erhellt. „Haec est illa quae non aliunde

Digitized by Google

aus das Beste jedoch, was im fünfzehnten Jahrhundert über Jeanne d'Arc geschrieben worden, floß aus der Feder eines Papstes, aus der Feder Pius des Zweiten, jenes Aeneas Silvius Piccolomini, welcher so vielfach thätig in die literarische Bewegung der Renaissanceperiode eingegriffen hat. In seinen „Denkwürdigkeiten" zur Geschichte seiner Zeit, welche unter dem Namen seines Sekretärs Gobelin veröffentlicht wurden, erzählte der Papst die Geschichte Johanna's ganz vortrefflich. Ihre Hinrichtung beurtheilte er, mit gänzlicher Beiseitestellung des kirchlichen Moments, ganz richtig als eine brutale That der englischen Politik und seiner Erzählung des am 30. Mai von 1431 auf dem Altmarkte von Rouen verübten Gräuels fügte er die Worte bei: „So starb Johanna, das wundersame und erstaunliche Mädchen (mirabilis et stupenda virgo), welches das zerrüttete und beinahe zerstörte Frankreich wieder herstellte und den Engländern so viele Niederlagen bereitete. Zum Feldhauptmann geworden, bewahrte die Jungfrau inmitten der Kriegerscharen ihre makellose Keuschheit. Nie hörte man von ihr etwas Unehrbares. Ob sie aber ein göttliches oder ein menschliches Werkzeug gewesen, dürfte schwer zu entscheiden sein (divinum opus aut humanum inventum fuerit, difficile affirmaverim)." In Deutschland that, soviel ich finden konnte, zuerst der Schatzmeister Kaiser Sigismunds, Eberhard von Windecken, des Mädchens von Orleans historische Erwähnung und zwar in

---

terrarum profecta est, quae e coelo demissa videtur, ut ruentem Galliam cervice et humeris sustineret. Haec regem in vasto procellis et tempestatibus laborantem in portum et litus evexit et erexit animos ad meliora sperandum. Haec Anglicam ferociam comprimens Gallicam excitavit audaciam, Gallicam prohibuit ruinam, Gallicum excussit incendium. O virginem singularem, omni gloria, omni laude dignam, dignam divinis honoribus! Tu regni decus, tu lilii lumen, tu lux, tu gloria non Gallorum tantum, sed christianorum omnium." Q. V, 135.

Digitized by Google

der von ihm geschriebenen Geschichte des genannten Kaisers. Unter den modernen Historikern haben zweifelsohne Quicherat mittels seines genannten Werkes und Henri Martin in seiner „Histoire de France“ das Bedeutendste für die Geschichte unserer Heldin geleistet. Die glänzendste, farbenreichste Darstellung ihrer Laufbahn gab jedoch in seiner berühmten Geschichte Frankreichs Jules Michelet, der Kolorist par excellence unter den Geschichtschreibern seines Landes. Neben ihm haben sich von Franzosen neuestens insbesondere Desjardins und Wallon mit der Geschichte der Jungfrau beschäftigt; der erstgenannte springt aber zuweilen mit den Quellen etwas willkürlich um und der zweite steht auf dem Standpunkte des kirchlichen Mirakelglaubens, welcher eine wissenschaftliche Behandlung des Problems unmöglich macht. Wie sehr auch die deutsche Historik von diesem Problem angezogen wurde, zeigt — von älteren Arbeiten zu schweigen — der Umstand, daß allein in den zwei Jahren von 1860—62 nicht weniger als vier Monographien über Jeanne d'Ark erschienen sind: eine von Pauli, eine zweite von Hase, eine dritte von Sickel, eine vierte von Straß. Die Arbeiten von Hase, dem bekannten Kirchenhistoriker, und von Sickel verdienen den Preis. Des letzteren Abhandlung ist geradezu das Beste, was psychologische Analytik und historische Kritik bislang in irgendeiner Literatur zur Herstellung einer wirklichen Geschichte Johanna's gethan haben.

Zum Gegenstande poetischer Verherrlichung wurde das Mädchen von Orleans zuerst gemacht durch ihre Zeitgenossin Christine de Pisan, eine siebenundsechzigjährige Nonne. Im Juli von 1429, als man einen Angriff der französischen Streitkräfte auf Paris erwartete, machte diese Dichterin in einem französischen Karmen von 61 achtzeiligen Strophen ihren patriotischen Gefühlen Luft. Sie lobpries die Pucelle oder, wie sie Johanna zärtlich nannte, das Jüngferchen („Pucellette“) in hohen Tönen und stellte sie den israelitischen Heldinnen Deborah, Judith und Esther gleich oder

Digitized by Google

voran [1]). Ein gelehrter Zeitgenoſſe feierte die Retterin Frankreichs in einem lateiniſchen Hexameterepos, das freilich weit mehr wohlgemeint als gelungen iſt [2]). Sodann brachte der im J. 1440 in Paris geborene Reimchroniſt Martial d'Auvergne die ganze Laufbahn Johanna's in franzöſiſche Verſe [3]). Die moderne Kunſtpoeſie war mit ihren Verſuchen, die Geſchichte des Mädchens von Domremy im hohen epiſchen Stile zu behandeln, nicht glücklich. Das älteſte Kunſtepos dieſes Inhalts, welches der Franzoſe Jean Chapelain in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfertigte, iſt gerade ſo ungenießbar langweilig wie das meines Wiſſens jüngſte, von dem Engländer Robert Southey zu Ausgang des 18. Jahrhunderts verfaßte.

---

1) „Hester, Judith et Delbora
Qui furent dames de grant pris,
Par lesqueles Dieu restora
Son peuple qui fort estoit pris,
Et d'autres plusieurs qu'ay appris
Qui furent preuses, n'y ot celle;
Mais miracles en a porpris (?)
Plus a fait par ceste Pucelle."

2) Der Eingang lautet:
„Scribere fert animus gestorum pauca Puellae,
Sed veneranda viris; quam totum fama per orbem
Nuper eundo tulit et quam nimis Anglus amaram
Sensit et interea dulcissima Francia dulcem."

3) Die Kataſtrophe berichtet er ſehr lakoniſch:
„Après plusieurs griefs et excès
Inférez en maintes parties,
Lui firent ung tel quel procès
Dont les juges estoient parties.
Puis au dernier la condampnèrent
A mourir doloureusement,
Et brief l'ardirent et brullèrent
A Rouen tout publicquement."

Digitized by Google

Der Rede werth sind von den dichterischen Variationen unseres Thema's eigentlich nur drei, alle von Autoren geschaffen, welche in der geistigen Hierarchie den höchsten Rang einnehmen: Shakspeare, Voltaire und Schiller. Der Engländer ließ unsere Heldin im ersten Theil seiner Historie „König Heinrich der Sechste" auftreten, vorausgesetzt, daß dieses Stück als ganzes wirklich ein shakspeare'sches Werk, was noch keineswegs unbestreitbar festgestellt ist. Der Franzose machte aus der Laufbahn Johanna's eine komisch-epische Travestie. Der Deutsche umgab in seiner romantischen Tragödie die „Jungfrau von Orleans" die Gestalt derselben mit der vollen Gloriole der Poesie.

Wie mitunter der Blume des edelsten Weines ein saurer Erdgeschmack beigemischt ist, so schmeckt man aus Shakspeare's Drama den Bodensatz stocksteifenglischen Nationalvorurtheils und Nationalhasses heraus. Der große britische Dichter hat all den gehässigen Klatsch, welcher im 15. Jahrhundert in englischen Lagern und Sakristeien über Jeanne d'Ark umging, kritiklos aufgenommen und nachgesprochen. So stellte er denn das Heldenmädchen als eine ungeschlachte Virago, zuchtlose Dirne und boshafte Hexe dar und schrack nicht einmal vor der Gemeinheit zurück, sogar den Märtyrertod Johanna's zu beschimpfen[1]), — ein abschreckender Beweis, wie wenig selbst ein größter Genius der herrschenden Anschauung seiner Zeit und seines Landes sich zu entziehen vermag, sobald nationale Leidenschaften ins Spiel kommen.

Voltaire's „Pucelle" ist ein Bakchanal des Spottes, eine Orgie des souveränen Witzes, beim ersten Anblick durchaus verwerflich als die frevelhafte Besudelung einer ebenso erhabenen als rührenden Erscheinung. Ich erinnere mich, daß ich bei der ersten Lesung dieses skandalhaften Poems die Empfindung hatte, als säh' ich eine Lilie in eine Kothlache werfen. Um jedoch dem großen

1) King Henry VI, P. I, A. 5, Sc. 4.

Digitized by Google

Spötter, welcher so viel Unwahrheit, Unrath und Unrecht aus der Welt weggespottet hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man berücksichtigen und sagen, daß er seine Pucelle nur schrieb, um auch in dieser, von der damaligen französischen und europäischen Gesellschaft mit Entzücken aufgenommenen Form die große Lüge von der angeblich guten alten frommen Zeit zu entlarven und zu vernichten. So angesehen, ist Voltaire's komisches Epos eine meisterliche Satire auf das Mittelalter.

In der Vollreife seines Genie's, auf der Höhe seiner Stellung als Prophet des Idealismus ergriff dann Schiller den dankbaren Stoff, um daraus ein Kunstwerk zu formen, welches, was auch im Einzelnen nicht ohne Grund daran getadelt werden mag, als Ganzes von Schönheit stralt und funkelt. Höchst bedeutsam fiel diese Arbeit mit des Dichters Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus zusammen. In seiner „Jungfrau von Orleans" schlug er mit mächtiger Hand schon einzelne jener herzbewegend-patriotischen Töne an, welche er nachmals in seiner Telldichtung zu einem hochherrlichen und nie verrauschenden Akkord der Vaterlandsliebe zusammengefaßt hat. Dieser große und gute Mann strömte den ganzen heiligen Enthusiasmus seiner Seele in seine Jungfrautragödie über und darum durfte er sie in die Welt entlassen mit den prophetischen Worten:

„Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Digitized by Google

Ein christlicher Priester.

O caritatis victima, o dira vis amoris!
Crudelitatis hostia, spectaculum doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissimam
clementiam,
Quae septem purgat vitia per septi-
formem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

1.

Das Jahr 1870 darf und muß wenn nicht als ein Hauptakt, so doch jedenfalls als eine der „großen" Scenen in der Tragikomödie Weltgeschichte bezeichnet werden.

Erstens deßhalb, weil in diesem Jahre der „hochmüthige, falsche und lüderliche Franzosengeist", wie schon Anno 1689 ein deutscher Patriot das Ding genannt hat, von der Stelzenhöhe seines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phrase von der Völkersolidarität und was drum- und dranhängt aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menschen unsanft, aber gründlich weggesäubert hat.

Man wird jetzt, wenigstens unter anständigen Leuten, die dummen warmbrüderlichen und süßschwesterlichen Redensarten und utopistischen Schwarbeleien nicht mehr hören müssen. An die

Digitized by Google

Stelle der erdichteten geschichtlichen Lebensmächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Interesse in der nächtesten Bedeutung des Wortes, und ein „gesunder" Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutschen hätten schon lange Ursache gehabt, diesen gesunden und naturgemäßen Nationalegoismus sich anzulernen. Allein erst die bitteren Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1870—71 machen mußten, hat ihnen die Nothwendigkeit so recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil sie den frechsten aller französischen Angriffe, einen richtigen Banditenanfall, glorreich zurückschlugen, weil die deutschen Schwerter den gallischen Bramarbasen das eroberungsgierige „Au Rhin! à Berlin!" in die Schreihälse zurückstießen, weil die Deutschen so frei waren, ihr gestohlenes Eigenthum den französischen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wüthendes Gekläffe gegen sie los und kläfften, wie gewöhnlich, die kleineren und kleinsten und schäbigsten Köter am unverschämtesten, am giftigsten. Es verdient auch als ein kulturgeschichtliches Charakteristikum angemerkt zu werden, daß neben den völkersolidarischen Träumerichen überall die unwissende Menge und ihre mehr oder weniger gaunerischen Schmeichler für die Franzosen, die wissenden und urtheilsfähigen Menschen dagegen für Deutschland waren. Will man diese Thatsache in die kürzeste Formel bringen, so kann man sagen: Dort stand Garibaldi, hier Mazzini; dort der londoner Mob, hier Carlyle.

Das „Phantasma" von dem Menschenbruderthum und der Völkervetterschaft wären wir also glücklich los und es gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich genug sind, offen auszusprechen, der wahre und wirkliche „Urstand der Natur", wo Mensch dem Menschen und Volk dem Volke gegenübersteht, sei endlich auch theoretisch wieder anerkannt, wie er ja faktisch allzeit zu Recht bestanden hat. Alter Spinoza, redlichster und muthigster aller Denker, du

Digitized by Google

hast schon vor zweihundert Jahren in ihrer ganzen strengen Nacktheit die große Wahrheit hingestellt, daß jeder Mensch und folglich auch jedes Volk gerade nur soviel Recht hat, als er oder es Macht besitzt [1]). Dieser Satz gibt eine granitene Basis ab für eine richtige, für die alleinrichtige Politik. Auf diese Basis stelle Deutschland seine Zukunft und lasse die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenschaften des Jahres 1870 sind aber noch mehr, darunter höchst bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phrase noch eine erkleckliche Rolle spielte, wenn in Manifesten und Proklamen von „deutscher Freiheit", von „Volksrechten" und andern dergleichen „abstrusen" Dingen häufiger als billig die Rede war, so haben sich im Verlaufe des großen Kampfes solche Redensarten mehr und mehr verloren und sind zuletzt ganz und gar verstummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat sich auch hier in schönster Weise vollzogen. Die neue deutsche Reichsverfassung ist in „korrektester" Weise von Ministern gemacht, von den Fürsten festgestellt und sodann der Nation, ohne daß diese mit dem lästigen Geschäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigst geschenkt worden. Uns wurde dadurch erspart, ein „Lebermeer" von Geschwätz durchwaden zu müssen.

Freilich könnten Leute, welche den Aussagen unserer jetzigen politischen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantischen Land", im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln", sich versucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falstaff mit seiner realpolitischen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder" in Betracht, sei doch wohl auch kein unfehl-

1) Tract. polit. I, 2, 8: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet." In einer Zeit, wo der Geschmack für alte „Kernlieder" da und dort so schön grassirt, dürfte es nicht unpassend sein, auch so einen alten Kernspruch von Zeit zu Zeit zu verlautbaren.

Digitized by Google

barer Prophet; und ferner, alle die Trübsal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, sei nur die gerechte Buße für die abgrundtiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit sie Anno 1848 die beispiellos günstige Gelegenheit, ihre Geschicke selbstbestimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpaßt hätten.

Aber Männer, welche über alle Illusionen hinwegsind und, nachdem sie das Narrenspiel des Menschendaseins in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, dasselbe mitansehen zu müssen, mittels Beimischung von Ironie einigermaßen zu versüßen trachten, werden sich kaum enthalten können, zu sagen: Welcher Verständige und Wissende wird solchem Gebrumme irgendwelchen Werth beilegen? Laßt die Illusionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Laßt sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbst bestimmend? Eine lächerliche Selbstbelügung! Reibt euch doch endlich die rousseau'schen Chimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends. Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Alterthum eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Kalvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume." Ist er seither widerlegt worden? Nein. Die Menschen in ihrer

Digitized by Google

Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, daß die verschwindend kleine Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht, was Freiheit ist; sie wollen nur ihr möglichst behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei sein, sondern reich, mächtig, angesehen, herrschend. Sie wollen und müssen schlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtschaffenheit davor kniee und räuchere. Gestern hieß er Berhuell, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierungslosigkeit, Staatszwangslosigkeit, Anarchie erscheint den Menschen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Bestie in ihnen nur staatszwangsweise niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Civilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch darthun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich habe.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeschichtlichen Tragikomödie ist ein Labyrinth. Die Menschheit bewegt sich, ja, aber im Kreise herum. Nachdem die Deutschen daran verzweifeln mußten, in einer sogenannten vorschrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, sind sie zur mittelalterlichen Vorstellung vom Kaiser und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzustellen in der Welt. Das alte Kyffhäusergespenst ist erlöst. Dabei ist alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat sich der „volle Tropfen demokratischen Salböls", von welchem im „tollen Jahre" der gute Uhland in der Paulskirche balladisirt hatte, als ein Luxus erwiesen, dessen Aufbringung dem deutschen Volke erlassen wurde. Diese Umkehr zum Mittelalter ist aber doch nur eine scheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit der, welche am 18. Juli von 1870 zu Rom beschlossen wurde. An diesem Tage kehrte ja die katholische Welt genau auf den Punkt

Digitized by Google

zurück, wo sie unter dem siebenten Gregor gestanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage seine unfehlbare Göttlichkeit dekretiren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der siebente Gregor, der dritte Innocenz und der achte Bonifaz je gewagt hatten. Der christliche Tale Lama ist fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß seine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumenisches" Koncil kann das besorgen; die deutschen Bischöfe werden zwar wiederum charakterfest opponiren, allein schließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt."

Hundert Millionen Menschen oder mehr — lauter „vernunftbegabte" Wesen, versteht sich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttausende von „gebildeten" Katholiken thun wenigstens so, der Konvenienz halber. Die Opposition, wo sie sich noch etwa regen sollte und wollte, wird bald lahmgelegt sein und verstummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „positive" Religion nicht schädigen zu lassen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geistlichen Gewalten so oder so ihren starken weltlichen Polizeiarm. Die protestantischen Jesuiten arbeiten den katholischen, die von der kurzen Robe denen von der langen liebchristlich in die Hände. Hier gibt es in der That ein Menschenbruderthum und auch wohl eine Menscherschwesterschaft: sind doch neben den Jesuiten allerorten die Jesuitessen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzusehen ist es, wie der unselige konfessionelle Hader nachläßt, weil auch protestantische Dynastieen fromm sich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüstig überall an dem e i n e n christlichen Schafstall gezimmert.

Feinorganisirte Nasen wollen schon den wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürftet ihr Ursache zum weinen haben. „Alles schon dagewesen", ist ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes ist: „Alles kommt wieder". Habt ihr nicht schaudernd miterleben müssen, daß die

Digitized by Google

Reifröcke, die Stelzenschuhe, die Pompadourfrisurthürme, die bloßbrüstige Dubarrymode und der Bonapartismus wiederkamen? Könnte die weltgeschichtliche Procedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislaufe nicht wieder einmal, recht bald sogar wiederum an der Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues hunderte, tausende von gebratenen lieben Mitmenschen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern darbrachten? Ihr sagt: Das ist unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr solltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unsterblich ist und daß es keinen alten, älteren und ältesten Unsinn oder Gräuel gibt, welcher unter Umständen nicht wieder neu werden kann, neu werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieterisch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienstliches Unternehmen sein, das mitlebende Geschlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweise etwas näher mit gewissen eifervollen christlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu diesem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer historischen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungsform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweis't es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und muthwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Digitized by Google

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöseren Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wuth völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixirt, wie sie in diesem Fanatiker sich fixirte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers „für das Reich Gottes", in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen darzuthun, daß leben leiden und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammerthal sei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich", gerichtet, schreitet er dahin, alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Thränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maithau. Was er thut, er thut es „zur Ehre Gottes". Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr" will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurtheilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt,

Digitized by Google

verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und unstörbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls „zur Ehre Gottes" — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekulirt er sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wuth, seine Grausamkeit arbeitet systematisch. Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes", welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermuthet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestempelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rothnasig können wir uns diesen heiligen Wütherich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemöncheln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen". Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem „Unkraute der Ketzerei" reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den „Eitelkeiten dieser Welt"

Digitized by Google

zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend stark verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze und, verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase, bringt es den Eindruck der List hervor. Die Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weitherabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!“

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständniß mit den „katholischen Majestäten“ (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitorats von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, „über die sämmtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige“, unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt.

Digitized by Google

3.

Die „Religion der Liebe“ hat aus den Sammetpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell. Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die „Braut Jesu“, heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgungsgeschäft erschien. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter „Liebe“ natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kindlein dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt („sanctum officium“) oder die heilige Inquisition („sancta inquisitio“) könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten „wunderlichen“ gehören. Dem „erweckten“ Sinne dagegen ist klar, daß die Inquisition eine regelrechte, so zu sagen ordonanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Christi“ mit besagter „Braut Christi“ in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch

Digitized by Google

förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche lechzt nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem")? Freilich. Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!" und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit". Die Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäschern". Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältniß zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung" vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr" (1849) hat ja die besagte „göttliche Ordnung" mehr und mehr sich wiederhergestellt.

Dazumal ist dem protestantischen Jesuitismus durch den katholischen der verbretterte Dippel soweit gebohrt worden, daß der erstere einsah, die Interessen des letzteren seien auch seine eigenen, eigensten. In rührender Eintracht hat dann der unirte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sondern auch Ermunterung und Unterstützung, seine kolossale Völkerverdummungsdampfmaschine aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt. Die segentriefenden Folgen wurden von Tag zu Tag mehr sicht-, fühl- und

Digitized by Google

greifbar. Schon haben wir den Papst-Gott oder Gott-Papst und bald werden wir wohl auch die heilige Inquisition wieder haben. In bestimmter Vorahnung dieses wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptsprachrohrs („Civiltà cattolica", 1869, V, 277) triumphirend ausgerufen: „Die Kirche hat an sich keine physische, sondern nur eine moralische Macht. Zwangsmittel besitzt sie demnach nur, weil sie die Anwendung derselben der staatlichen Gewalt, welche ihr unterthan ist, befehlen kann." .. Ist das deutlich genug?

4.

Ein französischer Jesuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improvisirten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeisterte Rechtfertigung der heiligen Inquisition ausgehen lassen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter Seelen darthat, das heilige Offiz sei von hochidealischen Absichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealische Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Thuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie schmerzlich, einem so bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes" widersprechen und sagen zu müssen, daß die falloux'sche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es ist doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Historik, welche sich herausnimmt, Menschen und Dinge mitunter, ja sogar häufig aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geistliche Schwester. Entzückender, berauschender Gedanke, daß es einmal ein Autodefé geben könnte, dessen Flammen das siebenzigmal siebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geschichte" verzehren würden, für immer.

Digitized by Google

In diesem höllischen Buche steht nämlich unwiderlegbar zu lesen, daß die „spanische" Inquisition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts weniger gewesen als eine ganz gemeine Geldspekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeschäft.

Die Möglichkeit, dieses Geschäft zu machen, gewährte die furchtbare Gestalt, welche der christliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islam, das will sagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das spanisch-gothische Christenthum als eine entschieden molochistische Religion des Zorns und der Wuth hervorgegangen. Ein Nichtchrist zu sein, d. h. ein Nichtchrist im Sinne des spanisch-christlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbstverständlich wußten die spanischen Könige diese also gestaltete „Religion der Liebe" zu einem sehr wirksamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanerthum vom spanischen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang der Moriskos besiegelt. Die „katholischen Majestäten" führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada", welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphirend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el Chico, der letzte spanische Morenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro" heißt noch jetzt die Stelle).

Die specifisch „spanische" Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen „alten" Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in

Digitized by Google

Südfrankreich die Albigenser aus Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulichster Thätigkeit gelangt war. Sie hatte in der That so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede stehende Stoff war zuvörderst die „verfluchte" Judenschaft... Der Same Abrahams, Isaaks und Jakobs war auf spanischem Boden sehr gediehen. Unter der duldsamen Herrschaft der hochcivilisirten Moslemin hatten sich die Juden mittels ihrer Betriebsamkeit, ihres Reichthums und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu schaffen gewußt. Die Dichtungen der Gabirol, Esra, Halevi und Alcharisi bezeugen, wie erfolgreich die jüdisch-spanischen Poeten mit den arabisch-spanischen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriskos sich bewegt haben. Mit dem Untergange der Morenreiche und dem Herrschendwerden des Christenthums wurde alles anders und hatten die Juden sofort zu spüren, wie „sanft" das Joch Christi sei. Der „Positivismus" der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „positiven" Christenthum auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte wuthschäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenschaft, weil diese so unglücklich war, das Mysterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Josef, sondern unter Vermittelung des „Heiligen Geistes"

Digitized by Google

von Gott selber guter Hoffnung geworden ist, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und schließlich in aller Form zur „Himmelskönigin" erhoben wurde. Die Juden sind eben von jeher ein scharfverständiges Volk gewesen und hätte man ihnen also, die Sache menschlich angesehen, nicht so fürchterlich verübeln sollen, daß sie nicht zu sehen vermochten, was kein Verstand der Verständigen sieht, sondern nur die einfältigste Einfalt zu fühlen und zu schmecken vermag. Allein es ist ein schwerer Irrthum, die Religion, ihre Rechte, Bedürfnisse und Forderungen „menschlich" anzusehen. Sie entzieht sich durchweg den Bedingungen und Bestimmungen des Menschlichen. Ihre Sphäre ist das Ueber- und Untermenschliche, und wenn die Juden verstockt dabei beharrten, die Mysterien der christlichen Dogmatik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus zu betrachten, so geschah ihnen recht, als die Christen ihnen den christlichen Standpunkt klarmachten.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die christliche Spanierschaft bei ihrem siegreichen Vorschreiten gegen den Islam allenthalben die Juden ebenso feindselig behandelte wie die Moslemin, ja noch feindseliger. Zu solcher Steigerung des religiösen Hasses dürfte einigermaßen der profane Umstand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäusern mehr zu holen war als in den Moslemin-wohnungen. Steht es doch auch historisch fest, daß zu den kolossalen „Judenschlachten", welche während des 14. Jahrhunderts in Deutschland und im übrigen Mitteleuropa in Scene gesetzt worden sind, der Reichthum der Juden nicht ein, sondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die spanischen Juden waren aber nicht nur reich, sondern sie liebten es auch, ihren Reichthum zu zeigen, wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zusammenrapst, um mit der andern dasselbe praleriſch an sich herumzuhängen. Die Juden ihrerseits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es steht stark zu vermuthen,

Digitized by Google

daß sie insbesondere zu diesem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silbersachen der Aegypter mitlaufen ließen. Wenigstens klingeln noch in unseren Tagen jüdische Millionärinnen mitunter ganz mizraimisch von Gold- und Steinzeug und gerade so thaten im 15. Jahrhundert die schönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit kostbaren Kleidern und Rossen, mit prächtigen Waffen und Wagen praleriſch staatmachten, wie es ihnen ja ihre Mittel erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Isabella den gänzlichen Untergang des Islam auf spanischem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im christlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und schärfer „studirt" wie bislang, d. h. der christliche Eifer begann die Judenheit so oder so zu verzehren. Nicht allein das Geschrei über den jüdischen Wucher ward allerorten laut, sondern gläubige Christenohren, welche bekanntlich nicht gerade kurz sind, nahmen mit Begierde alle die schauerlichen Legenden auf, welche auf Kosten der Juden in Umlauf gesetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde" von Hebräern ein Bild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter angespieen, dort hatten sie ein Kruciſix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten sie ein Christenkind geraubt, um selbiges bei den gräuelhaften Ceremonien ihres Osterfestes zu schlachten. Durfte das Christenthum solche Schnödigkeiten dulden? Mit nichten. Brecht ein in die Häuser der verfluchten Abkömmlinge der Henker unseres Heilands, raubt, schändet, würgt und brennt zur Ehre unseres dreieinigen Gottes und aller seiner Heiligen!

Die Bedrängniß der Juden war groß, um so mehr, da der im entschiedenen Geruche der Heiligkeit stehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia sich veranlaßt fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Nothwendigkeit, sich taufen zu lassen, zu überzeugen. Sie vermochten den schlagenden Argumenten des heiligen Wunderthäters und den

Digitized by Google

noch schlagenderen der raubend, mordend und verwüstend in ihre Häuser einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe“ nicht zu widerstehen und bekehrten sich massenhaft zum Christenthum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung für eine Weile gelähmt. Die „neuen Christen“, wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anstelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu sprechen, in den Städten und sogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht selten vor, daß arme Teufel von stolzen Hidalgos ihr altchristliches Blut mit dem neuchristlichen reicher Töchter Zions mischten, gerade wie es zu unserer Zeit sich dann und wann ereignet, daß ein stolzer christlich-germanischer Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz schimmelig gewordenem Adel seinen festgefahrenen, weil allzuschwer mit fremdem Erz („aes alienum“) beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorspannung der Goldfüchse schwarzäugiger Rosen von Saron, welche aber nicht aus dem Boden Kanaans, sondern aus dem Pflaster Frankfurts, Hamburgs oder Berlins aufgesproßt sind.

5.

Diese dergestalt angebahnte Verschmelzung der spanischen Juden mit den spanischen Christen hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den ersteren nichts, daß sie den realpolitischen Grundsatz „Der Gescheidere gibt nach“ — befolgt hatten. Das „neuchristliche“ Blut wurde bald wieder als „mala sangre“ verachtet, verwünscht und verleugnet, und wo es sich später in einem spanischen Stammbaume schlechterdings nicht verleugnen und wegwischen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon“).

Zweifelsohne sind die Kinder Israel an diesem Umschlag

Digitized by Google

selber mitschuld gewesen. Nicht nur darum, weil nach scheinbar erloschener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger gespanntem Fuße stand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; sondern auch deßhalb, weil die Juden, wie übrigens die meisten Menschen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urtheilsfähige und unbefangene Juden gestehen ein, daß ihre Volksgenossen, falls sie auf's Pferd gelangen, gerne hochmüthig einhergaloppiren, ganz unbekümmert, ob durch solchen Galopp Vorübergehende mit Koth bespritzt werden. Ueberall, wo Juden die Meister spielen konnten, haben sie es rücksichtslos und verletzend gethan und sich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim" geschlagenen Wunden zu streuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mußten sie sich hierzu nicht allein für berechtigt, sondern auch für verpflichtet halten, ganz abgesehen sogar von dem unermeßlichen Vorrath von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der christlichen Liebe gegen die Judenheit in dieser angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1478 wurde das Geschrei gegen die Kinder Israel im christlichen Spanien allgemein. Die „neuen Christen" seien vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen, um „sich im alten Unflat des Judenthums zu wälzen", und sie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchristlichen Ruchlosigkeiten, welche sie vordem begangen hätten. Ein andalusischer Zeitbuchschreiber von damals, der Pfarrer von Los Palacios, hat ein langes Sündenregister des „verfluchten Geschlechtes" aufgezeichnet, läßt aber am Ende dieses Registers den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er sagt: „Die Juden hielten dafür, sie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu bestehlen verdienstlich sei. Mittels ihrer schand-

Digitized by Google

baren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichthümer zusammenzuraffen." Hinc illae irae christianae! Der spanische Chronist des 15. Jahrhunderts ist freilich nicht so ehrlich gewesen, wie der deutsche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in seinem straßburger Zeitbuch, von den großen Judenschlächtereien am Rheine redend, ebenfalls der jüdischen Reichthümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete".

Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unsinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und schlug Monsignore Franko, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrucksam die heilige Pauke der Religionsgefahr. Das „Reich Gottes" müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuverlässige Retterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Proceduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher keinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offiz seine Thätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der „katholischen Majestäten", die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin *ihrer* Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffensklavin, welche leicht zu überreden war, das,

Digitized by Google

was ihr skrupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden müßte „zur größeren Ehre Gottes". König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der „welschen Praktik", Königin Isabella eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Kruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabella's auf die Tonart seines Glaubenseifers gestimmt. Der tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen" (IV, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischens Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde".

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüthe und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen. Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam

Digitized by Google

ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christenthums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabella's wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu thun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar von 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen ersten „Glaubensakt" (auto de fé) aufführen lassen zu können, sechs „überführte" Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedirte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes" abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig

Digitized by Google

sich vergrößernde Thätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift „Sanctum inquisitionis officium“ erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im übrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale thätig, so thätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 17,000 dagegen „versöhnt“ worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurtheilt.

Dieser Ausdruck „Versöhnte“ zur Bezeichnung solcher processirter Ketzer, welche nicht verbrannt, sondern nur sonst so oder so zu Grunde gerichtet wurden, ist einer der sinnreichsten Einfälle der „Religion der Liebe“. Wie das sanft und süß klingt: „ausgesöhnt“, „versöhnt“, nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es ist so ein weicher Aeolsharfenton in dem Wort, etwas von den graziösen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor sie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du hast ein schrecklich-wahres Wort gesprochen, als du sagtest: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein“. Aber du hättest hinzufügen sollen, daß sie zu feig und zu niederträchtig sind, frank und frei die Bestien zu spielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefressen hatte, sich mit einem Battisttuche die Mitleidszähren abwischte. . . .

Natürlich begnügte sich der Drache der Inquisition nicht lange mit Judenfleisch: auch die „alten Christen“ mußten heran, um dem täglich, stündlich sich vergrößernden Appetit des Ungethüms genugzuthun. Das heilige Offiz dehnte seine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und

Digitized by Google

richtete eine Tyrannei auf, wie sie so furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden ist. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichste, was sie that, sondern die Seelentödtung. Will man so recht erfahren, wie die Inquisition an Spanien gesündigt hat, so sehe man zu, was unter ihrer Herrschaft der spanische Genius auch in seinen erleuchtetsten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quijote" auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, so wird euch das Verzweiflungslachen eines unermeßlichen Leides aus dieser spanischen Faustdichtung entgegengellen. Oder seht euch die Dramen Lope's und Kalderons an; ist die Glut, die euch aus denselben entgegenlodert, eine andere als die der Autosdefé-flammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des „heiligen Amtes" sich unterworfen? Haben sie sich nicht dagegen gesträubt, sich nicht dagegen aufzulehnen versucht? Doch! Sie waren in der That verstockt genug, anfangs gegen diese Heilsanstalt sich zu sträuben und der Einführung derselben da und dort nicht nur passiven, sondern auch aktiven Widerstand zu leisten. Ja sie gingen in ihrer unchristlichen Verstocktheit sogar soweit, im Jahre 1485 einen der wildesten, erbarmungslosesten, blutigsten und demnach hochverdientesten Inquisitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichsten Blüthe seiner heiligen Thätigkeit in der Stiftskirche von Saragossa mörderisch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchlosigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht sattsam dadurch gesühnt wurde, daß von den dazu verschworen Gewesenen 200 auf dem Hochgerichte starben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquisition „versöhnt" zu Grunde ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem spanischen Inquisitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und feierlich unter die patentirten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es ist doch eine hübsche Sache um den „Fortschritt". Ihr sagt: Bah, auf eine Posse mehr

Digitized by Google

oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergeßt, daß die einzelnen Possen, aus welchen die traurige Generalposse des Daseins sich zusammensetzt, so nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anstandshalber doch nicht gar so kretinisch-dumm sein sollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödsinn, der brutale Blödsinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbescheidene Forderung sein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortschritt der Civilisation" wenigstens ein bißchen Humor resultiren sollte. . .

Nachdem, wie oben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmälig nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisirte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 haben ihm lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch sie die 28 Artikel der „Instruktionen" des heiligen Amtes dekretiren. Und er that noch mehr: er wußte seine Landsleute so ganz mit torquemada'schem Christenthum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als „Familiar" demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten religiösen Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen athmeten, den „Glaubenshandlungen" anwoh-

Digitized by Google

nend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles inbetreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und socialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)", von welcher das mittelalterliche Kirchenlied singt, trieb und regelte das ganze Verfahren der Inquisition. Torquemada drückte derselben so unauslöschlich und nachhaltig das Gepräge seiner düsterbrütenden und methodischen Fühllosigkeit auf, daß seinem gleichgesinnten Nachfolger im Großinquisitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu thun übrig blieb. Wer von dieser Maschinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquisition war von A bis Z geheimnißvoll, schrecklich, zermalmend. Der Angeklagte und Gefangene befand sich vom ersten Augenblick an einsam und verlassen einer steinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eisenfaust nicht nur das Leben vernichtete, sondern auch die Majestät des Todes schändete, indem sie die modernden Ueberreste solcher „Verdächtigen", die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzstoß warf.

Schon das Proceßverfahren war eine grausame Strafe. Denn die auf die Angabe irgendeines namenlosen Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wurden ja in die Kerker der Inquisitionstribunale geworfen, das will sagen in luft- und lichtlose, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marter-

Digitized by Google

höhlen, wahre Qualhöllen mit ihrer Hungerkost, ihrem faulen Wasser, ihrem Gestank, ihrem mittels Geißelhieben und Maulknebeln erzwungenem Schweigen.

Zu dieser Kerkerpein, allein schon furchtbar genug, um zum Wahnsinn oder zum Selbstmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünste, um den Angeschuldigten das Eingeständniß ihrer Ketzerei zu entreißen. Es sind in den unterirdischen Marterkammern der Inquisition namentlich drei Arten der Folterung zur höchsten Kunstfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Wasser und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Positiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein christlicher Priester vom torquemada'schen Schlage sein, um die scheußäligen Proceduren beschreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenschliche Willenskraft dazu, um die entsetzlichen Qualen der sämmtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überstehen, ohne auszusagen und einzugestehen, was nur immer die Inquisitoren ausgesagt und eingestanden haben wollten. Und doch haben Tausende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu einem zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unschuld betheuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angesichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verstockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor solchem Heldenthum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menschen.

Daß der Schein von Vertheidigung, welche man den Angeklagten gestattete, nur ein Spott war, braucht kaum gesagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundsatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als schuldig anzusehen sei, so lange er nicht seine Unschuld bewiesen hätte. Aber wie hätte er sie beweisen können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die

Digitized by Google

Namen des Anklägers noch der angeblich seine Schuld bestätigenden Zeugen mitgetheilt. Daß sie ihm gar gegenübergestellt worden wären, davon war keine Rede. Das ganze Verfahren sodann war mit einem abschreckenden Geheimniß umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand sich mit einem Ruck und Zuck von allem Zusammenhange mit seiner bisherigen Welt losgerissen. Wie die Inquisition selbst, waren sämmtliche Beamte der Inquisition bis zu den untergeordnetsten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Procedituren verpflichtet. Es ist demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür seiner Richter, d. h. Henker preisgegeben gewesen ist. Diese Richter waren aber nicht nur unwissende und fanatische Mönche, sondern auch war die Verurtheilung der Angeklagten für sie von Interesse — im gemeinsten Wortsinne — von Geldinteresse. Jede Verurtheilung wegen Ketzerei war ja, wie schon gesagt, mit Vermögenseinziehung verbunden; aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die sämmtlichen Gerichtskosten, die ordentlichen Gehalte und Extragebühren der hochwürdigen Herren Inquisitoren daraus bestritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris", d. h. vor der Kraft und Macht der religiösen Stupidität wird man doch kaum umhin können, zu sagen, daß Tausende spanischer Ketzer gerade aus denselben Gründen verdammt worden sind, aus welchen, wie Kenner der Geschichte des Hexenwesens wissen, Tausende deutscher Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geschäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Pracht entfaltete die heilige Inquisition bei den Autosdefé, bei den Glaubensakten, wie sie mit jener bronzestirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumischen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Diese gräuelhaften Brandfeste sind lange Zeit hindurch die höchsten Nationalfeste Spaniens gewesen. Es gab kleine und große, gewöhnliche

Digitized by Google

und ungewöhnliche Autosdefé. Erstere fanden alljährlich an bestimmten Tagen statt, letztere mit ihren massenhaften Einäscherungen wurden für besonders feierliche oder freudige Veranlassungen aufgespart. Thronbesteigungen, königlichen Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen".

Ein sehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sicilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen stupenden und stupificirenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchst gelehrt von dem Ursprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis"). Nichts kann sinnreicher sein als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquisition ihren Ursprung im Paradiese genommen habe. Nämlich der erste aller Inquisitoren war Gottvater selber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urtheil das erste Ketzergerichtsverdikt. Adam und Eva sind zweifelsohne die ersten „versöhnten" Ketzer gewesen. Ihre Bekleidung mit Thierfellen war das Modell des „San Benito" und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial ist die Findung Paramo's, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Testament hindurch sich verfolgen lasse. Abraham, Isaak und Jakob, dann Mose, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jesus selbst, sowie verschiedene seiner Apostel seien Inquisitoren gewesen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodefé biete jene Erzählung im neuen Testamente, welcher zufolge die Apostel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meister den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf dasselbe herabgerufen wissen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner die Ketzer von damals gewesen, so wäre hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müßten, und wer gegen diese Beweis-

Digitized by Google

führung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der „sei verflucht!“

7.

Die spanischen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schaulust, welche die großen von der Inquisition veranstalteten Molochopferfeste ihnen darboten, gehörig sich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor so einem „Glaubensakt“ wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palaste desselben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto stattfinden sollte. Das ganze Personal des Tribunals folgte in Procession der Fahne und unter Trompeten- und Paukenschall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauspiels verkündigt.

Alsbald ging man rüstig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Residenz, so wurde das hölzerne Autodefé-Theater stets dem Hauptbalkon des königlichen Palastes gegenüber errichtet oder auch so, daß die für die vornehmen Zuschauer bestimmte Estrade an die Wand des Palastes sich anlehnte und in amphitheatralischer Abstufung sich gegen den freien Platz hinabsenkte. Bemerkenswerth, aber ganz in der Ordnung war, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquisitors beträchtlich höher war als der für den König bestimmte. Der von den Flügeln der Zuschauerbühne halb umspannte Platz war für die Verurtheilten und für die bei der Urtheilsverkündung fungirenden Priester und Beamten bestimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner standen da eine Kanzel für den Festprediger und ein Pult für den Vorleser der Straffentenzen und diesem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verlesung ihrer Urtheile gesteckt wurden.

Digitized by Google

War der Festtag angebrochen, so füllten sich schon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuschauer.. Die königliche Familie pflegte sich um 7 Uhr Morgens einzufinden. Eine Stunde später that das Hauptthor des Inquisitionspalastes sich auf und die Festprocession kam heraus, um sich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine unzählbare und andächtige Volksmenge einschloß. Voran marschirten hundert mit Picken und Büchsen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieses Recht besaß, weil sie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die sämmtlichen Dominikaner der Stadt und Umgegend. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rothem Damast gefertigt und zeigte auf der einen Seite das spanische Wappen und auf der andern ein gezücktes Schwert. Das kostbare Vorrecht, sie zu tragen, stand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurtheilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einen grobwollenen, sackartigen Kittel, dem „San Benito", angethan [1]). Die zu leichteren Geld- und Gefängnißstrafen Verurtheilten gingen voran, barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Brust- und Rückenstücke ihrer San Benitos geheftet. Folgten solche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenstrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche sich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß sie nach gefälltem Urtheil ein Geständniß abgelegt hatten. Sie sollten demnach „nur" mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr Sanbenito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenso ihre Koroza, d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier,

1) San Benito est une corruption de saco bendito. Son véritable nom en espagnol était Zamarra; le premier devint le nom vulgaire, parceque depuis le temps de Hébreux on appelait sac l'habit de pénitence. Llorente, Hist. crit. de l'inquisition d'Espagne (Paris 1817), I, 127.

Digitized by Google

welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt schritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. solche, welche auf der Folterbank im Wahnsinn des Schmerzes „Geständnisse" sich hatten auspressen lassen, dieselben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung ihrer Sanbenitos und Korozas wie bei den „nur" zur Garotte bestimmten, aber mit dem Unterschiede, daß auf ihren Kitteln und Mützen die Flammen holzgerade in die Höhe standen, während sie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um sie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu stören. Alles war vorgesehen, für alles war vorgesorgt Das Skandal sollte nicht vorkommen können, daß so ein verruchter Erzketzer sich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungsschrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannst du mitansehen ohne zu erblinden? — — Hinter den zu Brandopfern bestimmten Verurtheilten wurden sargähnliche Holzkästen einhergetragen. Sie enthielten die Leichname solcher Angeklagten, welche zwischen der Verurtheilung und der Einäscherung im Kerker gestorben waren; sowie den Gräbern entrissene Gebeine solcher, welche nach ihrem Tode der Ketzerei verdächtig und schuldig befunden worden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es sich ja nicht nehmen, auch den Todten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrath der Inquisition beschloß den Zug. Die Inquisitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den schwarzgekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüthe des spanischen Adels bestanden. Zuletzt kam der Großinquisitor im violetten Talar, umringt von seiner geharnischten Leibwache.

War die Procession auf dem Platze angelangt und hatten die sämmtlichen Theilnehmer ihre angewiesenen Plätze eingenommen, so las ein Priester an dem erwähnten Altar die Messe. War er beim „Evangelium" angelangt, so trat ein Zwischenspiel ein, ein Entremes, spanisch zu reden. Der messelesende Priester hielt näm-

Digitized by Google

lich inne, der Großinquisitor erhob sich von seinem Thronsitze, ließ sich den Chorrock anthun, die Mitra aufsetzen und schritt, so der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um diesem den bei Autosdefé üblichen Eid abzunehmen. Dieser königliche Eid besagte, den alleinseligmachenden katholischen Glauben aufrecht zu erhalten, die Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquisition in ihrer Vertilgungsarbeit zu unterstützen. Der König leistete den Schwur, die höchlich davon erbaute Versammlung sprach denselben nach und dann bestieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungspredigt zu halten, welche in einen so fenrigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man schon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu sehen und prasseln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen und dann fing die Vorlesung der Urtheile an, wobei die Verurtheilten der Reihe nach in die beschriebenen Käfige gesteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War also das Erweckliche des Auto abgethan, so begann das Erschreckliche, was aber spanische Christen keineswegs erschreckte, sondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquisitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge, ihren Kreis zu öffnen. Wie dies geschehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeschichteten Holzstöße sichtbar. Es waren ihrer so viele wie der zum Feuertode verurtheilten Ketzer. Die nicht zum Tode bestimmten wurden von den übrigen gesondert und in die Kerker der Inquisition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben sie dort dem „weltlichen Arm". Ite in pace! Unsere Geruchsnerven sind nicht orthodox genug organisirt, um den alleinseligmachenden Brandopfergeruch schmecken zu wollen.

Das beschriebene Ceremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Nebensachen. Eine

Digitized by Google

solche Aenderung war, daß der Großinquisitor selbst nach Verlesung der Urtheile die zum Feuertode Bestimmten förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto stattfand, zur Vollziehung des Urtheils überwies und übergab und zwar stets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!“ während doch dem „weltlichen Arm“ schlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquisitorische Brandurtheil sofort zu vollziehen. Die zärtliche Mutter Ekklesia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in corde“. In den meisten Fällen war der Verbrennungsplatz („quemadero“) nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadtmauern gelegen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geschilderte Schlußakt der Procedur spielte.

Ein denkwürdiges Beispiel von der Anwesenheit eines spanischen Königs bei einem Autodafé — (richtiger schreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps des Zweiten von seinem entzückten Lobredner Kabrera [1]).

Im Sommer von 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit sich den festen Entschluß, unter allen Umständen und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei in seinen Landen auszutilgen und insbesondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit und unantastbarer Glaubenseinheit zu erhalten. Dabei handelte es sich nicht allein mehr um die „neuen“ Christen von Juden und Moriskos, sondern auch um heimliche Protestanten. Denn es läßt sich leider nicht leugnen, das Gift der deutschen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquisition mußte sich kräftiglich regen, maßen sie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, sondern auch mit Verehrern Luthers zu thun

1) Cabrera: Felipe Segundo, l. V, c. 3.

Digitized by Google

hatte[1]). Sie arbeitete energisch. Am 21. Mai von 1559 ließ sie zu Valladolid einen prächtigen Autodefé in Scene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schwester, der junge Infant Don Karlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger schönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauspiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden verbrannt, sechszehn „versöhnt". Die Verurtheilung hatte auch eine Todte getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangesehene Donna Leonor de Bibero. Das heilige Offiz war zu der Ueberzeugung gelangt, sie sei als heimliche Protestantin gestorben. Ein Verdammungsspruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloster San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze desselben eine Schandsäule aufgerichtet, welche erst i. J. 1809 durch die Franzosen zerstört worden ist. . . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt spielte in derselben Stadt Valladolid, gleichsam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober von 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden sich sein Sohn Karlos, sein Neffe Alexander Farnese, alle höchsten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendste Versammlung, welche ein Autodefé-Theater jemals gesehen hat. Der Großinquisitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbischof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab, welchen Philipp mit entblößtem Degen schwur, um seinen streitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzuthun. Die auserwähltesten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie stammende

1) S. das belehrende Buch „Historia de los Protestantes españoles" von Adolfo de Kastro (1857). Es existirt auch eine deutsche Bearbeitung desselben von H. Hertz (1866).

Digitized by Google

Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Karlos de Seso. Diese drei Lutheraner beharrten standhaft bei ihrem protestantischen Bekenntniß und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geistliche und fünf Nonnen, wurden, weil sie angesichts des Scheiterhaufens ihren „Irrthum" bekannten, „nur" garottirt und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Karlos de Seso auf seinem Wege zum Holzstoß unter dem Balkon, von welchem aus der König dem gottseligen Spektakel zuschaute, vorüberkam, rief der kecke Ketzer Sr. katholischen Majestät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zusehen, wie man mich verbrennt?" Worauf Philipp der Zweite: „Ich würde selber die Reisigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein so verruchter Ketzer wäre wie du." Schade, daß Schiller diese Antwort nicht gekannt hat. Hätte er sie gekannt, so würde er die zehnte Scene vom fünften Akt des „Don Karlos" anders gehalten haben, indem sein Großinquisitor sich nicht soviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu bestimmen. Auch dem Statthalter Christi, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius dem Neunten, scheint Philipps des Zweiten so eben gemeldete „That in Worten" bislang noch unbekannt geblieben zu sein. Sonst wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggesprochen worden ist.

Digitized by Google

8.

Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, „sanft und selig im Herrn entschlafen". Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rothe Saft stromweise niederfloß!

Torquemada war ein Principmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er ras'te und kalkulirte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Thun, er war der inkarnirte Inquisitionsgedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen Glutodem seines Eifers die sämmtlichen von ihm organisirten und geleiteten 13 Inquisitionstribunale Spaniens zu durchdringen! So fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugthuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorente's Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10,220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurtheilt 97,321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebniß frommer Thätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten,

Digitized by Google

fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Thatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Thatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes" gerettet worden ist durch das heilige Offiz.

Digitized by Google

Zwei Königinnen.

Die frouwen beide waren in groz ungemüete kommen.
Nibelungenlied, 16.

Les places que la posterité donne sont sujettes, comme les autres, aux caprices de la fortune.
Montesquieu, Grand. et décad. des Rom. ch. 1.

1.

Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge, d. h. über eine Sache und über eine Person, sich nicht mit ihnen reden läßt, — nämlich nicht so reden läßt, wie es Leuten von Wissen und Unbefangenheit zukommt und ziemt. Die Sache ist die Bibel, die Person ist die Königin Elisabeth. Sobald diese zwei Gegenstände berührt werden, benimmt sich der richtige Englishman ungefähr so wie ein kolleriges Pferd, vor dessen Nase man plötzlich eine Rakete abbrennt. Er setzt sich, so zu sagen, auf die Hinterbeine, fängt zu pruhsten und zu bocken an, die bekannten britischen Starr- und Stieraugen werden grünglasig und mit Vernunft und Kritik, Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn, item mit menschenwürdiger Diskussion ist's vorbei. Die Bibel ist das absolute „Holy Book", die Königin Elisabeth die absolut „jungfräuliche Queen Beß", — jene wie diese ein unter die unantastbare Glasglocke des ehrfurchtvollsten Rührmichnichtan gestelltes Idol,

Digitized by Google

das einer Untersuchung, geschweige einer Anzweifelung, gar nicht unterzogen werden darf. Der richtige Engländer verbrennt noch immer alljährlich am Guy-Fawkes-Tag den römischen Papst im Bilde, aber vor dem papierenen Bibel-Papst liegt er anbetend auf den Knieen. Sein Bibelsammelsurium ist ihm, gerade wie dem richtigen Moslem sein Koransammelsurium, das Buch schlechthin und gerade so ist ihm die Königin kat' exochen seine „jungfräuliche Queen Beß", mit deren Jungfräulichkeit es doch schon in ihren Backfischjahren nur so so la la bestellt war, wie Lord Seymour de Sudeley des näheren anzugeben vermocht hätte, so er gewollt.

Wenn kenntniß- und urtheilslose Menschen, in deren Augen der große Cromwell nur ein „Rebell und Usurpator", der von Genius' Gnaden erlauchte Byron noch immer nur das Haupt einer „satanischen Schule" und der edelherzige, liebevolle Shelley nichts als ein „ungläubiges Ungeheuer" ist, — wenn solche richtig-englische Durchschnittsleute mit der Königin Beß Idolatrie treiben, so ist darüber weiter nichts zu sagen. Es ist das eben ein nationaler Aberglaube, wie der Bibelfetischismus ein religiöser. Wenn aber Menschen, welche auf höhere Geisteskultur, sogar auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben, die maßlose Ueberschätzung Elisabeths, den Queen-Beß-Götzendienst mitmachen, wie neuerdings wieder der Historiker Froude und der Essayist Dixon gethan haben, so darf man billig sich verwundern und den Ursachen dieser englischen Krankheit nachfragen.

Ein allgemein menschlicher Grund derselben ist, daß Elisabeth Erfolg hatte, glänzenden Erfolg. Weil sie glücklich war, mußte sie ihren Zeitgenossen und muß sie der Nachwelt als groß erscheinen. Hätte sie Unglück gehabt, so würde man natürlich von der rothhaarigen, geierschnabelnasigen Tochter Heinrichs des Achten ganz anders reden. Das Schicksal hatte sie auf einen Platz gestellt, wo sie, welche ihr Lebenlang innerlichst Katholikin geblieben und dem romanisch-despotischen System der Politik leidenschaftlich zugethan

Digitized by Google

gewesen ist, für die Vorkämpferin des Protestantismus und Germanismus gelten konnte, gelten mußte. Es ist eine jener nicht seltenen tollen Ironieen der Weltgeschichte, daß diese unerbittliche, kieselsteinhartherzige Tyrannin, welche ihre Parlamente behandelte, wie dieselben es verdienten, d. h. wie die Insassen einer Bedientenstube, wie die Senate des Tiberius oder des ersten und dritten Napoleon, — diese grausame Kokette, welche eine wirkliche oder auch nur geargwohnte Verfehlung gegen ihre bis zur Narrheit gehende Eitelkeit nie verzieh, — diese männersüchtige Nichtjungfer, welche mit Seymour, Leiceſter, Hatton und Simier gebuhlt und noch in ihren alten Tagen mit Essex lüstern getändelt hat, — dieses herrschsüchtige Weib, welches jeden Versuch, ihrer absoluten Machtvollkommenheit zu widerstreben, furienhaft ahndete, — diese blutige Verfolgerin der Nichtkonformisten, welche sich dem Papalismus der anglikanischen Päpstin Elisabeth nicht unterwerfen wollten, trotz alledem von der Mit- und Nachwelt als die weiseste der Königinnen, als ein Muster von Sitte und Takt, als eine, wie Shakspeare sie lobhudelte, ganz makellose Lilie („a most unspotted lily"), als die Trägerin und Heldin des germanisch-protestantisch-parlamentarischen Princips der Bewegung gegenüber dem romanisch-katholisch-absolutistischen der Stabilität gepriesen werden konnte und kann und zwar mit einem starken Anschein von Recht. Denn „le succès justifie tout" und zu dem unberechenbar wichtigen Erfolge, welchen in dem großen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entbrannten Kampfe das Princip der Bewegung über das der Stabilität davontrug, *mußte* Elisabeth, als Tochter der Anna Boleyn, mitwirken. Daß sie es in Folge ihrer großen staatsmännischen Begabung *konnte*, das macht in den Augen unbefangener Urtheiler ihren Anspruch auf Nachruhm aus. Sie war keine Initiatorin, keine Wegbahnerin; aber sie hatte etwas, viel sogar von dem Zeuge in sich, aus welchem die Weltgeschichte brauchbare Werkzeuge schneidet, um in verhängnißvollen Epochen

Digitized by Google

den trägen Erdenkloß Mensch damit zu bearbeiten, einzujochen, an den Entwickelungspflug zu spannen und vorwärts zu treiben. So ein Treiberberuf hat eine erkleckliche Dosis von skrupelloser Despotie zur unumgänglichen Voraussetzung, weil besagter Erdenkloß bekanntlich nicht belehrt und überzeugt, sondern gezwungen und vergewaltigt sein will. Elisabeth war eine ebenso skrupellose als glückliche Despotin. Des Nimbus ihrer geschichtlichen Stellung und ihres Glückes entkleidet und schlechtweg als Menschin angesehen, ist sie weder achtbar noch liebenswürdig gewesen.

Eine zweite Ursache, ja wohl die Hauptursache der Abgötterei, welche vom richtigen Engländerthum mit der Queen Beß getrieben wurde und wird, dürfte sein, daß Elisabeth so recht das Urbild der englischen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Respektability" darstellt. Eine schlauere, kühnere, konsequentere Heuchlerin als sie hat niemals in einem Unterrocke gesteckt. Sie war das Fleisch und Blut gewordene „Qui nescit dissimulare nescit regnare". Die Verstellung war der Sauerstoff ihrer Seele und sie lebte in der Intrike wie der Fisch im Wasser. Sie verdiente zwei so vollendete Heuchler wie Cecil und Walsingham zu Ministern zu haben, denn sie wußte auch diese zu überheucheln. Wie die Nationaleitelkeit der Franzosen in einem vierzehnten Ludwig und in einem ersten Napoleon sich selber anbetet, so vergöttert die Nationalscheinheiligkeit der Engländer sich selber in der Person der Königin Elisabeth.

Ein dritter Grund der überstiegenen Schätzung derselben ist zweifelsohne dieser, daß ihre Geschicke so enge mit denen ihrer Base, der Königin Maria Stuart von Schottland, sich verflochten haben. Die Leidenschaftlichkeit, die Verschuldung und das Unglück der schottischen Königin bilden ja den dunkeln Hintergrund, von welchem sich die Scheinheiligkeit, die Schlauheit und das Glück Elisabeths um so glänzender abheben. Diese trug in jeder Beziehung den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davon, welcher sie

Digitized by Google

schließlich den Kopf abschlagen ließ, und folglich läßt sich anständiger Weise an ihrem Rechte nicht zweifeln. Macht ist ja Recht.

2.

Seit dem Kampfe, welchen die beiden Frankenköniginnen Brunhild und Fredegund mit einander führten, hat es einen an dramatischem Interesse so reichen Weiberzank wie den zwischen Elisabeth und Maria entbrannten nicht wieder gegeben. An weltgeschichtlicher Bedeutung aber überragte dieser königliche Frauenkrieg des 16. Jahrhunderts jenen im sechsten gezeterten weit.

Denn auch Maria Stuart vertrat ein Princip, auch *sie* war so gut wie Elisabeth eine historische Charakterfigur. Es wäre ebenso oberflächlich als ungerecht, in der schottischen Königin nur ein liebebedürftiges und liebedurstiges, sinnlichen Eindrücken hingegebenes Weib erblicken zu wollen. Gewiß, es hat sich mitunter in ihr die Sinnlichkeit stark geregt, aber nur die Verleumdung hat sie zur Wollüstlingin stempeln können. Sie war ganz entschieden viel weniger kokett als Elisabeth. Wenn diese durch die Verhältnisse zur Fahnenträgerin des Protestantismus und der modernen Staatsidee gemacht wurde, so drückten aus der Weltlage und aus persönlichen Beziehungen gleichmäßig entsprungene Motive der Maria das Banner des Katholicismus und der mittelalterlichen Romantik in die Hand. Als Nichte der Guisen, als Wittwe des ältesten Sohns der Katharina Medici, als legitim berechtigte Erbin des von einer „ketzerischen" Nebenbuhlerin eingenommenen Thrones von England *mußte* sie eine vorragende Stellung in der großen Kombination innehaben, welche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts von seiten der katholischen Reaktion zur Wiederherstellung des alten Glaubens im weitesten Umfange entworfen wurde und

Digitized by Google

die päpstliche Tiara, den Jesuitenorden, die ganze Macht Philipps des Zweiten von Spanien und die der französischen Liguisten den Forderungen und Absichten eines und desselben Fanatismus dienstbar machte.

Trotzdem war Maria Stuart weit entfernt, eine religiöse Fanatikerin zu sein. Sie hielt an dem ihr angeborenen oder vielmehr anerzogenen alten Glauben fest und mochte sich um so weniger von den gewohnten Anschauungen und Bräuchen trennen, als ihr der Hinblick auf den Ursprung des englisch-anglikanischen Protestantismus nur Ekel und Verachtung erregen konnte. Denn fürwahr einen verächtlicheren, schmutzigeren Ursprung hat wohl selten oder niemals ein menschlich Ding gehabt. Aus der Buhlschaft des Despotismus mit der Unzucht ist die zweischlächtige Bastardin der englischen Reformation entsprossen, wenigstens in ihrer Gestalt als anglikanische High Church. Der blutgierige Tyrann, wüste Weiberfüchtling und grausame Weibermörder Heinrich der Achte hat diesen seiner würdigen Wechselbalg gezeugt. Aber wie sehr derselbe die Königin von Schottland anwiderte, eine fanatische Katholikin war sie so wenig, als Elisabeth eine fanatische Protestantin gewesen ist. Gerade wie diese sich aus dem Protestantismus eine Politik zurechtmachte, so war für Maria Stuart der Katholicismus ganz wesentlich politischer Natur.

Weder sinnliche Begehrlichkeit also hat das Dichten und Trachten der Schottenkönigin bedingt und bestimmt, noch religiöser Eifer. Das bewegende Agens ihres Wesens, Denkens und Thuns war vielmehr der glühende Wunsch, etwas vorzustellen in der Welt, der rastlose, bis zuletzt aushaltende Ehrgeiz, eine große Königin zu sein.

Und dieser Ehrgeiz hatte zu seiner unausrottbaren Wurzel die energische Vorstellung, welche Maria Stuart von ihrer angestammten und angeborenen Gottesgnadenthümlichkeit hegte. Sie war von ihrem dynastischen Rechte bis zu ihrem letzten Athemzug überzeugt.

Digitized by Google

Auch von ihrem dynastischen Recht auf die Krone, welche Elisabeth trug. Und sie durfte, sie mußte es sein. Denn stellt man sich, wie man ja bei Beurtheilung dieses Verhältnisses thun muß, auf den Standpunkt des monarchischen Köhlerglaubens der sogenannten Legitimität, so kann gar nicht bestritten werden, daß Maria als die legitime Enkelin Heinrichs des Siebenten [1]) einen weit besseren Anspruch auf die englische Krone besaß als Elisabeth, welche nur eine Bastardenkelin des genannten Königs von England war, die Frucht eines zweifachen Ehebruchs, und noch dazu von ihrem eigenen Vater und auf dessen Befehl auch vom Parlamente förmlich als Bankertin erklärt.

Für Elisabeths wahrhaft ungeheuerlichen Stolz mußte es eine bittere Kränkung sein, daß sie sich des demüthigenden Gefühls ihrer makelhaften Geburt nie ganz entschlagen konnte. Sie empfand scharf, welchen Vortheil diese Makel der Schottenkönigin über sie gab. Daher der unstillbare Haß, welchen Elisabeth von Anfang an gegen Maria hegte. Diese ihrerseits war sich des Vorzugs ihrer legitimen Geburt, Stellung und Berechtigung wohlbewußt und Schiller hat mit jenem historischen Instinkt und Takt, welchen nur Plattschädel von Schulfüchsen ihm bestreiten können, das Richtige getroffen, wenn er am Schlusse des vierten Auftritts vom dritten Aufzug seiner Tragödie die boshaft gereizte Maria Stuart zornglühend ihrer Todfeindin Elisabeth und den englischen Lords zurufen läßt: —

„Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Briten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen.
Regierte Recht, so läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!"

1) Durch ihre Großmutter Margaretha, Tochter Heinrichs des Siebenten, ältere Schwester Heinrichs des Achten, Gemahlin Jakobs des Vierten von Schottland.

Digitized by Google

3.

Der bornirte Proteſtantiſmus hat die Königin Eliſabeth, der bornirte Katholiciſmus hat die Königin Maria heilig geſprochen. Die unbefangene Betrachtung findet den Wahrſpruch: Weder die eine noch die andere war eine Heilige, nichts weniger ſogar als eine Heilige. Maria Stuart iſt zweifelsohne die urſprünglich edlere Natur geweſen, Eliſabeth Tudor die klügere Politikerin. Maria war allzeit und überall, in der Liebe wie im Haß ein echtes und ganzes Weib mit glühenden Impulſen und vollſchlagenden Pulſen; Eliſabeth dagegen hatte etwas Zwitterhaftes und war, wenn auch keine Virgo, doch eine Virago, im heroiſchen Sinne des Wortes wie im vulgären.

Dieſe beiden durch Blutsverwandtſchaft einander ſo nahe gerückten Frauen wurden durch ihre Stellungen zu ſolchen Todfeindinnen gemacht, daß die britiſche Inſel nicht Raum für beide hatte und ein viele Jahre hindurch raſtlos zwiſchen ihnen geführter Streit nur mit dem Untergange der einen oder der andern enden konnte. Zwei Vettern auf den Thronen von England und Schottland konnten ſich leidlich mitſammen vertragen, zwei Baſen nimmer. Es wäre ja das wider alle weibliche Kleiderordnung geweſen.

Eliſabeth (geb. am 7. September 1533) war neun Jahre älter als Maria (geb. am 8. December 1542). Beide hatten jene auf Sprachenfertigkeit und Literaturkenntniß gerichtete Erziehung und Bildung erhalten, welche die Renaiſſancezeit großen Damen zu geben liebte. Beide verſtanden und ſprachen außer ihrer Mutterſprache Latein, Franzöſiſch und Italiſch. Eliſabeth wußte ſogar etwas Griechiſch und Deutſch. Sie liebte es, mit ihrer Gelehrſamkeit ſtaatzumachen, und ihre gränzenloſe Eitelkeit nahm es als einen rechtmäßigen Tribut hin, wenn man glaubte oder zu glauben vorgab, ſie hätte die ſchönſten Hände und ſie ſei die geſchickteſte Lautenſpielerin wie die graziöſeſte Tänzerin von der Welt.

Digitized by Google

Sie hatte sich eine würdevolle Haltung angewöhnt, sie wußte imponirend, sogar majestätisch aufzutreten; aber schön war sie in Wahrheit und Wirklichkeit keineswegs. Schmeichler haben ihr „goldfarbiges" Haar gepriesen; allein nicht durch die Schmeichlerbrille angesehen, war dasselbe roth, sogar stark ins Fuchsig-Rothe streifend. Den wasserblauen Augen war der sanfte Schmelz fraulicher Güte und Milde fremd und niemals hatten sie den bebenden Schimmer mädchenhafter Scham und Scheu gekannt. Die große Raubvogelschnabelnase, der grobsinnlich aufgeworfene Mund mit einem unverwischbaren Zug von Falschheit um die Lippenwinkel und das starkfleischige Kinn kennzeichneten die Virago, hatten aber durchaus nichts Anmuthiges. Als richtige Kokette liebte es Elisabeth, sich auffallend zu kleiden und die herrschenden Moden bis ins Abgeschmackte zu übertreiben. Noch als altes Weib ist sie wie ein junges Mädchen angezogen gewesen. Die Grazien wußten und wollten nichts von ihr. Summa: ein unliebenswürdig mannweibischer Mischmasch von berechnender Heuchelei, herzloser Gefallsucht und luciferischem Hochmuth; aber für die Welt, wie sie nun einmal ist, ganz gemacht, schlau, ausdauernd, nie um Mittel und Wege verlegen, Meisterin der Kunst, den Schein zu wahren, gänzlich ohne Gewissensskrupel, sobald ihr Ansehen, ihre Macht oder auch nur ihre Eitelkeit in Frage kamen. Aus der herben Schule ihrer Jugendtrübsale war sie als eine ausgelernte Staatsmännin hervorgegangen. Sie war eine Kennerin der Menschen und hatte die Wissenschaft, dieselben zu behandeln, vollständig inne. Sie besaß auch das Verständniß ihrer Zeit. Sie begriff, daß es mit der Feudalromantik unwiderruflich zu Ende ginge, daß die Grundlagen und Hilfemittel mittelalterlicher Politik vernutzt seien und daß neue Lebensmächte wirksam geworden, welchen man Beachtung nicht versagen dürfte. Sie herrschte absolut, aber so geschickt, daß ihre guten Unterthanen glaubten, das ihnen von Zeit zu Zeit plump vorgegaukelte parlamentarische Märchen sei Wirklichkeit.

Digitized by Google

Sie wollte Despotin sein und war es, allein ihr Despotismus war nicht wie der Philipps von Spanien ein zerstörender und ertödtender, sondern ein schaffender und belebender.

In alledem lag eine ganz unleugbare und große Ueberlegenheit Elisabeths über ihre Nebenbuhlerin, obzwar diese von Haus aus genialischer angelegt war. Maria's Geist war feiner und beweglicher, ihr Gefühl kräftiger, ihre Phantasie reicher und schöpferischer. In der Verstellungskunst war sie eine wahre Zwergin gegenüber der Riesin Elisabeth, aber an Stärke des Ehrgeizes stand sie ihrer Feindin nicht nach und an Muth und Ausdauer übertraf sie dieselbe weit. Unter den ungünstigsten Umständen, eine arme Gefangene, krank, bewacht, umlauert, brutalisirt, hat sie mit den kärglichsten Mitteln den Kampf gegen ihre Besiegerin und Kerkermeisterin dennoch mit einer bewunderungswürdigen Thatkraft bis zur letzten Stunde fortgeführt und von ihrem Gefängniß aus die mächtige Königin von England auf ihrem Throne zittern gemacht. Dies gibt unwiderlegliches Zeugniß, daß Maria über das menschliche Durchschnittsmaß hoch emporragte. Und sie war wie in ihrer Mädchenblüthe so noch in ihrer fraulichen Reife eine so schöne, so gewinnende, so anmuthige Erscheinung! Während ihrer kurzen glücklichen Mädchenzeit in Frankreich haben die Ronsard, Du Bellay und Brantome all ihr Talent erschöpft, um in Versen und Prosa den Reiz von Maria's Persönlichkeit darzustellen, und sie haben neben der Schönheit der jungen Königin auch die vielseitige Kultur ihres Geistes, ihre Bescheidenheit und jungfräuliche Würde, ihre Herzensgüte und Sanftmuth hervorgehoben. Maria war hochschlank von Wuchs und von vollendet harmonischem Gliederbau. Ihre von der Natur gelockten Haare färbten sich mit den Jahren aus dem Goldblond in's dunkle Kastanienbraun um. Ihre Haut hatte jenen Sammetschimmer, welcher einen der seltensten und köstlichsten Frauenreize ausmacht. Unter ihrer hochgewölbten Stirne blickten große braune Augen hervor, sanft und geistvoll zugleich,

Digitized by Google

Augen, deren zärtlichem Schmachten oder fröhlichem Aufleuchten gleich schwer zu widerstehen war. Maria's reizend geschnittener Mund entsendete eine klangvolle, tief zu Herzen gehende Bruststimme und ihr ganzes Gebaren trug den zierlichen Stempel der Anmuth. Ihr Lächeln entzückte, ihr Weinen riß hin. Sie verstand die keineswegs leichte oder allgemeine Kunst, sich zu kleiden, aus dem Grunde. Sie brauchte sich aber nicht anzustrengen, um zu gefallen; sie brauchte sich nur zu geben, wie sie war. Ihrer Koketterie war die Grazie der Natur eigen. Sie sprach sehr gut, sie schrieb einen Stil voll Nerv und Leben. Sie war eine Dichterin, Musikerin, Sängerin, eine wahre Künstlerin in weiblichen Handarbeiten; sie tanzte so schön, daß man ihrer Base und Hasserin Elisabeth kein lieber gehörtes Kompliment machen konnte, als wenn man ihr sagte, sie tanzte doch noch schöner als die Königin der Schotten. Maria hat es auch in den anstrengenderen körperlichen Uebungen bis zur Meisterschaft gebracht: sie war eine kühne und unermüdliche Reiterin und verwegene Jägerin. Der Klang der Trompete erschreckte nicht ihre Ohren, er wirkte vielmehr auf sie wie auf das Schlachtroß im Buche Hiob. Sie liebte es, an der Spitze reisiger Geschwader zu reiten und ihr königlich Banner im Morgenwinde flattern zu sehen. Summa: Ein Weib, geschaffen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, und doch bestimmt, sich selber und alle, die sie liebte und von denen sie geliebt wurde, ins Verderben zu stürzen. Eine über die maßen liebenswürdige Frau, gut, im heimeligen Klosett mit ihr zu kosen oder auf rennenden Rossen mit ihr im Morgensonnenschein über das Feld zu fliegen hinter dem gehetzten Hirsche her oder sich mit ihr im Fackeltanze zu schwingen oder bei einem Turnier von ihr als der „Königin der Schönheit" den Siegespreis zu empfangen. Im alten Griechenlande wäre sie eine Aspasia, zur Kreuzzügezeit eine Klorinda geworden; denn die Anlage zur Hetäre lag nicht weniger in ihr als die zur Heldin. In ihre eigene Zeit gestellt, war sie ein Anachro-

Digitized by Google

nismus: eine mittelalterlich-romantische Königin paßte nicht in die Giftblüthentage der „welschen Praktik". Als sie selber das Netz dieser grauenhaft unsittlichen „Staatskunst" zu handhaben versuchte, verstrickte sie sich rettungslos in den Maschen desselben. Ihr, die von Natur gutherzig, mitleidsvoll, hochsinnig und großmüthig gewesen ist, war es verhängt, die Bundesgenossin eines dreizehnten Gregors, der Jesuiten, Philipps des Zweiten, des Herzogs von Alba, der Guisen, der Katharina von Medici und der Bartholomäusnachtmörder zu sein und demnach als Mitschuldige an allen den Gräueln zu erscheinen, welche die Partei der Vergangenheit verübte, um die Zukunft im Mutterleibe der Gegenwart zu tödten. Ihr erstes Unglück war, eine Guise zur Mutter gehabt zu haben; ihr zweites, am französischen Hofe erzogen worden zu sein. So kam sie nach ihrer ersten Verwittwung als eine Fremde in ihr Heimatland zurück, wo inzwischen der Adel den Katholicismus gestürzt hatte (1560), um für die Demüthigungen, welche ihm die alte Allianz zwischen Krone und Klerus bereitet hatte, seine Rache zu nehmen und zugleich der Güter der Kirche sich zu bemächtigen. Fremd wie ihr wildes Geburtsland waren der jungen Königin auch die wirklichen Interessen der Zeit. Sie wußte daher nicht mit denselben zu rechnen, obzwar unmittelbar nach ihrer Heimkehr nach Schottland wie ihr persönliches Gebaren ein durchaus schickliches und ziemliches so auch ihre politische Haltung eine verständige und geschickte gewesen ist. Aber die sie umringenden Schwierigkeiten überstiegen in die Länge die Kräfte einer jungen Frau von neunzehn Jahren, welche die in ihrer Lage unumgänglich nothwendige Gabe der Menschenkenntniß nicht besaß. Sie hat sich dieselbe auch später niemals angeeignet. Eine Romantikerin jeder Zoll, ließ sie sich allzu gern durch augenblickliche Eindrücke bestimmen und gefiel sich in jener Fahrigkeit, welche überhaupt der Romantik eigen. Nur an Einem hielt Maria alle die bunten Wechsel und abenteuerlichen Wandelungen ihrer Laufbahn

Digitized by Google

hindurch unwankbar fest: an dem Vollbewußtsein ihrer Königschaft. Darum platzten in dem Streite zwischen Elisabeth und Maria nicht etwa nur zwei weibliche Eitelkeiten auf einander — was übrigens auch schon ausgereicht hätte, Tod und Verderben zu erzeugen — sondern zwei gleich große, gleich leidenschaftliche, gleich brennende Ehrgeize. Aber die Trägerin des einen war eine Intrikenkünstlerin, die des andern eine Verskünstlerin: das Resultat des Zusammenstoßes konnte also nicht zweifelhaft sein.

4.

Es ist kein edles Bild und paßt auch nach keiner Seite hin so recht; allein man kann sich doch beim Anblick des Kampfes zwischen den beiden Königinnen nicht der Vorstellung entschlagen, als sähe man eine rothhaarige Katze mörderisch mit einem tropisch schöngefiederten Vogel spielen.

Der Vogel Maria wußte recht wohl, daß die Katze Elisabeth auf der Lauer lag und was die Windungen und Drehungen und Schweifringelungen derselben zu bedeuten hätten. Aber leichtherzig nach Vogelart, flatterte, flog und zwitscherte der Vogel sorglos vor der verschmitzten Feindin herum, welche ihre Krallen abwechselnd zeigte und verbarg, bis sie endlich den rechten Moment, den Fangsprung zu thun, erlauert hatte. Oder vielmehr, so meisterlich katzenhaft hatte die Katze gespielt, daß sich der von Sperbern verfolgte und müdgejagte Vogel vertrauensvoll in die Katzentatzen warf, welche ihn erwürgten. . . .

Es steht ganz unanfechtbar fest, daß sich Elisabeth von Anfang an ihrer schottischen Base feindselig gegenüber gestellt hat, obzwar sie gelegentlich ihren Haß, falls das gerade in ihr Spiel paßte, manches Jahr hindurch geschickt zu maskiren verstand. Weil

Digitized by Google

sie sich, während Maria in Frankreich sich befand; gewöhnt hatte, Schottland für eine englische Provinz anzusehen, und weil es wirklich für ihr politisches System von höchster Wichtigkeit war, daß Schottland bleibend von den katholischen Interessen, von der Allianz mit Frankreich oder Spanien abgezogen würde, sah Elisabeth es schon mit sehr unliebsamen Augen an, daß ihre Base nach dem Tode Franz des Zweiten in ihr Heimatland zurückkehrte. Sie hat diese Rückkehr sogar mittels List zu verhindern gesucht und mit Gewalt zu verhindern gedroht. Recht eigentlich ihr zum Trotz und Tort mußte die achtzehnjährige Wittwe im August von 1561 die Heimreise unternehmen und dabei Gefahr laufen, schon damals ihrer Feindin in die Hände zu fallen.

Es ist ferner unanzweifelbar, daß Maria in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft in Schottland alles that, was sie mit Ehren thun konnte, um mit ihrer Base von England in ein aufrichtiges Verständniß und freundschaftliches Verhältniß zu kommen. Sie befolgte keineswegs eine französische oder spanische oder überhaupt widerenglische Politik. Ließ sie sich doch ganz von den Rathschlägen ihres Halbbruders James leiten, welcher, ein Bankert Jakobs des Fünften von der Margaretha Erskine und durch seine königliche Halbschwester zum Grafen von Murray erhoben und mit Wohlthaten überschüttet, hinter der Maske des religiösen Fanatismus ehrgeizige Anschläge verfolgte und der Söldling und gehorsame Diener Elisabeths war[1]). Maria ging in ihren Bemühungen,

1) Murray war einer der verschlagensten Menschen seiner Zeit. An Heuchelei konnte er es sogar mit Elisabeth von England aufnehmen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der geriebene Bastard, politisch und militärisch ungemein begabt, insgeheim selber nach der Krone von Schottland strebte. Jedenfalls wurde er zu solchem Streben gestachelt durch seine stolze Mutter, welche den Laird von Lochleven aus der Familie Douglas geheiratet hatte. Sie behauptete steif und fest, sie sei vordem nicht die Maitresse Jakobs des Fünften gewesen, sondern seine rechtmäßige Frau und demnach wäre ihr Sohn James der rechte Erbe der schottischen Krone.

Digitized by Google

ihrer Base zu Gefallen zu leben, sogar soweit, daß sie sich bereit erklärte, den ihr zum Gemahl vorgeschlagenen halbabgetragenen Liebhaber Elisabeths, den Lord Leicester, zu heiraten, unter der einzigen Bedingung, daß die Königin von England sie förmlich als ihre Erbin anerkännte. Also nicht verdrängen wollte die schottische Königin ihre Base, sondern nur von dieser ihr gutes Recht anerkannt wissen. Gewiß eine sehr gemäßigte Forderung, denn, sei es wiederholt, dem Legitimitätsrechte zufolge durfte nicht Elisabeth, sondern mußte Maria auf dem englischen Throne sitzen.

Die Königin von England mochte aber von ihrer Nachfolge um so weniger reden hören, als sie recht gut wußte, daß sie einen Platz einnahm, welcher ihr nicht von rechtswegen zukam. Sie konnte das klare Erbfolgerecht der schottischen Königin nicht leugnen, aber sie suchte durch hundertfältige Ausflüchte der Anerkennung desselben zu entgehen. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß ihr Widerwillen, diese Anerkennung auszusprechen, nicht allein aus ihrer Eitelkeit und Herrschsucht erfloß, sondern auch aus der nicht grundlosen Besorgniß, die katholische Maria Stuart, einmal als rechtmäßige Thronnachfolgerin proklamirt, könnte leicht eine von dem damals in England noch zahlreichen und mächtigen katholisch gesinnten Adel mit Freuden gegen das Regiment der Bastardstochter Heinrichs des Achten und der Anna Boleyn erhobene Standarte werden. Dieser Argwohn war es überhaupt, welcher das ganze Verhalten Elisabeths zu Maria vergiftete. Dazu kamen dann noch die Launen der herrschsüchtigen Despotin und die gehässigen Grillen des eifersüchtigen Weibes. Es nagte an dem stolzen und kaltselbstsüchtigen Herz der Königin von England wie ein schlummerloser Wurm, daß sie sich sagen mußte: Die Mary da droben in dem lumpigen Schottland ist doch schöner und liebenswürdiger als du.

Dieser Argwohn, dieser Neid und diese Eifersucht bestimmten nun die Politik, welche Elisabeth gegenüber ihrer Base einhielt.

Digitized by Google

Es war eine Politik raffinirter Gewissenlosigkeit und Bosheit. Daß das arme Schottland darob aus tausend Wunden bluten mußte, kümmerte die große Heuchlerin zu Whitehall nicht im geringsten. In Cecil-Burleigh und Walsingham fand sie ebenso gewandte als skrupellose Ausführer ihrer tückischen Absichten und Pläne. Der Großschatzmeister und der Staatssekretär wären fürwahr befähigt, würdig und willig gewesen, jenem „Principe", welchen Macchiavelli's satanisch-ironisches Genie geschaffen hat, als Minister zu dienen. Mit Hilfe solcher Handlanger hat Elisabeth ihre Base umlauert, umstrickt und bestrickt. Keine List war der großen Intrikantin zu gemein, keine Tücke zu boshaft, um nicht gegen Maria in Anwendung gebracht zu werden. Jede gegen die schottische Königin geplante Schurkerei war der Unterstützung von seiten der englischen sicher. Jeder an Maria begangene Verrath durfte von Elisabeth Belohnung fordern und erwarten. Jedes gegen die Schottenkönigin gesponnene Komplott lebte vom Gelde der englischen Staatskasse. Viele Jahre hindurch hat Elisabeth den Bürgerkrieg in Schottland zu einem chronischen Uebel gemacht. Wollte demselben einmal aus Ermattung der Athem ausgehen, so blies die Königin von England ihm neues Leben ein; denn jeder Rebell gegen Maria konnte auf den Schutz und Beistand Elisabeths rechnen, wie jede gegen die Schottenkönigin geschleuderte Verleumdung im Palaste der Herrscherin von England ein beifälliges Echo zu finden gewiß war.

So war, aller beschönigenden Hüllen entkleidet, das Verhalten der mächtigen Tochter Heinrichs des Achten gegen die machtlose Tochter Jakobs des Fünften. Rechnet man nun zu dieser elisabethischen Politik die Zustände Schottlands, in welche die blutjunge, unerfahrene und lebenslustige Königin unversehens hineingeworfen wurde, so ergibt sich eine Summe von Schwierigkeiten, welche, so sie überhaupt zu überwinden waren, nur durch einen Genius und Charakter ersten Ranges bewältigt

Digitized by Google

werden konnten und folglich durch Maria Stuart nicht zu besiegen waren.

Die ganze Macht in Schottland besaß der Adel, welcher vermöge des Klan-Wesens unbedingt über Gut und Blut, Leben und Tod seiner Hintersassen verfügte. Niemals haben Hunde ihren Herren treuer angehangen, als die schottischen Klans ihren Lords und Lairds anhingen, und kein Fürst der Assassinen fand willigeren Gehorsam, wenn er Mordbefehle ausgehen ließ, als die schottischen Häuptlinge. Sie waren der Staat, falls überhaupt im 16. Jahrhundert Schottland ein Staat heißen konnte. Indem sie, von den bereits berührten Motiven geleitet, die kirchliche Reform durchgesetzt, hatten sie zugleich mit der alten Kirche auch die Krone völlig unter ihre rohen Fäuste gebracht, so sehr, daß dem Königthum, wenn es überhaupt existiren wollte, gar nichts übrig blieb, als zwischen den adeligen Parteien hin und her zu laviren und bald mit dieser bald mit jener Pakt und Bündniß zu schließen. Etwas wie einen bürgerlichen Mittelstand, auf welchen sich anderwärts das Königthum in seinen Kämpfen gegen das Feudalbaronethum stützen konnte, gab es nur in der Form von schwachen Anfängen. Das Städtewesen konnte mit dem gleichzeitigen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien nicht den entferntesten Vergleich aushalten. Schottland besaß eigentlich vor dem 18. Jahrhundert keine Stadt, welche unseren Vorstellungen von einer solchen entsprochen hätte; selbst Edinburg nicht ausgenommen, welches zwar am Ende des 16. Jahrhunderts an 30,000 Einwohner zählen mochte, aber zum weitaus größten Theil nur aus armsäligen Hütten bestand. Perth, damals die zweite Stadt des Landes, hatte im Jahre 1685 noch nicht 9000 Bewohner, Aberdeen hatte im Jahre 1572 höchstens 2900. Die Städtebürger mußten nothwendig arm, elend und unwissend sein; denn die ehrlichen bürgerlichen Handirungen, die gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit waren ja verachtet und die Gewerke standen demzufolge auf einer

Digitized by Google

so niedrigen Stufe, daß die Schotten nicht einmal die Waffen, womit sie sich gegenseitig unaufhörlich umbrachten, und nicht einmal die einfachsten und gangbarsten Ackerbaugeräthe selber zu verfertigen verstanden. Eine bürgerliche, d. h. eine wirkliche Kultur begann in Schottland erst zu keimen und Schößlinge zu treiben, als die alles verschlingende Adelsmacht mit der schottisch-reformirten Kirche, mit dem Presbyterianismus in Konflikt und Kampf gerieth.

Die schottische Reformation hatte anfänglich, wie bekannt, einen durchaus aristokratischen Charakter und mußte als Werk des Adels einen solchen haben. Aber das änderte sich vom letzten Fünftel des 16. Jahrhunderts an ebenso rasch als bedeutsam. Warum? Die Edelleute wollten den der alten Kirche abgezwackten Raub für sich allein behalten, während der reformirte Klerus billiger Weise einen Antheil an der Beute zu haben begehrte. Als die Aristokratie diesem Begehren widerstrebte und widerstand, bewies ihr die Kirche, daß die Kanzel schließlich doch mächtiger sei als das Schwert. Der Klerus verband sich mit dem Volke und er war es, welcher dasselbe von der hündischen Anhänglichkeit an die Baronschaft allmälig emancipirte und den anfänglich aristokratischen Charakter der schottischen Reformation in einen entschieden demokratischen verwandelte. Weitergefördert und vollendet wurde dann, wie jedermann weiß, der Ruin der schottischen Adelsherrschaft durch die Union mit England, durch das Mißlingen der jakobitischen Aufstände von 1715 und 1745, sowie durch den gleichzeitig machtvoll aufstrebenden schottischen Industrie- und Handelsgeist.

Jedoch das alles vollzog sich später. In der Zeit von 1560 bis 1580, also gerade zur Zeit der Maria Stuart, war der Klerus noch mit der Aristokratie solidarisch verbündet und stand demnach die Macht des schottischen Adels am höchsten.

Digitized by Google

5.

Und was war das für ein Adel? Was sind diese Douglas und Hamiltons, diese Mar und Morton, diese Argyle, Angus und Athol, diese Lethington, Glenkairn, Ruthven, Lindsay, Hume, Rothes, Kirkaldy, Killigrew, Bothwell, Boyd, Gowrie, Tullibardine, Kerr, Huntley u. s. w. mit höchst spärlichen, ja kaum wahrnehmbaren Ausnahmen für eine Sippschaft gewesen?

Eine ganz infame fürwahr, eine Horde von Meineidigen, Dieben und Banditen. Wischt man diesen Menschen den Firniß walterskott'scher Romantik ab, so bleiben nur Barbaren, aber Barbaren, welche mit der waldursprünglichen Wildheit von Neuseeländern die raffinirte Verderbtheit der Hofleute Ludwigs des Fünfzehnten verbanden. Für diese Aristokratie, welche dem Hochmuth Satans die Habsucht Adramelechs und der Falschheit Belials die Grausamkeit Molochs gesellte, war Treu' und Glauben ein Spott, Verrath ein Geschäft und Mord ein Zeitvertreib. Es ist wahr, die Herren waren arm; aber die Noth, anderwärts die strenge Mutter edler Strebungen und großer Thaten, ihnen war sie nur die Lehrerin von Frevelmuth und Lastergier.

Und mit dieser Aristokratie hatte die junge Königin es zu thun; mit dieser Bande von abgefeimten Schuften und verhärteten Schurken sollte sie fertig werden, während zugleich die rastlose Hetzerin Elisabeth der besser berechtigten und darum doppelt gehaßten Base eine Falle nach der andern stellen ließ und noch dazu der reformirte schottische Klerus seiner katholischen Fürstin von Anfang an einen unerbittlichen Krieg ankündigte und bereitete. Kann es irgendeinen denkenden Menschen wundernehmen, daß eine so jugendliche Frau, in deren Adern das Blut leicht und rasch rollte, inmitten dieses chaotischen Wirrsals auf Abwege gerieth, gerathen mußte? Es hätte geradezu ein Wunder geschehen müssen, so es nicht der Fall gewesen wäre, und Wunder gibt es

Digitized by Google

wohl in der theologischen Phantasiewelt, nicht aber in der geschichtlichen Wirklichkeit.

Maria's Verirrungen ließen aber doch länger auf sich warten, als der zu Whitehall lauernden Katze recht war. Denn nur die Parteilüge kann leugnen, daß während der ersten Regierungsjahre der jungen Schottenkönigin ihr Privatwandel tadellos und ihre politische Führung verständig gewesen sei. Sie gab sich Mühe, alles zu vermeiden, was der Königin von England einen Vorwand zu feindseligen Handlungen schaffen könnte, und suchte durch versöhnliches Dazwischentreten dem adeligen Fehdewesen, welches das arme Schottland niemals zum Genusse des Friedens kommen ließ, ein Ende zu machen. Die Protestantisirung des weitaus größeren Theils der Bevölkerung des Landes, welche sie als eine vollendete Thatsache vorfand, nahm sie als solche hin. Sie war und regierte duldsam. Sie machte nicht den geringsten Versuch, den Katholicismus zurückzuführen, und bemühte sich sogar, mit dem herrischen Haupte der schottischen Reformation, mit John Knox, in ein leidlich gutes Verhältniß zu kommen, obzwar es keine geringe, sondern eine sehr große Dosis von Geduld und Selbstüberwindung erforderte, die bandwurmlangen und lümmelhaft anmaßlichen Sermone dieses Rüpels von Zeloten sich gefallen zu lassen, welcher, ein echter Schüler des tyrannischen Pfaffen Kalvin, mit einer hierarchischen Ueberhebung auftrat, als hätte er drei unfehlbare Päpste im Bauche. Des Schutzes von Murray und dessen Anhang gewiß, erfrechte sich der finstere Eiferer, die junge Königin zu wiederholten malen in ihrem eigenen Palaste wie eine grobe Sünderin herunterzumachen, weil sie, die Zwanzigjährige, dem harmlosen Frohsinn ihres Alters sich überließ, gerne zur Hirschjagd und Reiherbeize ausritt, gerne heitere Feste veranstaltete, um die düstere Eintönigkeit von Holyrood zu verscheuchen, gerne musicirte und tanzte und lieber französische Madrigale und italische Arien sang als schottische Psalmen. Trotz seiner Zudringlichkeit und Unverschämtheit fuhr

Digitized by Google

aber die katholische Maria fort, den Reformator rücksichtsvoll zu behandeln, während die protestantische Elisabeth demselben einen so unverhehlten Haß trug, daß sein Name in ihrer Gegenwart nie genannt werden konnte, ohne ihr einen Wuthanfall zu verursachen.

Maria ließ den Protestantismus in Schottland gewähren, obzwar derselbe eines kaum weniger schmutzigen Ursprungs war als der englische. Sie verlangte nur, daß man sie innerhalb der Wände ihrer Kapelle in Holyroodhouse den Kultus ihres Glaubens üben ließe, — gewiß das billigste Verlangen von der Welt. Allein Knox und Mitfanatiker zeterten mit Zungen, Armen und Beinen gegen diese „Abgötterei der Messe" und forderten gebieterisch, nur an ihrem ewigen Gepredige und mißtönigem Psalmengekrächze dürfte und müßte die Königin sich erbauen. Es wäre ganz natürlich zugegangen und sehr zu entschuldigen gewesen, so sich Maria durch solche kalvinische Bigoterie in eine katholische hätte hineinärgern lassen. Aber das geschah keineswegs. Die Königin fuhr jetzt und auch noch später fort, die protestantischen Predigten, welche von den rohesten Ausfällen auf ihre kirchliche Anschauung und auf ihre Person strotzten, geduldig anzuhören, und begnügte sich, zu sagen, die Beweisgründe der kalvinischen Polemik hätten sie nicht überzeugt, daß sie gutthäte, ihren angetauften Glauben mit einem andern zu vertauschen.

Hieraus machte man ihr ein Verbrechen an der Majestät kalvinischer Infallibilität und folglich identificirte man sie mit dem „scharlachnen Weib, das auf den sieben Hügeln thront". Die unausbleibliche weitere Konsequenz war, daß der protestantische Jesuitismus alle Mittel, der katholischen Königin zu schaden und ihr Verderben herbeizuführen, für erlaubt und gottgefällig ansah. Es ist ja noch niemals, seit es Religionen gibt, eine religiöse Partei oder Sekte angestanden, alle ihre eigenen Narrheiten, Leidenschaften und Gelüste ihrem Herrgott zuzutheilen, und zwar mit Recht; denn „wie der Mensch, so sein Gott".

Digitized by Google

Die Königin von England hat alles und jedes zum Schaden ihrer Base von Schottland Angehobene mittelbar oder unmittelbar unterstützt. Zwar die Seele der reformirten Partei, Knox, war ihr wie Gift und Galle zuwider; allein das politische Haupt der Knoxisten, der Graf von Murray, stand in ihrem Solde. Sie kaufte überhaupt jeden Gegner Maria's, obzwar ihr bekannter Geiz die Kaufsummen möglichst kärglich zuschnitt. Diese armen Teufel von schottischen Lords und Lairds fanden jedoch die karg bemessenen englischen Pfunde immer noch schwer genug, um ihre Vasallentreue, ihre Ritterehre und ihren Patriotismus aufzuwägen und zu überwägen. Der englisch-elisabethischen Partei in Schottland war aber von den englischen Ministern die Aufgabe gestellt, die Königin Maria fortwährend daheim so zu beschäftigen und in Athem zu halten, daß sie niemals Muße hätte, ihre Blicke über den Tweed hinüber nach England zu richten, und nicht entfernt daran denken könnte, ihre legitimen Ansprüche auf den englischen Thron der katholischen Nobility und Gentry, welche namentlich in Nordengland noch durch Zahl, Reichthum und feudale Traditionen mächtig war, in Erinnerung zu bringen.

Selbstverständlich hinderten die Erkaufung einer großen Fraktion des schottischen Adels für das englische Interesse und alle die übrigen schnöden gegen Maria in's Werk gesetzten elisabethischen Machenschaften die rothhaarige Katze von „jungfräulicher" Königin durchaus nicht, an ihre Base in Edinburg fortwährend freundschaftliche Briefe zu schreiben, in welchen sie den Ton der überlegenen Politikerin sehr geschickt mit dem strenger, aber wohlmeinender Bemutterung zu verbinden wußte. Maria ist jahrelang des thörichten Glaubens gewesen, sie besäße in Elisabeth eine Freundin, eine gerne keifende und scheltende Freundin, aber doch immerhin eine Freundin. Diesen Aberglauben hat sie theuer bezahlen müssen. Derselbe hat auch nicht wenig dazu beigetragen, die Schottenkönigin endlich unbedachtsam ihren Fuß in eine der vielen ihr gelegten Schlingen setzen zu lassen.

Digitized by Google

6.

Die glostenden Funken des großen Weiberzankes begannen zu hellem Brande aufzuschlagen, als die Frage der Wiederverheiratung Maria's einer Lösung zudrängte. Daß eine in solcher Jugendfrische blühende Wittwe sich wieder zu verehelichen wünschte, war natürlich; es war aber auch von der Politik geradezu geboten.

Hierbei kam nun die ganze Falschheit und die bis zur Narretei gehende Eifersucht Elisabeths zu Tage. Sie mochte ihrer Base überhaupt keinen Mann gönnen. Nicht allein aus politischen Gründen, sondern auch und noch viel mehr aus einer jener unbegreiflichen, unberechenbaren und unüberwindlichen Weiberlaunen, welche haben und hegen zu dürfen das schöne Geschlecht privilegirt ist. Die Königin von England verstand es übrigens vortrefflich, ihre persönlichen Marotten für tiefgeschöpfte Argumente der Staatskunst auszugeben. Maria sollte um jeden Preis verhindert werden, sich zu verheiraten und Kinder zu haben. Lieber wollte die Tochter Heinrichs des Achten nach ihrem Tode die englische Thronfolge dem Zufall preisgegeben als ihre verhaßte Base in den Stand gesetzt wissen, England einen rechtmäßigen Thronerben zu geben. Elisabeth wollte nicht, daß Maria einem festländischen Fürsten sich vermählte; aber sie wollte auch nicht, daß ihre Base einen englischen oder schottischen Unterthan heiratete. Das Projekt einer Heirat Maria's mit dem östreichischen Erzherzog Karl war der Königin von England ein Aergerniß, das einer Heirat mit dem spanischen Infanten Don Karlos ein Gräuel. Sie machte Miene, ihren Günstling Leicester ihrer Base als Gemahl aufzusalzen, um durch denselben Maria um so mehr in ihrer Gewalt zu haben; allein sie konnte sich dann doch nicht überwinden, den geliebten Dudley fahren zu lassen. Endlich sollte es der Schottenkönigin auch verwehrt sein, irgendeinen Sproß des Hauses Tudor oder des Hauses Stuart zum Manne zu nehmen.

Digitized by Google

Gerade auf einen solchen Sprößling fiel aber schließlich die Wahl Maria's, nachdem die ewigen Weiterungen Elisabeths ihre Geduld erschöpft hatten. In einer unglücklichen Stunde faßte sie den Entschluß, den Enkel ihrer Großmutter Margarethe zu ehelichen, den jungen Lord Heinrich Darnley, ihren mit den beiden königlichen Häusern von England und Schottland nahe verwandten Vetter[1]). Vergebens suchte Elisabeth auch diese Heirat ihrer Base, wie alle übrigen in Vorschlag gekommenen, zu hintertreiben. Diesmal scheiterten ihre Bemühungen, weil auch auf seiten Maria's die weibliche Leidenschaft in's Spiel kam und zwar mit aller Macht. Am 29. Juli von 1565 vermählte sich die Königin von Schottland in der Schloßkapelle von Holyrood mit Darnley, welchen sie erst zum Herzog von Albany erhoben und dann, ohne das Parlament darum zu begrüßen, mit dem Königstitel beschenkt hatte.

Diese Heirat war die große, nicht wieder gutzumachende Dummheit Maria's, — eine Dummheit, aus welcher sich alle Verfehlungen und Mißgeschicke der Königin mit logischer Nothwendigkeit entwickelten. Darnley, drei oder vier Jahre jünger als seine Base und Frau, war so dumm wie lang, was viel sagen wollte, maßen er an sieben Fuß hoch in seinen Stiefeln stand. Die Königin Elisabeth war vollauf berechtigt, von dem jungen Menschen, welcher ja an ihrem Hofe aufgewachsen war, verachtungsvoll als von einer „hohlen Hopfenstange" zu sprechen.

Es unterstehet keiner Frage: sinnliches Wohlgefallen hatte bei dieser Gattenwahl Maria geleitet und irregeleitet. Nachdem sie den jungen Lord zum erstenmal gesehen, hatte sie hocherregt aus-

1) Margaretha Tudor heiratete nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Jakobs des Vierten, den Grafen von Angus, von welchem sie eine Tochter hatte, Lady Margaretha Douglas. Diese seine Nichte vermählte König Heinrich der Achte an seinen aus dem Hause Stuart stammenden schottischen Parteigänger, den Grafen von Lennox, welcher sich hatte nach England flüchten müssen, und dieser Ehe entsproß Lord Darnley.

Digitized by Google

gerufen: „Wie schön er ist! Ich habe niemals einen schöneren Mann erblickt.“ Ein solches Entbrennen ist freilich begreiflich und — das weibliche Naturell in Rechnung gebracht — wohl auch verzeihlich. Man muß billig bedenken, daß Maria's jugendliche Sinnlichkeit an einem so schrankenlos üppigen Hofe, wie der französische unter Katharina von Medici war, nothwendig hatte geweckt werden müssen, ohne in der kurzen Ehe mit dem halbwüchsigen und kränklichen Knaben Franz Befriedigung zu finden. Ungerecht und unhistorisch wäre es jedoch, wollte man aus dieser ungestümen Aufwallung von Maria's Blut — welche Aufwallung die unglückliche Heirat mit der „schönen hohlen Hopfenstange“ von Darnley zur Folge hatte — den Schluß ziehen, die Königin sei überhaupt ein wollüstiges Weib gewesen und hätte sich durchweg von ihren sinnlichen Trieben bestimmen und leiten lassen. In Wahrheit, es gehört die verbretterte Stirne konfessioneller Parteilichkeit dazu, Maria Stuart ohne Gnade in jenen Pfuhl zu werfen, wo sich die römischen Julien und Messalinen und die russischen Elisabethen und Katharinen herumwälzten.

Sehr bald aber mußte sich der Königin die bittere Einsicht aufdringen, daß sie am 29. Juli von 1565 einen ungeheuer dummen Streich gemacht habe. Darnley nämlich erwies sich ganz als der, welcher er war. Aufgeblasen von seinem ebenso unverdienten als plötzlichen Glücke, verlangte der bildungs- und urtheilslose Junge, nicht nur König zu heißen, sondern auch zu sein. Ohne Verstand, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Menschen und Dinge, glaubte er sich dennoch zum Herrschen berufen. Gegen die bettelstolzen schottischen Barone benahm er sich mit dem anmaßlichen Hochmuth eines Emporkömmlings, gegen seine Gemahlin, sobald diese seinen thörichten Ansprüchen entgegenwar und entgegensein mußte, mit dem kindischen Trotz eines verzogenen Mutterföhnchens. Noch schlimmer für den ehelichen Frieden war es, daß Darnley bald auch in gemeinen Ausschweifungen sich gefiel, dem Trunk und dem Ver-

Digitized by Google

kehr mit Dirnen sich ergab. Sein albernes Gebaren lieferte dem Grafen Murray und dessen Anhängern einen ersten Vorwand, die Waffen gegen ihre Königin zu erheben, weil durch den katholischen König — Darnley war Katholik — die protestantische Religion bedroht sei. Maria schlug mit Geschicklichkeit und Kraft den Aufstand nieder und zwang die Rebellen, jenseits des Tweed bei ihrer Beschützerin eine Zuflucht zu suchen. Allein von jetzt an ist das ganze Dasein der Königin nur noch ein Wirrsal von Irrung, Kampf und Noth, von Schuld und Buße gewesen, welches Wirrsal sich stets unlöslicher verknäuelte und verknotete.

Folgte zunächst die blutige Katastrophe Riccio's, welche Maria's übelgefügten Ehebund faktisch lös'te.

Der Piemontese David Riccio, Geheimschreiber Maria's, war einer jener geriebenen und geschliffenen Abenteurer, welche Italien damals in alle europäischen Länder importirte. Meist literarisch oder künstlerisch begabt und gebildet, in Rede, Schrift und Umgangsformen den „nordischen Barbaren" weit überlegen, machten diese Menschen aus der Intrike einen Beruf. Sehr häufig besorgten sie neben den eigenen Geschäften und sogar mit noch mehr Gewandtheit und Eifer als diese die Geschäfte der „Kompagnie", welche im „Al Gesù" am Fuße des Kapitols in Rom ihr Hauptkontor hatte. Ob Riccio ein Sendling des Jesuitenordens gewesen, ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; aber sicher ist, daß der gewandte, einschmeichelnde Lautenschläger, Sänger und Sekretär mit Erfolg daran arbeitete, seine Gebieterin von ihrer bislang dem Protestantismus gegenüber eingehaltenen Neutralität und Duldsamkeit abzubringen, sie mit dem Papste, mit Philipp dem Zweiten, mit den Guisen in enge politische Beziehungen zu setzen, kurz, sie zu einer mehr und mehr eifrigen Theilhaberin an der großen katholischen Kombination der Zeit zu machen. Ferner ist gewiß, daß der italische Abenteurer sich des Vertrauens und der Gunst seiner Herrin allzusehr überhob, daß er

Digitized by Google

viel zu deutlich sehen ließ, er sei der wirkliche Minister Maria's, und daß er die hochmüthigen schottischen Lords durch sein prunkvolles Auftreten ebensosehr vor den Kopf stieß als er sie durch Geltendmachung der Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Kenntnisse demüthigte.

Dafür, daß er der Liebhaber der Königin gewesen, liegt kein Beweis vor. Darnley zwar redete sich ein oder ließ sich einreden, er sei gehörnt worden, und behauptete sogar, er selber hätte den „welschen Geiger" unter sehr verdächtigen Umständen im verriegelten Schlafzimmer seiner Gemahlin ertappt. Allein Darnley wußte notorisch oft nicht, was er schwatzte, namentlich, wann er getrunken hatte. Sodann ist es psychologisch und sogar physiologisch höchst unwahrscheinlich, daß eine Frau, die keineswegs gemein dachte, sich einem so häßlichen Burschen, wie Riccio einer war, hingegeben haben könnte, während sie ein Kind trug von dem schönen Mann, in welchen sie sich vor wenigen Monaten leidenschaftlich verliebt hatte. Jedoch der Vorwurf trifft Maria mit Recht, daß sie nicht nur als Königin fehlte, indem sie einen zweideutigen Fremden zu ihrem einflußreichsten Berather machte, sondern auch als Frau unklug und taktlos handelte, indem sie nach ihrer leichtlebigen Art dem Geheimschreiber im Verkehr mit ihr eine Vertraulichkeit erwies und gestattete, welche den schlimmsten Argwohn wachrufen konnte.

Der einfältige und schwache Darnley gab sich dazu her, mit den Freunden der nach England entflohenen Parteigänger Elisabeths, das will sagen mit seinen eigenen Feinden, sich zu verschwören, um den Riccio zu ermorden und dadurch seiner Gemahlin einen tödtlichen Schimpf anzuthun. Die Brutalität, womit der mörderische Anschlag zur Vollziehung kam, kennt jedermann. Am Abend vom 9. März 1566 drangen, von Darnley geführt, die Mordlords in das Kabinett der Königin, rissen den zu den Füßen

Digitized by Google

seiner hochschwangeren Gebieterin hilfeflehend sich windenden Italiener hinweg und tödteten ihn mittels sechsundfünfzig Verwundungen.

7.

Marie glühte von Rachelust und sie verstand derselben Befriedigung zu verschaffen, indem sie bei Verfolgung der Mörder Riccio's ebenso große Schlauheit als Energie entwickelte. Meisterlich wußte sie ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er seine Mitverschworenen verleugnete und verfolgen half. Dadurch verlor Darnley allen Halt und Anhang und die Weise, womit die Königin ihren Mann in der öffentlichen Meinung zu Grunde richtete und hilflos machte, war allerdings ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, ihre frühere thörichte Liebe für den jungen Nichtsnutz sei in grimmigen Haß umgeschlagen. Sie war jedoch dazumal jedenfalls noch nicht soweit, diesem Haß offenen Ausdruck zu geben. Sie bemühte sich vielmehr, den dummen Jungen von Gemahl in ein richtiges Geleise zu bringen, wie sie denn überhaupt darauf aus war, nach betriebener Verfolgung der Mörder Riccio's eine versöhnliche Stimmung und Richtung in ihrer Politik einzuhalten. Hatte sie doch auch ihren Halbbruder Murray aus der Verbannung zurückgerufen und dadurch freilich dem elisabethischen Ränkespiel in Schottland den stärksten Rückhalt gegeben.

Wie es zwischen ihr und Darnley eigentlich stand, wurde offenbar, als sie am 19. Juni 1566 im Bergschlosse von Edinburg ihren Sohn geboren hatte, welcher als Jakob der Sechste König von Schottland und später als Jakob der Erste König von England geworden ist, — einer der jammerfäligsten, nichtswürdigsten „Lumpenkönige", welche jemals das alleinseligmachende Dogma von der Monarchie illustrirt haben, und der seine Laufbahn würdig

Digitized by Google

damit begann, daß er nicht allein seine unglückliche Mutter schmählich im Stiche ließ, sondern auch von der Quälerin und Mörderin derselben ein Almosen in Form einer Pension annahm. Er ließ sich den abgeschlagenen Kopf seiner Mutter mit englischem Gold aufwägen. Daneben hat er sich auch in den Annalen von Sodom verewigt.

Nach der glücklichen Entbindung Maria's eilte Darnley herbei, um dem schottischen Brauche gemäß in Gegenwart des versammelten Adels seinen Sohn anzuerkennen, und nun spielte sich, wie uns Lord Herries, einer der treuesten Anhänger der Königin, in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten erzählt hat, folgende Scene ab. „Mein Lord" — sagte Maria, welche nicht sehr kluger Weise auch in diesem Augenblicke der entrüstungsvollen Erinnerung, daß ihr Gemahl sie eines unerlaubten Umgangs mit Riccio bezichtigt hatte, sich nicht zu entschlagen vermochte — „mein Lord, Gott hat Euch diesen Sohn so gut gegeben wie mir; er ist keines andern Sohn, sondern der eurige, und ich wünsche, daß alle, die hier anwesend sind, Herren und Damen, dies bezeugen mögen." Darnley wurde roth, vermochte nichts zu sagen, küßte aber das Kind. Die Wöchnerin kehrte sich zu William Standen und sagte: „Da ist nun der Prinz, welcher, wie ich hoffe, zuerst die Kronen von England und Schottland auf seinem Haupte vereinigen wird." — „Wie, Madame," entgegnete der Angeredete, „soll dies Kind die Krone von England erben vor Eurer Majestät und vor seinem Vater?" — „Wer weiß?" erwiderte Maria; „sein Vater hat mir das Herz gebrochen." — „Ach, Madame," sagte jetzt Darnley — „haltet Ihr so das Versprechen, zu verzeihen und zu vergessen?" — „Ich habe alles verziehen, aber ich kann nicht alles vergessen. Wenn das Pistol, welches Fawkonside auf mich richtete[1]), losgegangen wäre, was würde aus diesem Kinde, aus mir und aus

1) Bei der Ermordung Riccio's.

Digitized by Google

Euch geworden sein? Nur Gott weiß es." — „Madame, das sind lauter vergangene Dinge." — „Wohl, mögen sie es sein."

Man wird in diesem Zwiegespräche von Mann und Frau vergebens einen wirklichen Herzenslaut suchen. Da war ein Bruch vorhanden, welcher nicht wieder geleimt werden konnte. Aussöhnungsversuche fanden zwar später noch etliche statt und man muß der Königin nachsagen, daß sie dabei dem schmollenden und maulenden Darnley gegenüber viele Geduld und Nachsicht erwies. Er aber war albern genug, seiner Frau einen neuen Schimpf anzuthun, indem er in recht auffallend demonstrativer Weise von der im December gefeierten Taufe seines Sohnes wegblieb. An einem ausreichenden Grunde fehlte es ihm allerdings nicht: der Graf von Bothwell nämlich spielte unter seinen Mitpeers bei dieser Gelegenheit eine vortretende Rolle, während er selbst, welcher doch „König" hieß und der Vater des Täuflings war, es allerdings dahin gebracht hatte, nur einen unbeachteten Statisten vorstellen zu können.

Im Schlosse zu Greenwich, wo die Königin von England zur Zeit von Maria's Entbindung hofhielt, spielte sechs Tage nach der charakteristischen Scene, die im Wochenbettzimmer auf dem Burgfelsen von Edinburg vorgefallen, eine nicht minder bezeichnende. Die Königin von Schottland hatte James Melvil mit der Botschaft, daß sie einen Sohn geboren, an ihre „gute Schwester" von England abgesandt. Es war Ball im Bankettsal zu Greenwich, als der Bote anlangte, und Elisabeth ließ sich wie gewohnt als Tänzerin bewundern. Cecil neigte sich zu ihrem Ohre, um ihr die Neuigkeit zuzuflüstern. Es traf sie wie ein Schlag. Sie trat aus der Quadrille, ließ sich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Der Neidwurm nagte an ihr. Als ihre Damen sie verwundert umringten, brach sie aus: „Die Königin von Schottland ist Mutter eines hübschen Jungen und ich bin nur ein dürrer Strunk!" Am folgenden Morgen war jedoch die Abends

Digitized by Google

zuvor in einem Augenblick der Ueberraschung gefallene Maske schon wieder vorgesteckt und wohlbefestigt. „Die Freudenbotschaft, welche Ihr mir gebracht," sagte sie zu Melvil, „hat mich von einer heftigen Unbäßlichkeit kurirt, woran ich seit vierzehn Tagen gelitten. Sagt Eurer Gebieterin, daß sich über dieses glückliche Ereigniß niemand mehr freuen kann als ich." Der Gesandte brachte hierauf im Namen Maria's die Bitte vor, Elisabeth möchte die Pathin des Neugeborenen sein. „Mit dem größten Vergnügen," sagte die Königin. „Dies würde," meinte Melvil, „eine gute Gelegenheit für Eure Majestät sein, meine Gebieterin zu sehen, wie Ihr ja schon mehrmals gewünscht habt." — „Ja freilich; möchten nur meine Angelegenheiten es gestatten!" versetzte Elisabeth mit dem anmuthigsten Lächeln, welches sie aufzubringen vermochte.

8.

Wenn einem der Späher und Laurer, welche Elisabeth bald unter diesem oder jenem Vorwand und Titel in Schottland hielt, zu glauben ist, so hat Maria in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft einmal den Gedanken gehabt, sich von Darnley scheiden zu lassen. Es wäre gut für sie gewesen, falls sie diesen Gedanken nicht nur gehegt, sondern auch verwirklicht hätte. Möglich, daß die kirchlichen Schwierigkeiten, welche die Sache hatte, sie sofort wieder davon abbrachten.

In diese letzten Monate und Wochen vor ihrer Niederkunft sollen nun auch, wie ihre Ankläger — insbesondere Buchanan, welcher Maria's ihm vielfältig erzeigte Güte und Huld mit schnödem Undank vergalt — behauptet haben, die Anfänge der Leiden-

Digitized by Google

schaft gefallen sein, welche die Königin zu James Hepburn, Graf von Bothwell, hinriß. Die hierfür beigebrachten Beweise sind aber so schwach, daß sie schlechterdings kein bejahendes Verdikt zu tragen vermögen. Wahr ist, daß sich gerade in dieser Zeit nähere Beziehungen zwischen Maria und dem genannten Lord knüpften; allein man darf dieser Anknüpfung ohne Zwang zunächst reinpolitische Motive unterlegen. Bothwell war von Haus einer der mächtigsten Barone des Landes und außerdem als Statthalter der Gränzlande gegen England zu in einer sehr wichtigen Stellung; er legte auch großen Eifer und energische Beflissenheit für den Dienst seiner Königin dar. Diese, deren ganze Macht, wie man nicht vergessen darf, im Grunde darauf beruhte, daß sie ein gewisses Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Adelsfraktionen zu erhalten vermochte, mag anfänglich in Bothwell nur einen Mann gesehen haben, welcher das Zeug hätte, gegenüber der Partei, welche in Murray und Morton ihre Häuptlinge anerkannte, der Führer einer ihrer königlichen Person mit Eifer ergebenen Patei zu werden und zu bleiben. Darin täuschte sie sich freilich gröblich und es war die zweite der bösesten Stunden ihres Lebens, als sie sich entschloß, einem Menschen ihr Vertrauen zu schenken, welcher an Lüderlichkeit mit den ausschweifendsten seiner Mitbarone wetteiferte, an Machtgier aber und an Ruchlosigkeit alle überbot und in seinem ganzen Wesen nur den einen erträglichen Zug hatte, daß er kein Heuchler war, das Böse frei und frank that und es verschmähte, seine Frevel mit dem gleißenden Mäntelchen religiösen Eifers aufzuflittern, wie so mancher seiner Mitlords zu thun sich nicht entblödete. Wie diese, sah auch Bothwell die herkömmliche schottische Anarchie als einen ihm von rechtswegen zustehenden Fischteich an — („he had all his hopes depending upon the publik disturbance", hat ein Zeitgenosse von ihm gesagt, welcher ihn sehr gut kannte) — aber er warf und zog sein Netz am hellen Tage und mit einer Frechheit, welcher keine andere gleichkam.

Digitized by Google

Seltsam, hinsichtlich des Charakters dieses schließlich in einem dänischen Kerker zu Grunde gegangenen Menschen gab es nie eine Meinungsverschiedenheit: er galt allen für einen steinhartgesottenen Wüstling und Banditen, während dagegen über seine persönliche Erscheinung Nachrichten auf uns herabgelangt sind, die einander geradezu widersprechen. Die einen dieser Berichte schildern ihn als jugendlich schön und mannhaft-stattlich von Gestalt, geschmeidig und einschmeichelnd von Gebaren, als in allen Künsten, den Frauen zu gefallen, wohlgeübt, kurz, als den unwiderstehlichen schottischen Don Juan. Die andern wollen, er sei ein häßlicher Kerl gewesen, einäugig, unansehnlich von Gestalt, ungehobelt, plump von Manieren. Die Wahrheit wird wohl sein, daß er weder so ein Adonis noch auch so ein Blaubart war, und jedenfalls muß er etwas Anziehendes und Fesselndes besessen haben. Sonst wäre es, abgesehen von der Anziehungskraft, welche er auf die feingebildete Maria Stuart übte, unbegreiflich, daß nach dem Einsturze seines Glückes so viele und auch solche, welche nicht seine Klanleute gewesen, bei dem verfemten und gehetzten Flüchtling ausgehalten haben.

Die Kriminalakten aller Länder thun sattsam dar, daß gerade wildeste Bösewichte auf ihre Umgebung einen fascinirenden Einfluß ausüben und daß der rücksichtslos alle Schranken niederwerfende Frevelmuth diabolische Blendungsgewalt besitzt.

Anders könnten wir uns die souveräne Macht, welche Bothwell über Maria erlangte, nicht erklären. Diese Macht aber zu leugnen oder auch nur zu verkleinern, ist ganz lächerlich; das Moment der Schuld auf seiten der Königin in ihrem Verhältnisse zu dem Banditen bestreiten zu wollen, war, ist und wird sein ein Unterfangen, welches unmöglich anders als mit einem Fiasko enden konnte, kann und können wird — es müßte denn sein, daß die wirklichen Originalhandschriften der Korrespondenz Maria's mit

Digitized by Google

Bothwell doch einmal zum Vorschein kämen, was aber höchst unwahrscheinlich [1]).

Wollte man den Feinden Maria's glauben, so müßte man annehmen, sie hätte schon im Winter von 1565—66 mit Bothwell geliebelt. Allein damals betrieb der gräfliche Bandit seine Heirat mit der Lady Jane Gordon, einer Schwester des Grafen Huntley, und die Königin bemühte sich um das Zustandekommen dieser Verbindung, welche zu Ende Februars von 1566 geschlossen wurde. Ist es nun, muß man fragen, denkbar, daß eine verliebte Frau und zwar eine frischverliebte Frau nichts eiligeres zu thun habe, als den Geliebten an eine andere zu verheiraten? Kein Weiberkenner dürfte diese Frage bejahend beantworten.

Allein wozu Fragen aufwerfen und Antworten versuchen über ein im Grunde ganz gleichgiltiges Problem? Ob Maria etliche Monate früher oder später der unheilvollen Gewalt Bothwells sich anheimgab, ändert ja wenig oder nichts an der Sache. Denn diese Anheimgabe ist eine Thatsache, welche keine Advokatenkunst der Erde wegzulügen vermag.

Es steht fest, daß die Königin, kaum von ihrem Wochenbette aufgestanden, zu Bothwell, welchen sie als Königin mit Gunstbezeugungen überschüttete, auch als Frau in vertraute Beziehungen

1) Auch ein neuester und, wie mit Bestimmtheit beigefügt werden darf, umsichtiger Erforscher und Darsteller der Geschichte Maria Stuarts, Jules Gauthier („Histoire de Marie Stuart", 3 vols. Paris 1869), hat den Schuldberg, welcher Bothwell heißt, nicht aus dem Leben seiner Heldin wegzuräumen vermocht und es ist die schwache Seite seines Werkes, daß er auch da als Apologet aufzutreten versucht, wo eine Apologie nicht nur schlecht am Platze, sondern auch unmöglich ist. Mit überzeugender Klarheit hat Gauthier dagegen die Fäden des Spiels bloßgelegt, welches Elisabeth in Gemeinschaft mit einem Theil des schottischen Adels gegen Maria spielte. Das Buch leidet leider da und dort an einem Anfluge katholisirender Tendenz, gereicht aber, als Ganzes betrachtet, der französischen Historik wahrhaft zur Ehre.

Digitized by Google

getreten ist. Ihr ganzes Gebaren dem Bösewicht gegenüber war notorisch ein solches, daß er dadurch in seinen verwegenen Wünschen und frevelhaften Entschlüssen bestärkt werden mußte. Allerdings that der kindischtrotzige Schmoller Darnley nach Kräften das seinige, um seine Frau mehr und mehr bereuen zu machen, daß sie eine „hohle Hopfenstange" geheiratet hatte. Allein weder dieser Umstand, noch die Zettelungen der elisabethisch gesinnten Adelsfraktion vermögen irgendwie das zu rechtfertigen, was Maria in den letzten Monaten von 1566 und in den ersten von 1567 theils zuließ theils mitthat.

Ihr Benehmen konnte gar nicht verdächtiger sein, als es war, und es hätte unmöglich so sein können, wie es war, falls sie nicht der Bestrickung durch Bothwell zu Ausgang des Jahres 1566 bereits erlegen gewesen wäre. Wollte man sich in den Glaubenskreis von damals versetzen, so müßte man, um die Handlungsweise der Königin zu erklären, sagen, sie sei behext worden. Denn wie alles Verstandes und Willens bar, folgte sie den Antrieben des Banditen, welcher nach der Krone von Schottland griff.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bothwell, indem er Darnley mordete, diese Schandthat nicht auf seine alleinige Rechnung, sondern auch auf die der englischgesinnten Adelspartei vollbrachte und daß daher Morton, Lethington und viele andere Lords, Murray nicht ausgeschlossen, seine Mitschuldigen gewesen sind. Aber es steht fest, daß Maria es war, welche, scheinbar mit ihrem Gemahl ausgesöhnt, den von der Pockenkrankheit nothdürftig genesenen Unglücklichen von Glasgow holte und in dem Hause Kirk of Field außerhalb der Ringmauer Edinburg einquartirte, welches Haus für Bothwells mörderische Absichten wie gemacht war. Es steht ferner fest, daß die Königin am Abend des 9. Februars von 1567 mehrere Stunden lang in Darnley's Krankenzimmer verweilte, während im Untergestock schon die Vorbereitungen zu dem Mordklapf getroffen wurden, welcher, während Maria in der Bankett-

Digitized by Google

halle von Holyrood tanzte, nach Mitternacht das Haus mitsammt Darnley in die Luft schleuderte.

Mit Vorbringung dieser Thatsachen will nicht etwa bewiesen werden, daß die Königin um Bothwells Mordplan gewußt, denselben gebilligt und wissendlich zur Ausführung des Gräuels mitgewirkt hätte. Nein, sondern nur das soll und muß dadurch für bewiesen gelten, daß sie zur angegebenen Zeit ein willenloses Werkzeug in Bothwells Bubenhänden gewesen sei.

In Wahrheit, der Beweis für Maria's Mitschuld an der Ermordung ihres Gatten ist nicht geführt und wird wohl niemals zu führen sein. Zwar haben, wie bekannt, nachmals, als die Königin eine Gefangene in England war, Murray und seine Parteigenossen diesen Beweis beibringen zu können erklärt und haben denselben in den Augen der Kommissäre der Königin Elisabeth wirklich beigebracht. Aber, wohlverstanden, nur in den Augen dieser Kommissäre, welche nichts waren als die servilen Werkzeuge Burleighs und Walsinghams.

Und worin bestanden diese angeblichen Beweise? In dem Inhalt der sogenannten „silbernen" Kassette, welche Maria dem Bothwell geschenkt und worin dieser die von ihr an ihn gerichteten Briefe und Sonette verwahrt hatte. Als thatsächlich angenommen, der Bandit habe Briefe und Sonette von der Königin empfangen, waren es die echten Schriftstücke, welche die silberne Kassette enthielt, als dieselbe in England durch Murray eröffnet und geleert wurde? Kein Mensch kann das mit Grund behaupten. Denn nicht die Originale sind von Murray und seinen Helfershelfern vorgebracht worden, sondern nur Abschriften und vergebens haben die Bevollmächtigten Maria's die Vorlage der Originale verlangt, ja sie haben sogar vergebens gefordert, daß man wenigstens die Abschriften ihrer Gebieterin vorlegte, damit diese darüber vernommen werden und angeben könnte, was an und in den Papieren echt oder falsch.

Digitized by Google

Kein Mensch, es wäre denn ein von allem Gerechtigkeitssinne verlassener, wird einen also geführten Schriftbeweis für einen wirklich erbrachten erklären wollen. Aber es gehörte, wie leicht begreiflich, mit zum elisabethischen System, die Königin von Schottland für des Mordes ihres Gemahles mitschuldig gelten zu lassen, und so wurden die Papiere des silbernen Kästchens für durchweg echt erklärt und als echt ausgetrompetet. Maria ihrerseits hat bis zu ihrem letzten Athemzug behauptet, daß sie nicht Mitwisserin von Bothwells mörderischer Absicht gewesen; sowie, daß die mehrerwähnten als Schuldbeweise gegen sie gebrauchten Papiere, welche man sie schlechterdings nicht sehen ließ, ganz oder theilweise gefälscht seien. Wer die Skrupellosigkeit der Politik Burleighs und Walsinghams, sowie die Schurkerei der schottischen Spießgesellen dieser englischen Minister kennt, wird nicht anstehen, die starke Möglichkeit, die hohe Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die zweifellose Wirklichkeit einer veranstalteten und verübten Fälschung zuzugeben. Für einen Menschen wie Lethington z. B. wäre so etwas nur ein Spaß gewesen und einen Lethington dazu anzueifern hätte sich ein Burleigh oder Walsingham keinen Augenblick besonnen.

9.

Wenn aber die Frage, ob Maria der Mitschuld an dem schrecklichen Mord von Kirk of Field zu zeihen sei, zu ihren Gunsten sich erledigen mag, so ist dies keineswegs der Fall mit der weiteren Frage: Hat sie die mittels dieses Mordes geschaffene Situation nicht leichtsinnig angenommen?

Sie fand und fügte sich so in diese Situation, daß sie nothwendig als die Mitschuldige Bothwells erscheinen mußte. Das ist

Digitized by Google

der furchtbare Makel, welchen kein Anwalt von der Gestalt der Königin wegwaschen und wegätzen kann.

Daß Maria es verschmähte, am 10. Februar von 1567 die betrübte Wittwe zu spielen, darf ihr keineswegs als Fehl angerechnet werden. Vor diesem verhäßlichenden Zug wenigstens blieb ihre Gestalt bewahrt. Elisabeth hätte, an die Stelle ihrer Base versetzt, zweifelsohne an Darnley's Leiche ebenso leicht dicke Krokodilsthränen vergossen, wie solche Katharina die Zweite an der Leiche Peters des Dritten vergoß. Maria konnte oder wollte es nicht. Aber sie fehlte gegen die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes, als sie es geschehen ließ, daß ihr ermordeter Gatte in der schluderigsten Weise bestattet wurde. Mußte sich da nicht jedermann die Erinnerung aufdringen, wie sorgsam sie darüber gewacht hatte, daß den Ueberresten Riccio's die letzte Ehre erwiesen würde? Und noch weiter ging der schneidende Kontrast. Damals hatte sie ihre ganze Befähigung und Thatkraft aufgeboten, um den Mord des italischen Geigers zu rächen, und hatte sie das energisch betriebene Strafgericht zu einem guten Theile durchgesetzt. Jetzt duldete sie, daß die inbetreff der Ermordung ihres Gemahls langsam und lässig angehobene Untersuchung und die derselben folgende Procedur wie ein augenscheinliches Possenspiel betrieben wurde. Sie scheute sich sogar vor schlimmerem nicht: während so zu sagen jedermann mit Fingern auf Bothwell als auf Darnley's Mörder hinwies, während öffentliche Maueranschläge ihn bestimmt als solchen bezeichneten, trug die Königin nicht einmal Sorge, die Gunst, in welcher der Bandit bei ihr stand, auch nur einigermaßen zu verbergen.

Das war denn doch ein Aergerniß sonder gleichen. Aber dieses Aergerniß sollte sich noch beträchtlich steigern, sollte zu einer wahrhaft ungeheuerlichen Potenz des Schandbaren erhoben werden: — Maria heiratete den offenkundigen Mörder ihres Gatten.

Digitized by Google

Diese ganze Heiratsgeschichte ist ein Abgrund von Frevel und Schmach.

Allerdings war die Königin das Opfer von Bothwells frechen Ränken, aber war sie es nicht freiwillig? Kein Mensch von Wahrheitsgefühl kann diese Frage verneinen. Wie kann ein Apologet die Stirne haben, ernsthaften Männern den angeblich gewaltsamen Ueberfall Maria's bei Foulbriggis durch Bothwell am 24. April 1567 und ihre Entführung nach Dunbar als etwas Ernsthaftes aufbinden zu wollen? Wie kann man lügen, die Königin hätte sich der Gewalt — wohlverstanden, der materiellen Gewalt des Banditen nicht zu entziehen vermocht? Hatte sie doch früher und hat sie doch später hinlänglich bewiesen, daß sie das Talent und die Kraft besaß, unter viel schwierigeren Verhältnissen ihren Willen durchzusetzen und sich durch ganz andere Hindernisse Bahn zu brechen. Sie, welche nach Riccio's Ermordung aus Holyrood entkommen war, sie, welche nachmals sogar aus ihrer strengen Haft zu Lochleven zu entwischen wußte, sie hätte im April von 1567 nicht aus Dunbar herauszukommen vermocht? Die Wahrheit ist, sie wollte nicht. Sie wollte vielmehr den elenden Schurken zum Manne haben, welcher ihren Geist völlig unterjocht hatte. Mit schamloser Hast wurde die Vollziehung des sündhaften Bündnisses betrieben, und nachdem eine formlose Scheidung Bothwells von seiner Frau erschlichen worden, reichte die Wittwe Darnley's seinem Mörder am 15. Mai in Holyrood vor dem Altar die Hand.

Am folgenden Morgen fand man an das Schloßthor den Pentameter Ovids geschrieben:

„Mense malas maio nubere vulgus ait“ [1]....

Falls es überhaupt etwas gäbe, was die bethörte Königin entschuldigen könnte, so wäre dieses etwas das Gebaren, welches

1) Betteln heiraten im Mai, also behauptet das Volk.

Digitized by Google

der schottische Adel bei Gelegenheit der Ermordung Darnley's und der Heirat Maria's mit Bothwell eingehalten hat. Auch mit Aufbietung aller List und Macht, deren sie fähig und habhaft, hätten die Königin und der gräfliche Bandit die Processirung des letzteren nicht zu einer solchen wüsten Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit, wie sie war, zu machen vermocht, falls nicht die Aristokratie in ihrer überwiegenden Mehrzahl mittelbar und unmittelbar dazu mitgeholfen hätte. Seine mitschuftigen Mitpeers sprachen den Mörder frei und diese Lumpe von Lords gingen noch weiter. Achtundzwanzig derselben, acht katholische und protestantische Prälaten und zwanzig protestantische und katholische Grafen, Barone, Lords und Lairds, schlossen, unterzeichneten und besiegelten am Abend des 19. April einen förmlichen „Bond" zu Gunsten Bothwells. Im ersten Theile dieses charakteristischen Aktenstückes erklärten sie „bei Edelmannswort und Edelmannstreue" den Grafen Bothwell für völlig unschuldig an Darnley's Ermordung; im zweiten gaben sie der Königin den Rath, sie möchte „in Betracht der vortrefflichen Eigenschaften und guten Dienste Bothwells" diesen zum Gemahle nehmen.

Daß dieser „Bond" die Königin in ihrer wahnsinnigen Bethörung bestärken mußte, ist klar. Kaum weniger klar ist, daß diese Machenschaft, natürlich von Bothwell angezettelt, eifrig von der im englischen Solde stehenden Partei, welche das Verderben Maria's wollte, unterstützt wurde. Aber wunderlich muß es erscheinen, daß der Bund vom 19. April auch von dem Bischof von Ross und von Lord Herries unterzeichnet worden ist, welche beide sich später als unverbrüchlich treue Anhänger ihrer Königin erwiesen haben. Entweder waren diese Herren damals noch nicht von der Schuld Bothwells überzeugt, was sehr unwahrscheinlich; oder aber hatte sich dem schottischen Adel der Unterschied von Recht und Unrecht so völlig verwischt, daß selbst die besseren seiner Mitglieder gar kein Gefühl mehr dafür hatten, was sehr glaublich.

Kaum hatte sich nun Maria unwiderruflich kompromittirt und

Digitized by Google

unlöslich verstrickt, als, von der Hand Burleighs geschürt, ein Aufstand gegen die „Kebse des mörderischen Bothwell“ losbrach. Schon im Juni erhob sich eine große Anzahl von Baronen in Waffen. Treffend hat Scott bemerkt: „Sie hatten die unglückliche Königin in die Arme Bothwells gestoßen, sie hatten sie den Gelüsten dieses Schurken überlassen ohne für sie eine Lanze zu erheben oder ein Schwert zu ziehen; erst dann, als Maria an den Bösewicht gekettet war, schlugen sie Alarm.“ Die Rebellion war anfangs, falls man nämlich den officiellen Versicherungen der Rebellen glauben wollte, nur gegen den Gemahl der Königin gerichtet; allein es lag ja in den Verhältnissen, daß Maria kaum einen Monat nach ihrer unseligen Heirat ihre Sache nicht von der ihres Mannes trennen konnte. Die Folge war, daß das von ihr zusammengebrachte Heer auf den Höhen von Karberry auseinanderlief, Bothwell flüchtig werden und die Königin sich den aufständischen Lords als Gefangene ergeben mußte (15. Juni). Bothwell wurde hierauf aus einem Banditen ein Pirat, fiel an der Küste von Norwegen den Dänen in die Hände und endigte seine Frevelbahn in einer Kasematte von Malmö. Ihre besiegte Königin thürmten die siegreichen Rebellen in der Inselburg Lochleven ein, allwo sie der herben Aufsicht einer entschiedenen Hasserin unterstellt war, der Lady Douglas, weiland Margarethe Erskine, Maitresse Jakobs des Fünften, Mutter Murray's. Dieser übernahm die Regentschaft im Namen seines Säuglings von Neffen. Die elisabethische Politik hatte demnach vollständig in Schottland triumphirt. Der Regent des Landes war thatsächlich nur der Statthalter der Königin von England. Murray und sein Anhang gingen aber noch weiter. Sie erklärten nämlich die Gefangene von Lochleven für des Thrones unwürdig und verlustig und ließen sie durch den brutalen Lindsay zwingen, ihre Abdankung zu unterzeichnen, worauf sie das Kind Jakob krönten und als Jakob den Sechsten proklamirten. Alles Widerstreben der eingekerkerten Königin war umsonst. Sie konnte nur gegen ihre

Digitized by Google

Thronentsagung als gegen eine gewaltsam erzwungene protestiren. Ihr bittweise und wiederholt gemachtes Anerbieten, vor einem rechtmäßigen Parlament gegen die auf sie gehäuften Beschuldigungen sich zu vertheidigen, fand keine Beachtung. Die reformirten Kanzeln erdröhnten von den gegen die Gefangene geschleuderten Beschimpfungen und Flüchen. Knox und andere Prädikanten forderten in wuthschäumenden Ergüssen den Tod Maria's. Die „Religion der Liebe" führte sich gewohnter maßen wieder einmal sehr liebevoll auf.

Die Königin war beschimpft, geschlagen und gefangen, aber sie fühlte und gab sich nicht besiegt. Wohl mußte der Rückblick auf die unselige Bothwelliade sie zu Boden drücken, allein die Elasticität ihres Geistes widerstand diesem Druck und zum tödtlichen Aerger der griesgrämigen Burgfrau von Lochleven trug die Gefangene das Haupt so hoch und stolz, wie nur jemals eine Königin es getragen hat.

Lady Douglas sollte aber noch mehr Grund zum Aerger und Kummer erhalten. Ihr eigen Fleisch und Blut empörte sich wider sie: ihr achtzehnjähriger Sohn George Douglas trat in Einverständniß mit der Gefangenen und arbeitete an der Befreiung derselben. Nicht aus romantischer Liebesleidenschaft, wie da und dort, besonders in Walter Scotts vortrefflichem Roman „The abbot", rührend zu lesen ist. Der junge Mensch war so habsüchtig, wie nur jemals ein Schotte gewesen, und wollte mit der Befreiung Maria's einfach ein Geldgeschäft machen. Mit Beihilfe des Pagen seiner Mutter, Willie Douglas, welcher vielleicht ein von der Bank gefallener Halbbruder von George war, gelang es ihm, die Entweichung der Königin aus Lochleven vorzubereiten und in der Abenddämmerung vom 2. Mai 1568 glücklich zu bewerkstelligen.

Kaum in Freiheit, hatte Maria ein Heer um sich, was immerhin beweist, daß sie keineswegs in den Augen aller Schotten oder auch nur der Mehrzahl derselben das „scharlachene Weib" gewesen

Digitized by Google

ist, für welches fanatische Bonzen sie ausschrieen. Allein die Barone, welche ihre Vasallen der Königin zuführten, besaßen weit mehr Muth und Eifer als Geschicklichkeit. Sie überstürzten, die Warnungen der einsichtigeren unter ihnen in den Wind schlagend, die Entscheidung, indem sie die ihnen am 13. Mai bei Langside von seiten Murray's gebotene Schlacht annahmen, welche für die Armee Maria's zu einer entschiedenen Niederlage ausschlug. Nach einer jammervollen Flucht erreichte die Königin zwei Tage später die Abtei Dundrennan. Hier faßte sie den bösen Entschluß, ein Asyl in England zu suchen, d. h. ihrer Todfeindin sich in die Hände zu geben. Vergebens beschwor Lord Herries seine Gebieterin, Schottland nicht zu verlassen. Eine grausame Proklamation, welche Murray von der Walstatt von Langside aus gegen seine besiegte Schwester geschleudert hatte, gelangte nach Dundrennan und machte auf Maria einen Eindruck, als fühlte sie den Boden Schottlands unter ihren Füßen brennen. Sie schrieb an Elisabeth, daß sie nur noch auf Gott und ihre Base hoffte, und am 16. Mai fuhr sie in einem Fischerkahne von Dundrennan über den Solway nach Workington in Kumberland hinüber.

Im Schlosse zu Karlisle wurde sie zehn Tage später durch Lord Skrope und Sir Francis Knollys im Namen der Königin von England begrüßt: aber in so zurückhaltender Weise, daß Maria schon daraus entnehmen konnte, wie sehr sie sich getäuscht hätte, wenn sie wähnte, bei Elisabeth Beistand und Hilfe zu finden. Skrope und Knollys schrieben an ihre Herrin: „Nach den mit der Königin von Schottland geführten Gesprächen zu schließen, besitzt sie einen anschlägigen Kopf und eine beredsame Zunge; ebenso, wie uns scheint, ein hochsinniges Gemüth und eine große Energie.“ Das klang in den Ohren Elisabeths sehr unliebsam. Aber die verhaßte Nebenbuhlerin war ja in ihrer Gewalt und sollte darin bleiben. Das stand sofort fest. Unter keiner Bedingung durfte Maria mehr nach Schottland zurückkehren, über welches Land man ja jetzt nach ihrer

Digitized by Google

Entfernung mittels der Murray, Morton und Kompagnie vollständig Herr war. Aber man mußte den Schein wahren, insbesondere Frankreich gegenüber, um jede Möglichkeit eines Einschreitens zu Maria's Gunsten von dorther abzuschneiden. Die entthronte und gefangene Königin sollte demnach eines blassen Anscheins von Freiheit und Königschaft genießen, so daß man je nach den Umständen sie hervorziehen oder zurückschieben, mit ihr unterhandeln, sie den schottischen Baronen, falls sich dieselben etwa mausig machen wollten, als Schreckbild zeigen, kurz, als ein Werkzeug der elisabethischen Politik handhaben könnte.

In Wahrheit ist Maria-Stuart von der Stunde an, wo sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hat, eine Gefangene gewesen, obzwar man ihr einen kleinen Hofhalt gestattete, dessen Kosten sie vorzugsweise mittels ihres französischen Witthums deckte. Es hätte härter ausgesehen, wäre aber viel weniger grausam gewesen, so Elisabeth ihre Base von Anfang an in strengem Gewahrsam halten ließ. Denn dadurch wären der Gefangenen die Mittel entzogen worden, gegen ihre Feindin jenen vieljährigen und fruchtlosen Verschwörungskampf zu unterhalten, welcher nothwendig zu einer schrecklichen Katastrophe führen mußte. Daß Maria zu diesem Kampfe vollauf berechtigt war, kann gar keiner Frage unterstehen. Man mag dem eingekäfigten Falken hundertmal vorschwatzen, er möge sich in sein Schicksal ergeben und geduldig hinnehmen, was über ihn verhängt sei: der Falk wird darum doch nicht aufhören, den Versuch zu machen, ob sich der abscheuliche Käfig nicht so oder so zertrümmern ließe.

10.

Aber der Käfig war fest. Der Falk hat sich nur das Gefieder und schließlich das Leben an dem Gitterwerke zerstoßen und gebrochen.

Digitized by Google

Neunzehn Jahre lang hatte Maria das bittere Brot der Gefangenschaft zu essen. Je nach der Laune Elisabeths ist sie von einem Kerkerschloß ins andere, von dem dritten ins vierte, fünfte, sechste geschleppt worden, oft mitten im strengsten Winter, ohne alle Rücksicht auf die bald sehr leidend gewordene Gesundheit der Gefangenen, in unbequeme, kalte und feuchte Gelasse. Fotheringay war die letzte Station auf diesem ihrem Leidenswege, der finstere Puritaner Amyas Paulet ihr letzter Kerkermeister.

Man muß der unglücklichen Frau nachrühmen, daß sie auch als widerrechtlich gefangen gehaltene den Streit mit ihrer Feindin lange Zeit hindurch mit großer Geduld und Ehrenhaftigkeit geführt hat. Immer wieder getäuscht, ergab sie sich doch immer wieder der Hoffnung, auf anständige Bedingungen hin mit Elisabeth zu einem Uebereinkommen gelangen zu können. Später freilich ist ihr Herz in Galle geschwommen und wie hätte es auch anders sein können? Sie sah alle ihre Entwürfe scheitern, sie mußte erfahren, daß ihre Freunde auf Schaffoten verbluteten oder in Gefängnissen verkümmerten oder im Exile darbten. Ihre Phantasie war getrübt, ihr Gemüth verbittert, ihr Leib gebrochen. Sie war vor der Zeit gealtert, die Haare fielen ihr aus, ihr Magen versagte die Verdauungsarbeit, nur mühsälig und nur wenige Schritte weit vermochte sie sich auf ihren geschwollenen Beinen zu bewegen. Den schmerzlichsten Stoß führte die Feindin auf sie, indem sie ihr den Sohn, das einzige Kind, entfremdete. Jakob der Sechste verkaufte so zu sagen seine Mutter an die Königin von England um etliche tausend Pfunde jährlich, d. h. er bezog eine Pension von Elisabeth unter der stillschweigenden Bedingung, nichts zu Gunsten der Eingekerkerten zu unternehmen. Der fischblütige junge Halunke kaufte sich von seiner Sohnespflicht mittels eines Kynismus los, indem er von seiner Mutter sagte: „Mag sie das Bier hinunterwürgen, welches sie gebraut hat."

Einmal ist dann auch der Groll und Zorn, wie er sich in der

Digitized by Google

gequälten Frau jahrelang angesammelt und gestaut hatte, überschwellend ausgeborsten und zwar in Form jenes berüchtigten Briefes, welchen Maria im November von 1584 an Elisabeth schrieb. Sie riß darin der scheinheiligen Feindin die Maske der Jungfräulichkeit ab und rückte derselben in keineswegs sehr zarten Ausdrücken alle die Buhlereien und Unzüchtigkeiten vor, welche Elisabeth nach der Aussage ihrer gewesenen Ehrendame, der Gräfin Shrewsbury, mit Leicester, Hatton, Simier und dem Duc d'Alençon getrieben hätte. Auch die gränzenlose Eitelkeit, sowie der brutale Jähzorn der Tochter Heinrichs des Achten erhielten in dieser Epistel ihr gehöriges Theil.

Wahrscheinlich ist dieser Brief niemals an Elisabeth gelangt, sondern von den Spähern und Kundschaftern, womit Burleigh und Walsingham die gefangene Königin umringt hielten, aufgefangen worden. Die englischen Minister mochten es für ganz überflüssig halten, den ohnehin regen Zorn ihrer Gebieterin durch eine Zuschrift dieser Art noch mehr anzufachen, und es war in der That überflüssig. Elisabeth haßte ihre Gefangene schon darum sattsam, weil sie derselben so viel Unheil bereitet und so schnödes Unrecht angethan hatte. Aber sie fürchtete die Gehaßte auch und sie hatte Grund dazu. Maria war erst in der Gefangenschaft so recht die Hoffnung der englischen Katholiken, wie die Bundesgenossin des Papstes, der Guisen und des Königs von Spanien geworden, welche alle mitsammen der Königin von England nicht allein nach der Krone, sondern auch nach dem Leben strebten. Philipp der Zweite hatte gegen Elisabeth gerichtete Mordanschläge zu wiederholten malen mit seinem Staatsrathe diskutirt, und daß der mordbrütende Geist des Jesuitismus, welcher im August von 1572 den kolossalen Gräuel der Bartholomäusnacht angestiftet und vollbracht hatte, noch in voller Giftblüthe stand, das war neuerlich durch den 10. Juli von 1584 erwiesen worden, an welchem Tage die Mordkugel des von den Jesuiten gehetzten

Digitized by Google

Balthasar Gerard zu Delft die Brust Wilhelms von Oranien durchbohrte.

Es ist daher nur gerecht, anzunehmen, daß Elisabeth im Jahre 1586 nicht allein an die Wirklichkeit einer bevorstehenden spanischen Invasion und eines damit verbundenen Aufstandes der englischen Katholiken glaubte, sondern auch daran, daß wesentlich die Umtriebe Maria's und ihrer Anhänger diese Gefahr herbeigeführt hätten. Nicht minder traute die Königin den Versicherungen ihrer Minister, daß die Gefangene von Fotheringay in das mit dem Projekt einer spanischen Landung in England auf's engste verbundene Mordkomplott, an dessen Spitze Babington stand, vollkommen eingeweiht wäre und demnach ihre, Elisabeths, von dem Genannten und seinen Mitverschworenen geplante Ermordung ausdrücklich gutgeheißen hätte.

Dieses Komplott bestand, keine Frage; aber es war von Walsingham, wenn nicht angestiftet, so doch mittels gewissenloser, auf das Verderben Maria's gerichteter Polizeikünste aufgepäppelt und großgezogen worden. Die ganze Machenschaft ähnelt auffallend den Komplottefindungen, wie sie der Bonapartismus zur Zeit des angeblichen Onkels wie zur Zeit des sogenannten Neffen als ein beliebtestes und wirksamstes Regierungsmittel handhabte, — Komplottefindungen, auf welche der alte Bauernspruch:

„Mattheis
Bricht 's Eis;
Find't er keins,
So macht er eins —"

wie angemessen paßt. . . . Maria hat ihrerseits nicht bestritten, daß sie um das spanische Invasionsprojekt wußte und dasselbe billigte. Warum auch hätte sie es nicht billigen sollen? Versprach ihr dasselbe doch Erlösung aus einer achtzehnjährigen Gefangenschaft, in welcher sie wider alles Völkerrecht gehalten wurde, von den Geboten der Menschlichkeit ganz zu schweigen. Wer sodann

Digitized by Google

weiß, daß die Menschen nichts weniger als Engel sind und daß die christliche Phrase „Liebe deine Feinde und thue wohl deinen Hassern!“ vor den thatsächlichen Leidenschaften und Interessen verschwindet wie Nebel vor dem Morgenwinde, würde sich nicht sehr darüber verwundern, so Maria kein Bedenken getragen hätte, selbst das Leben ihrer Feindin als Preis für ihre Befreiung und Wiederherstellung zu bezahlen.

Allein die unglückliche Gefangene hat der Bezichtigung, um Babingtons Mordplan gewußt und denselben gebilligt zu haben, ein energisches Nein entgegengesetzt und dasselbe bis zuletzt aufrecht erhalten, während sie ihr Einverständniß mit der großen katholischen Kombination ohne weiteres zugab. Man wollte sie mittels eines von Babington an sie geschriebenen Briefes und mittels ihrer Antwort auf denselben überweisen: sie forderte die Vorlage der Originale, indem sie dem Staatssekretär Walsingham ins Gesicht sagte, er sei ganz der Mann dazu, ihre durch seine Spione aufgefangene und durch seine Hände gegangene Korrespondenz gefälscht zu haben. Die Originale wurden aber der Angeklagten jetzt so wenig vorgelegt wie damals, als es sich um die Papiere des „silbernen Kästchens“ gehandelt hatte.

11.

Ueberhaupt war die Procedur, welcher Maria im Herbste von 1586 unterworfen wurde, von A bis Z ein grober Spott auf alle Rechtspflege, eine ebenso schamlose Verhöhnung des Rechtes, wie der Proceß Bothwells eine gewesen.

An die Spitze der untersuchenden und richtenden Kommission, welche Elisabeth ernannte, wurden Maria's Todfeinde Burleigh und Walsingham gestellt, die es als eine Hauptaufgabe ihrer Staats-

Digitized by Google

männischkeit betrachteten, der Angeklagten das Leben zu nehmen. Man scheute nicht vor der Rohheit zurück, der kranken, gebeugten und verlassenen Frau keinen Rechtsbeistand und Anwalt zu gestatten. Man ging in einer Weise vor, welche es rein unmöglich machte, die Wahrheit zu finden. Sowie Maria erfuhr, daß man sie in das Mordkomplott Babingtons verwickeln wollte, verlangte sie, mit diesem und seinen Mitschuldigen konfrontirt zu werden. Umsonst. Man beeilte sich vielmehr, Babington und seine Mitverschworenen hinzurichten, damit der angeklagten Königin jede Berufung auf diese Zeugen abgeschnitten wäre. Maria, welche in ihrem souveränen Königsbewußtsein es ganz gut hätte ablehnen können, ihren Anklägern Rede zu stehen und Antwort zu geben, that alles ihr mögliche, um die Falschheit der schwersten auf sie gehäuften Beschuldigung zu erweisen; ihre Richter dagegen, welche nur ihre Henker gewesen sind, wandten gleichermaßen List und Brutalität auf, um diese Absicht der Unglücklichen zu vereiteln und das Opfer wehrlos zu machen.

Sogar ihre bittersten Feinde haben nicht zu bestreiten gewagt, daß, als Maria am 14. Oktober in der großen Halle von Fotheringay vor ihren Richtern erschien, ihre Haltung voll edelster Fassung und Würde war. Auf die von seiten Burleighs an sie ergangene Aufforderung, die gegen sie gerichtete Anklageakte anzuhören, gab sie diese Erklärung ab: „Ich bin nach England gekommen, um den Beistand nachzusuchen, welcher mir versprochen worden war. Jedermann weiß, daß ich allem Recht und allen Gesetzen zuwider als Gefangene in diesem Lande zurückgehalten worden bin. Was eure Kommission angeht, so hat niemand das Recht, eine solche zu bestellen, weil niemand über mir steht. Ich bin als freie und souveräne Fürstin geboren und nur Gott für meine Handlungen verantwortlich. Ich anerkenne in euch weder meine Pairs noch meine Richter, und wenn ich einwillige, euch Rede zu stehen, so geschieht das nur, weil ich will und um zu be-

Digitized by Google

weisen, daß die gegen mich gerichteten Anklagen falsch und verleumderisch sind."

Im Verlaufe der Verhandlung bemerkte sie mit Bitterkeit, man habe Babington hingerichtet, um die von ihr begehrte Konfrontation mit ihm unmöglich zu machen, und fügte die Frage hinzu, warum man denn nicht wenigstens ihre beiden verhafteten Sekretäre Nau und Kurle herbeigebracht hätte, um sie ihr, wie sie verlangte, gegenüberzustellen. Es würde wohl geschehen sein, so man sicher wäre, daß diese Zeugen ihre angeblichen Geständnisse auch in ihrer, der Angeklagten, Gegenwart wiederholten. Daß sie, wie die Vorbringung dieser Zeugen, so auch die der Originale der ihr zugeschriebenen brieflichen Aeußerungen gegenüber von Babington vergeblich forderte, ist schon erwähnt worden. „Man gründet Beschuldigungen auf meine Briefe — rief sie aus — und man beraubt mich, indem man mir die Mittheilung der Originale verweigert und mir meine Papiere wegnahm, aller Mittel, die Falschheit dieser Beschuldigungen darzuthun." Schließlich sagte sie: „Meine einzigen Verbrechen sind meine Geburt, die Beschimpfungen und Leiden, welche man mir angethan hat, und die Religion, welche ich bekenne. Auf meine Geburt bin ich stolz; die mir widerfahrene Unbill weiß ich zu verzeihen, und was meine Religion betrifft, so ist sie mir Trost und Hoffnung in meiner Trübsal und bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu besiegeln. Allzeit habe ich das Leben der geringsten Kreatur Gottes geachtet. Es liegt viel mehr in meiner Natur, zu beten wie Esther als das Schwert zu ergreifen wie Judith. Im übrigen wäre es thöricht, es auf den Urtheilsspruch von Menschen ankommen zu lassen, welche meine notorischen Feinde sind. Ich verlange, angeklagt zu werden und mich vertheidigen zu dürfen vor dem Parlament von England, in Gegenwart der Königin und ihres Staatsraths."

Eitle Berufung! Am 25. Oktober versammelte sich die Kommission statt zu Fotheringay in Westminster und sprach die

Digitized by Google

Königin von Schottland, ohne sie noch einmal zu hören, nach dem ganzen Umfange der Anklage schuldig. Nur einer der Richter, Lord Zouch, trug Scham und Scheu, diesem Schand- und Spottverfahren durch sein Ja beizustimmen. Der gefällte Spruch, welcher selbstverständlich von den beiden Häusern des Parlaments bestätigt und von der Bevölkerung Londons mit tobender Freude begrüßt wurde — die Regierung hatte Sorge getragen, den „protestantischen Geist“ gehörig zu kitzeln und die öffentliche Meinung mit einer ungeheuern Schüssel voll „papistischer“ Schauergeschichten zu traktiren — der gefällte Spruch war ein Todesurtheil, dessen Vollziehung nur von der Laune Elisabeths abhing.

Die Manier nun, wie sich die Königin als zwischen den Forderungen des Staatswohls und ihren Bedenklichkeiten schwankend darstellte; die infame Zumuthung, welche sie mehr oder weniger offen ihrer Umgebung machte, man sollte sie von ihrer Base „befreien“, ohne daß eine Hinrichtung stattzufinden brauchte[1]); die Art und Weise, wie sie sich ihre Unterschrift zu Maria's Todesurtheil scheinbar abliſten oder abnöthigen ließ; die schamlose Heuchelei, womit sie nachmals behauptete, die Hinrichtung sei ohne ihr Wissen und wider ihren Willen geschehen: — das alles hat etwas so entschieden Kätzisches, daß sich jeder gesunde Sinn davon angewidert fühlen muß.

1) Elisabeth hatte schon im August von 1586 in diesem Sinne einen wahrhaft diabolisch arglistigen Brief an Amyas Paulet geschrieben. Der rauhe, aber ehrliche Puritaner verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Später schrieben Walsingham und Davison deutlicher an ihn und machten ihn aufmerksam, daß er der Königin einen großen Dienst erwiese, so er sie im Geheimen von Maria Stuart „befreite“. Paulet wies die schändliche Zumuthung mit großer Entrüstung zurück. Als Davison die Königin davon in Kenntniß setzte, brach sie in Schelt- und Schimpfworte aus über den „affektirten Formenreiter“.

Digitized by Google

12.

Die Minister Elisabeths wußten recht wohl, daß und wie sehr sie im Sinne ihrer Gebieterin handelten, wenn sie dieselbe weiter nicht mehr mit der Sache behelligten, sondern die Vollziehung des von der Königin unterfertigten Todesurtheils auf sich nahmen. Sie thaten darnach.

Am 6. Februar von 1587 trafen demnach die Grafen von Shrewsbury und Kent und Master Beale in Fotheringay ein und am folgenden Tage traten sie, begleitet von Paulet und dem Sheriff der Grafschaft Northampton, vor Maria, um ihr anzukündigen, daß sie sterben müßte. „Im Namen Gottes" — gab sie zur Antwort — „gesegnet sei diese Botschaft! Denn mich verlangt sehr, diese Welt zu verlassen."

Dann erklärte sie ruhig, aber fest, daß sie das Opfer eines Justizmordes sei, verurtheilt von einem Tribunal, welchem nicht das geringste Recht über sie zustand, und eines Verbrechens halber, dessen sie schuldlos. „Ich rufe Gott als Zeugen an" — schloß sie, die Hand auf ein vor ihr liegendes Neues Testament legend — „daß ich den Tod der Königin von England niemals gewollt, gebilligt oder gesucht habe." Und als der Graf von Kent Lümmel genug war, sie anzuschnarchen: „Das ist ein papistisches Testament und Euer Schwur hat also gar keinen Werth!" führte sie den stupiden Fanatiker würdig ab mit der Entgegnung: „Das ist die von der katholischen Kirche anerkannte Uebersetzung. Eure Herrlichkeit muß demnach folgerichtig meinen darauf gethanen Schwur für heiliger anerkennen, als wenn ich auf eure Uebersetzung geschworen hätte, an welche ich nicht glaube."

Sie forderte hierauf die Zulassung eines katholischen Priesters, um sich zum Tode vorbereiten zu lassen. Die Kommissäre schlugen es ab, weil davon nichts in ihrer Instruktion stände. Der Graf von Kent wollte ihr dann einen protestantischen Tröster oder Bekehrer

Digitized by Google

aufdringen, den Dechanten von Peterborough. „Nein" — sagte Maria — „ich will in dem Glauben meiner Väter sterben." Worauf Kent: „Ha, Madame, bei einer solchen Verstocktheit wäre Euer Leben der Ruin unserer Religion und wird Euer Tod sie retten."

Dieser Ausruf ließ einen Stral von Freude über das Antlitz der Königin gleiten, und als die Kommissäre abgetreten waren, wandte sie sich zu ihren Dienerinnen mit den Worten: „Nun wohl, habe ich es euch nicht gesagt? Ich wußte, daß sie mich tödten würden: ich war ein zu großes Hinderniß für ihren Glauben. Aber wie bin ich glücklich! Man hat behauptet, ich sei zum Tode verdammt, weil ich gegen das Leben der Königin von England konspirirt hätte, und nun ließ sich dieser Graf von Kent das Geständniß entwischen, daß es meines Glaubens wegen geschehen sei."

Das Schaffot war in der großen Halle des Schlosses aufgeschlagen. Mittwochs den 8. Februar (a. St.) um 8 Uhr Morgens bestieg Maria Stuart dasselbe. Mit welcher Fassung und Würde, ist bekannt. Da ihr rauher Kerkermeister Paulet bemerkte, daß sie sich nur mühsam auf ihren kranken Beinen hielt, bot er, vom Mitleid angefaßt, ihr zum Hinaufsteigen den Arm. Sie nahm das Anerbieten an und sagte freundlich: „Habt Dank! Das ist die letzte Mühe, welche ich Euch mache." Als Marie Antoinette am 16. Oktober von 1793 die Treppe zur Guillotine hinanstieg, trat sie unversehens dem Henker Samson auf den Fuß und bat es ihm sofort ab mit den Worten: „Entschuldigen Sie, Monsieur; ich that es nicht absichtlich." Es liegt eine Poesie von rührender Gewalt darin, Worte voll Sanftmuth und Güte von Lippen kommen zu hören, welche die Grausamkeit der Menschen schon in der nächsten Minute für immer verschließt.

Ebenfalls sanft, obzwar entschieden, wies Maria die bonzenhafte Unverschämtheit des Bekehrungsversuches zurück, womit der

Digitized by Google

Dechant von Peterborough die schon neben dem Blocke stehende belästigte.

Aber die Weltgeschichte liebt es, in die tragischen Schlagschatten großer Katastrophen hinein mitunter die Streiflichter einer gräßlichen Komik fallen zu lassen.

Ein solches Streiflicht zuckte über das schwarzbehangene Blutgerüst hin, als der tödtliche Beilstreich auf Maria's Hals gefallen war. Der Henker faßte den abgeschlagenen Kopf bei den Haaren, aber diese blieben ihm in der Hand, während das glatzköpfige Haupt auf und über den Boden hinrollte.

Seine Verblüffung überwindend, raffte der Henker es auf, hob es empor und rief: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ Worauf der Dechant von Peterborough, um die Stimme der „Religion der Liebe“ vernehmen zu lassen: „So mögen alle Feinde der Königin vernichtet werden!“ Nur eine Stimme, die des Grafen von Kent, sagte „Amen“ . . .

Die Siegerin Elisabeth überlebte ihr Opfer um sechszehn Jahre. Sie hat 45 Jahre lang, wie der gäng und gäbe Ausdruck lautet, „glorreich“ (glorious) regiert. Ihrer bis zur Narrheit gehenden Gefallsucht ist sie immer treu geblieben. Noch als Greisin spielte sie das junge Mädchen. Noch in den Jahren 1601 und 1602 ließ die alte Kokette sich von ihrem sklavischen Hofe bewundern und beklatschen, wenn sie mit zahnlosem Munde zur Laute sang oder mit gichtbrüchigen Beinen die Gaillarde tanzte. Nur in unbewachten Augenblicken schuf sich inmitten äußerlicher Erfolge das Gefühl innerlicher Leere Bahn und sie sagte dann, sie sei des Lebens satt, weil nichts mehr ihren Geist anspräche oder ihr Vergnügen machte. Das Glück jedoch blieb ihr zugethan bis zuletzt: am 3. April von 1603 ist sie eines sanften und schmerzlosen Todes gestorben.

Der altfränkische Montesquieu, welcher in der Geschichtewissenschaft noch nicht soweit war, zu glauben, daß die einzigen

Digitized by Google

Maßstäbe des historischen Urtheils Erfolg oder Nichterfolg hießen, hat gemeint, „die Stellen, welche die Nachwelt (geschichtlichen Personen) anweis't, hängen wie die von der Mitwelt vergebenen von den Launen des Glückes ab" — und altfränkisch gesinnte Leute wie ich, welche des Dafürhaltens sind, Montesquieu hätte mehr Geist, Menschen- und Weltkenntniß in einer seiner beiden kleinen Zehen gehabt als die sämmtlichen berühmten „Geschichtewissenschafter" unserer Tage unter ihren sämmtlichen Hirndecken, nehmen sich die Freiheit, zu meinen, der montesquieu'sche Satz lasse sich recht wohl auf Elisabeth Tudor und Maria Stuart anwenden.

Im übrigen, wenn man die Stellungen der beiden königlichen Basen, ihren Zank und Kampf, ihre Freuden und Leiden, ihre Triumphe und Niederlagen vom allerhöchsten, d. h. vom allerunbefangensten Standpunkte betrachtet, so wird man wieder einmal ganz verstehen, wie sehr der alte Lear rechthatte, als er sagte:

„Wenn wir geboren werden, weinen wir,
Daß wir die große Narrenbühne Welt
Betreten müssen."

Digitized by Google

Cromwell.

Im Anfang war die That.
Fausts Monolog.

Nicht Regel ist es, sondern Ausnahme, seltene, seltenste, daß die Offenbarung des Göttlichen in der Menschheit auf den sogenannten „Höhen" der Gesellschaft vor sich geht. Wirkliche Helden, Helfer und Heilande unseres Geschlechtes werden nur aus dem Volke geboren. In einem Viehstall läßt die Mythologie des Christenthums ihren Gott zur Welt kommen. Noth heißt die Amme, Arbeit die Lehrerin der wahrhaft großen und guten Menschen. Solche unter ihnen, welchen es gegönnt ist, in von der Sorge um's tägliche Brot unbedrängten Vaterhäusern eine sorglose Kindheit zu verleben, müssen schon zu den vom Glücke besonders Begünstigten gezählt werden. So der Wolfgang Göthe, welchen aber das genossene Jugendglück der deutsche Jammer grausam büßen ließ, indem dieser den größten Genius seines Landes mit der Lächerlichkeit einer deutsch-liliputischen Ministerschaft behängte und den Schöpfer des Faust, den Vater der Iphigenia und Dorothea vor deutsch-bettelhaften Fürstlichkeiten im unterthänigst-ersterbenden Kurialstil geheimräthlich kratzfußen machte. Auch eine Erscheinungsform des weltberühmten deutschen „Idealismus"!

Scheherezade Poesie, rastlos sinnend, das alte Kind, den brum-

Digitized by Google

migen Sultan Publikum bei guter Laune zu erhalten, hat es zu einem Lieblingskapitel ihres Fabulirens gemacht, Zeugung, Geburt und Kindheit der Halb- und Ganzgötter mit mehr oder weniger sinnreichen oder auch blödsinnigen Mirakeln auszustaffiren. Das gibt dann der gewissenhaften Arbeiterin Geschichte, welche sich die riesige und undankbare Aufgabe stellte, den Welt-Augiasstall des Köhlerglaubens mit dem eisernen Kehrbesen der Wahrheit reinzufegen, vollauf zu thun. Die Gute müht sich ab — zumeist vergeblich, versteht sich — der lügenhungrigen und mythendurstigen Menge zu zeigen, daß die Gestalten der wirklichen und wahrhaften Helden, Helfer und Heilande durch Legendenarabesken und Pfaffenschnörkel nicht vergrößert und verschönert, sondern nur verkleinert, verunziert und verzerrt werden. Sie sagt: — Du schleuderst auf einem Waldgange die reif vom Baume gefallene Eichel als ein unscheinbar Ding mit deiner Fußspitze achtlos aus dem Wege. Komm' nach etlichen Jahrhunderten wieder und du wirst das unscheinbare Ding wiederfinden, in Gestalt einer Rieseneiche ... Nein, nicht unter Trompeten- und Paukenschall, nicht unter dem Gedröhne von 101 Kanonenschuß, nicht unter dem Hallelujahen von Engeln und anderen Fabelthieren, sondern still und schlicht, in scheinloser Form, ärmlich sogar oft und unschön tritt das Gute, das Große, das Menschen- und Völkergeschicke bestimmende Gewaltige in die Welt.

An einem Montag war es, am 9. November von 1640, sechs Tage nach der Eröffnung des „Langen" Parlaments, als ein junger Gentleman, Sir Philipp Warwick, Mitglied für Radnor, zu Westminster in den Sitzungssal der Gemeinen trat und einen Mann erblickte, welcher sich so eben zum sprechen erhoben hatte und der ihm gänzlich unbekannt war. Sir Philipp, „a courtly young gentleman", wie er sich selber nennt, ist von der Erscheinung des unbekannten Redners wenig erbaut gewesen und als der Modeherr, welcher er war, hätte er nach kurzem verwundertem Anstarren der

Digitized by Google

grobschlächtigen Gestalt den Augenkneifer achselzuckend fallen lassen, so Augenkneifer damals schon erfunden gewesen wären.

„Zum Henker, wie ordinär ist der Mensch angezogen (very ordinarily apparelled)!“ denkt und schreibt unser Dandy. „Sicherlich hat dieses Ding von einem Rock ein Dorfschneider zusammengeplätzt. Grobe Leibwäsche, hm, und nicht eben sehr sauber (not very clean)! Und das soll eine Halskrause vorstellen? Nicht einmal ein Hutband um den Hut! Die Gestalt nicht übel proportionirt, aber wer wird sein Schwert so fest auf der Hüfte sitzend tragen! (His sword stuck close to his side.) Das Gesicht gedunsen und geröthet, die Augen funkelnd, und woher nimmt so ein Mensch diesen gebieterisch-gestrengen Blick? Die Stimme schneidend und unangenehm, der Vortrag voll Heftigkeit (full of fervour)[1]. Summa: Ein handfester bäuerischer Kerl! . . . Wie heißt der Mann, Sir Soundso?“ — „Oliver Cromwell, Sir.“ — „Cromwell? Habe den Namen nie gehört. Woher?“ — „Aus Huntingdon, dermalen wohnhaft in Ely.“ — „Mitglied für?“ — „Cambridge.“ — „Was? die Universitätsstadt am Cam schickt einen Bauer ins Unterhaus?“ — „Was wollt Ihr? Master Cromwell ist ein Vetter von Master Hampden, der ihn den Wählern von Cambridge empfahl.“ — „Ah so!“ sagt Sir Philipp spottlächelnd, seinen sprossenden Henry-Quatre mit der Linken streichelnd und die zärtlich gepflegte lange Buhllocke („lovelock“), welche ihm hinter dem rechten Ohr auf den breiten Spitzenkragen herabfällt, zierlich um den Zeigefinger der Rechten wickelnd.

„Ein Vetter von Master Hampden.“ Dies vorerst der einzige Nachhall des Namens Oliver Cromwell. Aber die unscheinbare Eichel wird zu einem Eichenkoloß werden, der mit seinen Zweigen rauscht, daß der Widerhall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Weltgeschichte hinabdröhnt.

---

1) Sir Philip Warwick, Memoirs (London 1701), p. 274.

Digitized by Google

Laßt uns sehen, wie die Eiche wächst, und laßt uns hören, wie sie rauscht. Es ist augenerfrischend und herzstärkend, in unseren Tagen der Schwatzweiber in Hosen einen Thatmann zu betrachten, welcher dem Pfaffenthum den Fuß stramm auf den Nacken setzt, das Junkerthum an der übermüthig-herausfordernden „Buhllocke" packt und zu Boden schmettert, dem meineidigen Königthum angesichts des Himmels und der Erde den Kopf abschlägt, die Schwätzer und Klätscher mit Fußtritten davonjagt und sein Land zur gebietenden Vormacht Europa's erhebt. [1])

1.

Hätte Schiller die Laufbahn der Maria Stuart genauer gekannt, der Dichter des sittlichen Idealismus würde sicherlich Anstand genommen haben, durch tragische Glorificirung dieser Dame die Majestät der Geschichte zu beleidigen. Die königliche Sünderin unterlag in dem langen Kampfe mit ihrer Todfeindin Elisabeth, deren vielgepriesene „Jungfräulichkeit" auch nur eine Fabel. Aber mochte die tyrannische Tochter Heinrichs des Achten auch keineswegs das Recht haben, Maria zu tödten, soviel ist gewiß, daß, als die Buhlin Bothwells am 8. Februar von 1587 in der Burghalle von Fotheringay ihr Haupt auf den Richtblock legte, ein Sühnakt für schwere Verschuldung geschah. Der Schicksalszwang übrigens ließ auch die „jungfräuliche" Königin Beß nicht leer ausgehen, indem

---

1) Es sei aber gestattet, daran zu erinnern, daß das aufzustellende Charakterbild Cromwells eben nur als eine „Studie" sich gibt, sowie an das dante'sche Wort:

„Ma chi pensasse il ponderoso tema
E l'omero mortal, che se na carca,
Nel biasmerebbe, se sott' esso trema."

Digitized by Google

er sie mit jener Ironie, womit er sein herbes: „Du mußt!“ den Menschen so häufig einpfeffert, nöthigte, den Sohn der von ihr getödteten Maria zu ihrem Nachfolger zu bestellen.

Dieser Jakob Stuart, als König von Großbritannien und Irland genannt der Erste, kam im April von 1603 aus seinem bettelhaften Königreiche Schottland nach England herüber und zeigte den erstaunten Engländern leibhaftig, wie eine Fratze von Monarchen aussähe. Mit höchster Bestimmtheit ist zu vermuthen, daß, als William der Große in demselben Jahre 1603 die letzte Hand an seinen Hamlet legte, Jakob der Erste, diese Karikatur auf das Königthum, dieser gelehrte Simpel von Sodomiter, mit ekelhaftem Geifermund stammelnd und stotternd, auf dünnen Beinen kläglich watschelnd, furchtsam wie ein Kaninchen, feig wie ein Mops, grausam wie ein Pfaffe, — dem großen Dichter die hamlet'schen Ausrufe: „A vice of king!“ und „A king of shreds and patches!“ eingegeben habe. [1])

Damals stand am nördlichen Ende von Huntingdon inmitten eines stattlichen Obstgartens ein behäbiges Haus, aus dessen Fenstern man den wohlangebauten, am Ufer des Flüßchens Ouse sich hindehnenden Grundbesitz überblickte, welcher dazu gehörte. In diesem Hause wurde dem Besitzer, Robert Cromwell, von seiner Frau, Elisabeth Stuart, am 25. April von 1599 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt und eines Tages heißen wird „Lord Protector of the Commonwealth of England“. Wunderlich genug stammte, falls den Heraldikern zu trauen ist, der glorreiche Feind des Stuartismus mütterlicherseits aus einer Seitenlinie des schottischen Königshauses. Die väterliche Familie dagegen ist altsächsischen Stammes gewesen. Der be-

1) Mit welchem gramschweren Blicke Shakspeare später auf die elende Mißregierung Jakobs hinsah, bezeugt eindringlich sein 66. Sonett („Tir'd with all these“ u. s. w.).

Digitized by Google

rühmte Minister Heinrichs des Achten, Cromwell, gesegnet und verflucht als „Zermalmer der Mönche (malleus monachorum)", hatte dem Familiennamen geschichtlichen Glanz verliehen. Sein Neffe, Sir Richard Cromwell, hatte einen Sohn, Sir Heinrich, welcher seines Reichthums und seiner Prachtliebe wegen der „goldene Ritter" (the golden knight) zubenamst't war. Der älteste Sohn des goldenen Ritters, Sir Oliver, hauf'te auf seinem schönen, eine Viertelstunde von Huntingdon entfernten, am linken Ufer des Ouse gelegenen Herrensitze Hinchinbrook. Der jüngste Bruder Sir Olivers, Robert Cromwell, besaß, wie schon gesagt, zu Huntingdon Haus und Grundbesitz, welcher letztere dem „Squire" einen Jahresertrag von 300 Pfund abwarf, ein ganz behagliches Auskommen also, weil mit 300 Pfund jährlich ein englischer Landgentleman zu jener Zeit sorgloser und anständiger leben konnte als es in unseren Tagen einer mit 1200 zu thun vermag.

Am 27. April von 1603 waren die sonst so stillen Ufer des langsam fließenden Ouse ganz ungewöhnlich belebt und war das Herrenhaus von Hinchinbrook voll Regung und Bewegung. Dem Sir Oliver, welcher Prunk und Pracht ebenso liebte wie sein Vater, war großes und größtes Heil widerfahren. König Jakob der Erste hatte, von Belvoir-Castle gen London fahrend, das Haus des Ritters der Einkehr gewürdigt und verbrachte mit zahlreichem Gefolge zwei Tage und zwei Nächte unter dem gastlichen Dache. Daß der kleine Oliver bei dieser Gelegenheit über die Wiesen von Huntingdon herüberkam, um sich die höfische Herrlichkeit im Hause seines Oheims anzusehen, ist gewiß. Schade nur, daß wir nicht wissen, welchen Eindruck der Vierjährige empfangen, als er mit weit aufgerissenen Augen die „geflickte Lumpenmajestät" angaffte. Das alte Waschweib Fabulirsucht, welches ja stets auf den Fußtapfen großer Männer klatschend einherhinkt, will wissen, der kleine Oliver sei an jenem 27. oder 28. Apriltag zu Hinchenbrook in eine knäbische Balgerei gerathen mit dem kleinen Karl Stuart, Herzog

Digitized by Google

von York, welcher seinem Vater Jakob im Jahre 1600 geboren worden und im Jahre 1612 in Folge des Todes seines älteren Bruders Heinrich Prinz von Wales, sodann 13 Jahre später König von England wurde. Vorbildlicher Weise habe damals zu Hinchenbrook der kleine Oliver den kleinen Prinzen ebenso entschieden als respektswidrig niedergeboxt und untergekriegt, wie später der große Oliver den nichtgroßen König. Meisterin Historia lächelt vornehm-kritisch und sagt: Dummer Schwatz ex post! Dasselbe wird sie wohl auch von einem zweiten mythologischen Schnörkel sagen, welchen man der Jugendgeschichte unseres Helden angeklebt hat. Nämlich, Knabe Oliver sei Anwandlungen krankhafter Schwermuth unterworfen gewesen und in einer Stunde solchen Angefaßtseins habe er am Ufer des Ouse eine Riesengestalt erblickt, welche ihm weissagte, daß er bestimmt sei, der mächtigste Mann in England zu werden. Die Zeitgenossen des Protektors, darunter selbst Männer von unzweifelhafter Urtheilskraft, haben fest an diese Legende geglaubt und im übrigen ist es ja gar nicht unmöglich, daß die Ahnung seiner künftigen Größe dem jungen Oliver in der Erscheinungsform einer optischen Täuschung sich vergegenständlichte. War doch ein starker Zug religiöser An- und Aufspannung in sein Jugendleben eingegangen, da sein elterlich Haus eine Stätte jener strengprotestantisch-gläubigen Anschauung und Richtung gewesen ist, die sich gerade zu jener Zeit immer bestimmter zum religiös-politischen Puritanismus entwickelte, der dann im Independentismus seine stahlscharfe Spitze fand.

An demselben Tage, am 23. April von 1616, wo der größte Literaturmann seines Landes, Shakspeare, zu Stratford starb, wurde der größte Geschichtemann Englands zu Cambridge im Kollegium Sidney-Sussex als Student inskribirt: — „Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum sociorum, Aprilis vicesimo tertio.“ Olivers akademische Laufbahn war aber nur eine kurze und er hatte nicht das Zeug zu einem Gelehrten.

Digitized by Google

Daß übrigens, von Fachgelehrsamkeit abgesehen, später seine Bildung mit der seiner gebildetsten Zeitgenossen auf gleicher Höhe stand, unterliegt keinem Zweifel. Er sprach und schrieb, wenn er wollte, ein sehr verständliches Englisch, der energische Ausdruck des in ihm arbeitenden energischen Gedankens; er fand Schlagworte voll Blitzfeuer und Donnermacht; er vermochte zur Noth mit einem fremden Gesandten über Staatssachen auch lateinisch zu verhandeln; er hatte mit Nutzen und Genuß das Buch der Geschichte gelesen und später empfahl er seinem leichtfertigen Sohne Richard zu wiederholten malen geschichtliche Studien als ein Mittel sittlicher Läuterung und edler Herzerfrischung. „Recreate yourself with Sir Walter Raleigh's History!" schrieb er im April von 1650 aus dem Feldlager von Carrick in Irland an Richard und ein andermal führt er brieflich aus, das Studium der Geschichte sei schon deßhalb zu empfehlen, weil „es uns geschickt macht, dem Volke zu dienen, und dazu ist ja der Mensch geboren."

Cromwell hat überhaupt, sei das gleich hier gesagt, den hohen Werth der Geisteskultur niemals unterschätzt, sondern immer sehr hoch angeschlagen. Seine Frömmigkeit — und er war ein frommer Mann im Hochsinne des Wortes — ist nicht der gewöhnlichen Quelle entflossen. („Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit.") Aus dem Granitfels seiner religiösen Ueberzeugung, die ihrerseits ein Produkt heftigen und schmerzlichen geistigen Ringens gewesen ist, sprang sie klar und mächtig hervor, die Besudelung durch das Schwarzwasser bornirten Fanatismus zurückweisend. Denn, fürwahr, soweit ein Puritaner über den Puritanismus sich erheben konnte, hat es der Lord-Protektor gethan, indem er als einer der tolerantesten Menschen seines Zeitalters handelte, wobei daran erinnert werden mag, daß der edle Grundsatz allgemeiner und unbedingter Duldsamkeit in religiösen Dingen eine ruhmreiche Errungenschaft erst des 18. Jahrhunderts gewesen und noch heute, im letzten Drittel des neunzehnten, von allen Bonzen

Digitized by Google

in Meßgewändern und Predigerkutten, von allen Despoten und Dunklern verworfen und verfolgt ist, ja, von diesem Menschenspülicht voraussichtlich noch im 20. und 30. Jahrhundert verworfen und verfolgt sein wird. Denn das Dumme ist und bleibt das Frumme und das Niederträchtige das Ewig-Mächtige [1]).

Durch Olivers eiserne Gestalt läuft eine Ader von Güte und Milde, deren Quillen und Pulsiren man insbesondere in seiner Privatkorrespondenz deutlich verfolgen kann. Der adleräugige Feldherr, der heldische Krieger, der unbeugsame Staatsmann ist all sein Lebenlang die schlichtbürgerliche Natur geblieben, die er von Anfang an gewesen. Nur Schwachköpfe oder mit Absicht alberne Verleumder haben den Mann einen Heuchler nennen können, an welchem so ganz und gar nichts gemacht und gekünstelt war. Wie er eines Tages in einem vertraulichen Briefe äußerte: „Ich liebe eine Ausdrucksweise, welche schlicht aus dem Herzen kommt und nichts gezwungenes und affektirtes hat — (I like expressions when they come plainly from the heart, and are not strained nor affected [2])“ — so ist er selber gewesen.

Aber, wohlverstanden, er war bei alledem ein Puritaner des 17. Jahrhunderts und er war das Haupt des Puritanismus. Herrschende Häupter von Parteien müssen aber, um das zu sein und zu

---

1) „Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man auch sage.“ Göthe.

2) Oliver Cromwell's Letters and Speeches. Ed. by Th. Carlyle. Leipz. Tauchnitz 1861. Vol. II, p 284. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieses kostbare Sammelwerk, durch dessen Herausgabe Carlyle dem Protektor ein weit edleres Denkmal errichtete, als das von der englischen Scheinheiligkeit und Servilität demselben verweigerte jemals hätte sein können, mir bei Niederschreibung des vorliegenden Aufsatzes als Hauptquelle diente.

Digitized by Google

bleiben, sehr häufig die gehorsamen Diener derselben machen. Und nicht nur das! Die Strenge historischer Charakteristik gebietet, daß offen gesagt werde: Allerdings läßt sich das Wort: „Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit —“ auch auf Cromwell beziehen. Denn sein Glaube war jener puritanische, welcher durch die vieljährigen und grausamen Verfolgungen, die er von seiten des Throns und Altars, von seiten Elisabeths, Jakobs und der anglikanischen Pfaffheit erlitten, zur Vollhöhe seiner rachedurstigen Energie emporgesteigert worden. Der Gott, an welchem Olivers Heldenseele mit allen ihren Fibern hing, der Gott, als dessen erwähltes Rüst- und Werkzeug er sich betrachtete, mit felsenfestem Glauben betrachtete, war der alttestamentliche Adonai-Schaddai, der Gott des Eifers, des Zorns und der Rache, von den späteren jüdischen Propheten mühsam zum einigermaßen erträglichen Kultur-Gott Jahve verdünnt und humanisirt, hinter dessen aufgezwungener Jahve-Maske jedoch die grimmigen Züge des alten großen Semiten-Gottes Baal-Moloch immer wieder schrecklich-deutlich hervortraten. Hieraus erklärt es sich, daß die Frömmigkeit Olivers nicht selten eine breite Spur von Blut und Feuer hinter sich herzog, gerade wie in den alttestamentlichen Schriften Adonai-Schaddai im Blute seiner Feinde schwelgt und Leichenhaufen, Trümmer und Verödung hinter sich zurückläßt.

2.

Schon im Jahre 1617 wurde der junge Oliver nach zu Cambridge wohl oder übel gepflogenem Musendienst nach Hause zurückgerufen durch den Tod seines Vaters. Er übernahm die Verwaltung, beziehungsweise Bebauung des väterlichen Besitzthums zu Huntingdon und zugleich die Sorge für seine Mutter und sechs

Digitized by Google

Schwestern. Ab und zu, wie es seine landwirthlichen Geschäfte gestatteten, hielt er sich wochen- und monatelang in London auf, in der Absicht, Rechtskunde und Gesetzekenntniß sich anzueignen, und die Hauptstadt Englands, schon damals, wie noch heute, eine der verpestetsten Stätten europäischer Sittenverderbniß, soll den kraftstrotzenden jungen Mann in den Wirbel der modischen Ausschweifung hineingerissen haben. Für dieses „soll" gibt es aber nur ein bestimmtes Zeugniß, eine herbe Selbstanklage, welche Oliver viele Jahre später gegen sich erhoben hat, indem er in einem an seine Base Mistreß St. John am 13. Oktober von 1638 geschriebenen Briefe erklärte, er sei in der Finsterniß gewandelt und er habe diese geliebt, das Licht aber und die Gottseligkeit gehaßt; er sei ein Sünder, ja ein Oberster der Sünder gewesen — („Oh, I lived in and loved darkness, I hated light and hated godliness; I was a chief, the chief of sinners").

Nun sieht freilich diese Selbstanklage einem aus puritanischer Zerknirschung hervorgegangenen Ueberschwange des Schuldbewußtseins sehr ähnlich; allein man wird unserem Helden doch kaum unrecht thun, wenn man als thatsächlich wenigstens soviel annimmt, daß er die Verderbtheit der Welt aus eigener Erfahrung gekannt habe, d. h. daß er in dem wilden Strome londoner Lasterlebens eine Weile lustig mitgeschwommen sei. Später jedoch, nach seinem Eintritt ins Mannesalter, hat selbst die giftigste Bosheit der Verleumdung an der sittlichen Haltung und ehrenhaften Lebensführung Olivers nichts auszusetzen vermocht und die royalistische Skandalsucht brachte es in dieser Richtung nie weiter als zu armsäligen Späßen über „Nolls" Kupfernase, welche vom häufigen Genusse seines eigenhändig gebrauten Bieres herrühre. In Wahrheit ist der Protektor mäßig in allen Genüssen gewesen, unter guten Freunden einem harmlosen Scherze nicht abgeneigt, wohl aber dem lästerlichen Fluchen und garstigen Zotenreißen, wie es damals selbst in den „feinsten" Kreisen in England durchweg Mode war. Und

Digitized by Google

ferner ist er auch auf der Höhe seiner Machtstellung ein sparsamer, schlichtbürgerlicher Haushalter, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein anhänglicher und hilfreicher Freund gewesen, ein braver Mensch durch und durch, um und um. Daß er der größte Patriot war, welchen sein Land hervorgebracht hat, können nur Mastschweine der verächtlichsten aller Kirchen, der englischen High-Church, bestreiten oder auch deutsche Hofprofessoren.

Mit Grund ist zu vermuthen, daß Olivers Heirat mit Elisabeth, einer Tochter des Sir James Bourchier, welche Heirat am 22. Oktober von 1620 zu London statthatte, einen bedeutsamen Wendepunkt im Leben unseres Mannes markirt habe. Er führte sein junges Weib unter das Dach des väterlichen Hauses in Huntingdon, welchen Wohnsitz er 9 Jahre später mit St. Ives und dann mit Ely vertauschte. Sein Dasein war das eines echten und rechten Landsquire's, der allerdings wohl auch den Bedarf seines Haushalts an Bier mit eigenen Händen gebraut hat. Uebrigens gedieh der Haushalt des tüchtigen Bauers und Brauers, dessen Ehrbarkeit, aufrichtige Religiosität und mannhaftes Wesen ihm unter seinen Nachbarn und Kirchspielsgenossen Achtung und Ansehen verschafften. Unverkennbar wirksam war zu dieser Zeit weiblicher Einfluß auf das spröde Metall von Olivers Naturell. Dieser Einfluß wurde geübt durch seine treffliche Gattin Elisabeth und in noch höherem Maße durch seine Mutter, an welcher der Sohn mit liebevoller Ehrfurcht hing und hielt. Auch hier begegnen wir also der oft wiederkehrenden Thatsache, daß bedeutende und große Menschen so zu sagen mehr die Söhne ihrer Mütter als die ihrer Väter sind.

Sie verliefen äußerlich recht still, diese huntingdoner Jahre Cromwells. Aber in seinem Inneren hat es gerade während dieser Zeit häufig genug recht gewaltsam gestürmt und getobt. Denn unter heftigen Seelenkämpfen, welche den starken Mann mitunter so krampfhaft schüttelten, daß er stöhnend und händeringend an

Digitized by Google

den Ufern seines Heimatflusses umherlief, kam während dieser Jahre der Puritanismus in Oliver zum Durchbruch, — ein psychologischer Proceß, welcher vorderhand nur erst eine von wenigen beachtete persönliche Bedeutung hatte, bald aber eine weltgeschichtliche gewinnen sollte. Denn mit Cromwell an der Spitze wurden die Puritaner aus einer verfolgten Sekte zu einer siegreichen, Prälatenthum, Junkerthum, Königthum zu Boden tretenden Partei.

Was aber war der Puritanismus? In seinen Ursprüngen und Anfängen nur der schüchterne Protest von etlichen wenigen aufrichtigen und tiefen Gemüthern gegen das elende Halb- und Scheinding der englischen Reformation, welche ihren schmutzigen Ursprung niemals verleugnen konnte. Hervorgegangen aus einer ehebrecherischen Laune des achten Heinrichs, des wüsten Tyrannen und Weibermörders, ist das anglikanische Kirchenthum durch Elisabeth ganz im despotisch-pfäffischen Sinne festgestellt und zugleich zu einem üppigen Spittel für die jüngeren Söhne des Adels gemacht worden. Kaum in dieser Weise großgewachsen, hat dann der hochkirchliche Wechselbalg mit dem scharlachenen Weib auf den sieben Hügeln in Verübung aller Verfolgungsgräuel gewetteifert. Da aber der Hauptgegenstand der Verfolgung, der Puritanismus, das will sagen der bestimmt gefaßte, folgerichtig entwickelte, ehrlich aus- und durchgeführte Gedanke der Reformation, die enge Verbindung, ja die Dieselbigkeit geistlicher und weltlicher Tyrannei schwer zu fühlen hatte, da er erkannte, daß Kirche und Krone zu seinem Untergange mitsammen sich verschworen hätten, da er in dem König von England nur noch einen schlechten Abklatsch des römischen Papstes sehen mußte, so geschah es mit Nothwendigkeit, daß die Puritaner wie in der Hochkirche so auch im Königthum nur noch Veranstaltungen Satans erblickten, daß sie wie in Sachen der Religion so auch in Sachen des Staates Radikale und Demokraten wurden, daß sie sich entschieden dem Republikanismus zuwandten und die furchtbare, gegen das Königthum geschleuderte Verwer-

Digitized by Google

fungsrede des grimmigen Propheten Samuel — (1. Buch Samuels, Kap. 8) — zu ihrem politischen Glaubensbekenntniß machten.

Freilich, bei aller seiner Größe — nur Thoren können sie ihm bestreiten — haften dem Puritanismus tiefe Makel an, und sein Hauptmakel ist gewesen, daß er im Grunde doch auch nur eine theologische Bornirtheit war. Allein das kann ihm, historisch angesehen, unmöglich als Verschuldung angerechnet werden; denn das 17. Jahrhundert kannte eben noch nicht den philosophischen Weg zur Freiheit, welchen das 18. oder den natur- und geschichtewissenschaftlichen, welchen das 19. aufthat, und mußte daher wohl oder übel den theologischen einschlagen. Was sodann den oft wiederholten Vorwurf angeht, der Puritanismus habe mit der Kirche und dem Thron zugleich auch das lustige Leben von Alt-England zerstört und sei ein blinder Verächter und Hasser von Poesie, Kunst und Wissenschaft gewesen, so ist zuvörderst allerdings wahr, daß der also Angeklagte ein sehr sauertöpfischer, steifleinener Geselle war, dessen Sucht, das ganze Dasein möglichst alttestamentlich zuzuschneiden, unendliche Lächerlichkeiten zu Tage förderte. Allein man darf doch auch nicht übersehen, daß das vielgerühmte „lustige Leben von Alt-England", welches Rundkopf Zu-Deinen-Zelten-Israel-Puritanismus mit dem grimmigen Lächeln befriedigter Rache zertrat, ein sehr lüderliches gewesen und von dem schonungslos Verfolgten seit vielen Leidensjahren als ein Gräuel Moabs und Amaleks verabscheut worden war. Denn diesem düsteren Fanatiker war es Ernst, furchtbarer Ernst mit den sittlichen Forderungen seiner Religion an ihn selbst, wie an andere, und deßhalb auch blickte er mit Verachtung und Ingrimm auf die zeitgenössische Literatur seines Landes, welche unleugbar nur allzu sehr die Anschauungen des lustigen Alt-Englands widerspiegelte. Man vergesse nicht, daß selbst die Dramen Shakspeare's von Schmutzereien wimmelten. Die Aufführung derartiger Stücke mußte dem Puritanismus ein heidnischer Gräuel sein und deßhalb zerstörte er das Theater. Und

Digitized by Google

sollten sich endlich Puritaner vom reinsten Wasser nicht zur Verachtung der Wissenschaft getrieben fühlen, wenn sie im Hinblick auf den gefeiertsten Repräsentanten derselben in ihrem Lande und zu ihrer Zeit, im Hinblick auf Bacon of Verulam bedachten, daß dieser angeblich große und größte Gelehrte in Wahrheit einer der verächtlichsten Schurken war, welche jemals mittels Beugung und Fälschung des Rechtes die Gunst der Mächtigen sich erbuhlt haben? Ach, es ist eine traurige Thatsache, daß die Historie der Wissenschaften voll von Baconen. Denn wie es keinem glücklichen Verbrechen in der Weltgeschichte an einem Tedeum brüllenden Pfaffen, so hat es auch keiner gelungenen Schändlichkeit an einem gelehrten Anwalt gefehlt. In den Akademieen älterer und neuerer Zeiten müßte ein Diogenes Männerstolz, Freimuth und Charakterwürde mit der Laterne, mit der Lupe suchen und er würde sie selten genug finden. Im übrigen kann, auf unser Thema zurückzukommen, der Puritanismus mit gerechtfertigtem Stolze zu seinen Feinden und Anklägern sagen: Wenn ich so ganz, wie ihr behauptet, ein Barbar gewesen, wie kam es denn, daß ich den edelsten Gelehrten, einen reinsten Träger des Genius aus mir zu erzeugen vermochte? Den wissenschaftlichen Begründer des Preßfreiheitsrechtes, den wunderbar beredsamen Verfasser der Vertheidigung des Volkes von England, den herrlichen Schöpfer des Verlorenen Paradieses!

Einleuchtend ist demnach für Augen, welche sehen und sehen wollen, daß der Puritanismus auf der Entwickelungsbahn der europäischen Civilisation ein Riesenvorschritt war. Er hat die reformatorische Idee aus dem lutherischen Nebelheim einer servilen Theologie in die staatliche Wirklichkeit herübergerückt; er hat der Sklaverei die Freiheit, dem despotischen Princip der Bevormundung das der demokratischen Selbstbestimmung entgegengestellt; er hat mit seiner Eisenfaust das pfäffische Lügenmärchen vom Gottesgnadenthum der Könige zermalmt, hat mittels Gründung seiner Volksstaaten jenseits des atlantischen Oceans ein glorreichstes Blatt

Digitized by Google

im Weltgeschichtebuch aufgeschlagen und hat in dasselbe als furchtbare Mahnung und Warnung das Datum des 30. Januar 1649 für alle Ewigkeit eingegraben.

Unschwer begreiflich auch, daß ein ernstangelegtes, tiefes und energisches Cromwellgemüth mehr und mehr mit den Anschauungen des Puritanerthums sich füllte. Die klägliche Mißregierung Jakobs des Ersten, England nach außen erniedrigend und nach innen der bübischen Willkür einer despotischen Günstlingsherrschaft preisgebend, konnte den ruhelosen Stachel in der Seele des werdenden Helden nur schärfen. Ob er zu dieser Zeit irgend eine Ahnung hatte, was ihm die nächste Zukunft bringen würde? Wir wissen es nicht. Wohl aber wissen wir, daß, als die Weltgeschichtebühne ihm sich aufthat, er dieselbe als ein ganzer, in sich fertiger Mann beschritt, als ein echter Nummer-Eins-Mann, als ein rechter Thatmann, welcher geduldig die Wortmänner eine geraume Weile gestikuliren, debattiren, resolutioniren und haseliren ließ, dann aber vortrat, das Schwert zog, die Scheide wegwarf und sagte: „Ich werde es thun!“ Denn zum höchsten Wagen, zum gewaltigsten Handeln, zur thatkräftigsten Erfassung und Erfüllung der Zeitforderungen hatte sich, wie sein kompetentester Beurtheiler, Milton, schön bezeugt, unser Mann in der Zurückgezogenheit seines Hauses vorbereitet. In der Stille war er gewachsen, unentweglich im Vertrauen auf seinen Gott und in schweigsamer Brust die große Seele nährend [1]).

3.

Im März von 1625 starb Jakob der Erste und mit der Throngelangung seines Sohnes, Karls des Ersten, begann der

---

1) „Domi in occulto creverat et ad summa quaeque tempora fiduciam dei fretam et ingentem animum tacito pectore aluerat.“ Defensio pro populo Anglicano secunda (1654), p. 106.

Digitized by Google

große Waffengang zwischen Despotismus und Freiheit in England, welcher von beiden Seiten her schon lange sich vorbereitet hatte. Daß dieser Kampf nicht allein eine britisch-insulare, sondern eine europäische, eine menschheitliche Bedeutung hatte, weiß jedermann.

Der neue König war ein sogenannter „ritterlicher Herr", d. h. ein leidlich guter Reiter, Fechter, Schütze und Jäger. Seine mittelmäßigen Geistesgaben waren nicht ohne Sorgfalt entwickelt worden. Er machte eine gute Figur, hatte einen künstlerischen Zug in sich, konnte für einen Kunstkenner gelten und hätte ohne Frage einen recht wackeren Gemäldehändler abgegeben. Auch ein ehrbarer Mann ist er gewesen, ein treuer Gatte und zärtlicher Familienvater. Zu seinem und seines Landes Unglück war er jedoch ein König und hatte sich unter seiner nicht eben sehr weitgewölbten Schädeldecke die fixe Idee festgeklebt, ein König nach festländischem Muster sein zu wollen und sein zu müssen. Was das heißen wollte, ist klar, falls man erwägt, daß gerade damals auf dem europäischen Kontinent, vorab in Frankreich, das modern absolutistische Königthum zu fester Begründung und vollendeter Gestaltung gedieh.

Karl und seine Rathgeber waren freilich zu beschränkt, um einzusehen, daß der Hauptbildner des französischen Absolutismus, der Kardinal Richelieu, das schrankenlose Königthum als einen Hebel des socialen Vorschrittes handhabte. Der Stuart wollte den Despotismus um des Despotismus willen und legte bei seinen ungeschickten und brutalen Versuchen, denselben zu begründen, gar kein Gewicht auf die Grundverschiedenheit der historischen Entwickelung Englands und Frankreichs. Von Haus aus ein falscher Patron, doppelzüngig und wortbrüchig, hat er sich aus feierlichsten Versicherungen, Bürgschaften und Eiden gar nichts gemacht, wie das eben derartige „ritterliche Herren" so zu halten pflegen. Steif und fest an die Narrethei glaubend, er sei das Ebenbild und der unverantwortliche Statthalter Gottes auf Erden, log er sich die

Digitized by Google

Bestimmung vor, in Großbritannien mit Hilfe pfäffischer Volksverdummung die unumschränkte Despotie aufzurichten, und in diesem Vorhaben, wie in allem Verkehrten und Strafbaren, wurde er energisch gestärkt und gesteift von seiner Frau Henriette, welche ihn tüchtig unter ihrem Pantoffel hielt. Die Königin, eine Tochter Heinrichs des Vierten von Frankreich, hatte von ihrem Vater nichts, dagegen von ihrer Mutter, der verrufenen Mediceierin, alles: — die köhlergläubische Römelei, die gedankenlose Verschwendungslust, die frivol dareintappende Ehr- und Herrschsucht. Sie wollte ihren Mann zum Despoten von Großbritannien machen, sicher, daß sie die Oberdespotin sein würde. Zur Charakteristik Karls gehört auch noch, daß er, nicht obgleich, sondern weil er ein Pantoffelheld, nach Art von Pantoffelhelden seine Schwäche mitunter zu hartnäckigstem Eigensinn verknöchern ließ, besonders, wann es galt, etwas recht Thörichtes zu beginnen oder durchzuführen. Natürlich sprang dann die alberne Hartnäckigkeit sehr bald wieder in jammerseligen Kleinmuth um. Summa: der König hatte durchaus nicht das Zeug, seinen verkehrten Gedanken, die Verfassung Englands zu vernichten und sich zum absoluten Könige von Großbritannien zu machen, zur Verwirklichung zu bringen.

Schon der Erfolg, d. h. Nichterfolg der ersten in der angegebenen Richtung unternommenen Versuche hätte einen Mann von Verstand — vom Rechtsgefühl ganz zu schweigen — stutzig machen und dem Könige den eindrucksvollen Beweis liefern müssen, daß die Nation, d. h. die herrschenden Klassen, Nobility und Gentry, ihre Verfassung keineswegs gutwillig und widerstandslos sich entreißen lassen würden. Das dritte Parlament, welches Karl seit seinem Regierungsantritt zu berufen sich genöthigt sah, vereinbarte mit dem König jenen Vertrag zwischen Krone und Volk, welcher unter dem Namen der „Petition of right“ berühmt ist und die große Urkunde der englischen Verfassung darstellt. Am 7. Juni

Digitized by Google

von 1628 gab der König, im Sale der Lords auf dem Throne sitzend, während die Commons sich an der Schranke drängten, diesem Vertrage förmlich und feierlich seine Sanktion, die altgebräuchliche Formel aussprechend: „Es geschehe Recht, wie (vom Parlament) begehrt ist“ [1]). In diesem Parlament von 1628, nicht in dem von 1625, wie man lange irrthümlich angenommen hat, ist Oliver Cromwell zum erstenmal erschienen, von seiner Heimatgemeinde Huntingdon ins Unterhaus abgeordnet. In der Sitzung vom folgenden Jahre, und zwar am 11. Februar, hat er zum erstenmal das Wort genommen und in einer Debatte über religiöse Angelegenheiten einen so harschen Ausfall auf die Papisterei gethan, daß aus dem bäuerischen Redner schon etwas vom späteren Cromwell hervorsah und achtsame Beobachter und Hörer unschwer ahnen konnten, er werde dereinst einer der Wurzel- und Zweigmänner („root and branch men“) sein, wie man später die Puritaner im allgemeinen und die Independenten im besonderen nannte.

Das Parlament ward jedoch vom Könige bald entlassen und aufgelöst. Denn der treulose Mann hatte mit der Rechtspetition nur ein Spiel getrieben, während der Sanktion derselben schon gewillt, sich nicht an ihre Bestimmungen zu halten, und entschlossen, keine verfassungsmäßigen Beschränkungen seiner Machtvollkommenheit anzuerkennen; ohne Bewilligung des Parlaments Steuern auszuschreiben und zu erheben; wenn immer möglich, ein stehendes Heer zu errichten und überhaupt den Rechten und Gesetzen des Landes zum Trotz zu regieren. Es folgten nun jene traurigen elf Jahre, während welcher es ganz den Anschein hatte, als würden sich auch die Engländer die Aufrichtung geistlicher und weltlicher Tyrannei ruhig gefallen lassen, wie solches die knechtischen Völker des

1) „Soit droit fait come est desire“ — lautet die Unterfertigung der Rechtspetitionsurkunde.

Digitized by Google

Festlandes thaten. Mit brutaler Hintansetzung von Verfassung und Recht wirthschaftete der „ritterliche" König ganz im Stile des gleichzeitigen kontinentalen Despotismus. Kein Parlament ward berufen, schwere Steuern wurden widergesetzlich ausgeschrieben und erpreßt, die Bürger mit soldatischer Einquartirung geplagt, alle Versuche, auch die schüchternsten und wohlgemeintesten, den Hof zu warnen, mit grausamen Strafen geahndet und die Engländer, Mann und Weib und bis zu den Kindern herab, in Glaubenssachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen sehr stark nach denen der römischen und spanischen Inquisition schmeckten. Bei diesem ebenso thörichten als gewissenlosen und verbrecherischen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthelfershelfer, einen geistlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbischof-Primas von Canterbury, Laud, ist ein halbblödsinniger Zelot gewesen; dieser, der unter dem Namen Strafford gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentarischen Opposition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundsätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth sei Thatkraft, Gewissenlosigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete sich ein, einen englischen Richelieu vorstellen zu können, während er, näher angesehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelrasseler gewesen ist. Er that sich nicht wenig darauf zu gute, das politisch-religiöse System „Durch" (through) erfunden zu haben, d. h. das System gedanken- und skrupelloser Gewaltsamkeit, welches dann, sowie sich ernster Widerstand dagegen erhob, ebenso rasch als schmählich zusammenbrach. . . . .

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud also ritterlich und gottselig regierten, baute Oliver, scheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesunken, auf seiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in

Digitized by Google

der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Gestalt von Cromwells „Eisenseiten“ (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weise als Strafford, sein „Durch!“ aufzuführen. Das Haus unseres Squire hatte sich mälig auch mit reichem Kindersegen angefüllt: im December von 1638 wurde ihm sein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteste Oliver, welcher in dem großen Kriege zwischen Parlament und König umkam; der zweitälteste Richard, ein leichtsinnig-gutmüthiger Schwächling und Genüßling und leider seines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true“ — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrscherstuhle nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geschichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden ist. Denn wenn auch mit Entschiedenheit betont werden muß, daß im ganzen und großen der Verlauf des weltgeschichtlichen Processes nach Gesetzen sich vollzieht, die so ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, so wird doch kein denkender Mann bestreiten wollen, daß im besonderen und einzelnen viel, sehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geschichte arbeitet, was für Menschen sie mit dem Vollzug ihrer Gesetze betraut. Unwiderstehlich, schweigend, mit majestätischer Ruhe trägt der Weltgeschickestrom die Völker, mögen sie darin schwimmen und ringen, wie sie wollen, mit sich fort in den Ocean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es ist denn doch ein Unterschied, zu ringen und zu schwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menschen sind keine Holzklötze, so hölzern und klotzig sie auch oft sich anstellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus sollten bedenken, daß die volle Hingebung an denselben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Mensch ärmer machen müßte.

Digitized by Google

4.

Harmlose Bücherwürmer, wie sie in dem Heimatlande der Abstraktoren, in Micheliens Gauen, immer noch gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigst studiren ohne jemals etwas zu lernen, sie pflegen in tugendhafte Entrüstung zu gerathen, wenn da und dort ein rücksichtsloser Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt sei das Recht — abgesehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber eine brutale Thatsache, und selbstverständlich müsse jenes gläserne Ideeding bei jedem Zusammenstoß mit diesem eisernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die Herren Abstraktoren in der Regel sehr eilig, vor der siegreichen Gewalt ihre wissenschaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten sie sich schadlos, indem sie innerhalb der verschwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf setzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider ist dieses bis zur äußersten Fadenscheinigkeit abgegriffene Sprüchwort gerade so leer und verlogen wie hundert andere Sprüchwörter, welche jedermann im Munde führt und an die niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, sank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine fortgesetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg schrieb allzeit das Gesetz und wird es allzeit schreiben. Vae victis! ist das furchtbare Schicksalsverdikt, gegen welches schon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einsamer

Digitized by Google

Mann und Denker in seiner Dachstube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen diesen Götzendienst protestirt?

Karl Stuart handelte gewissenlos, verkehrt und verbrecherisch, als er, entgegen seinen beschworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfassung und Gesetze Englands ausging. Aber falls er der Mann gewesen wäre, sein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfassungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein „Gesellschaftsretter" heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für sich, als er seinen ersten Raubzug nach Schlesien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der ersten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polnischen Patrioten, die Konföderirten von Bar, nicht im Besitze des Rechtes, des himmelschreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland waren im Besitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. December von 1851 mit seinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Protesten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und so wird es immer sein.

Und ist denn das „lange" Parlament seinerseits auf dem Rechtsboden stehen geblieben? Mit nichten! Diese Versammlung, das Vorbild des französischen Konvents, begnügte sich keineswegs, *seine* verfassungsmäßigen Befugnisse zurückzuerobern und festzuhalten, sondern griff sofort in die Befugnisse der Krone hinüber. Die Umstände waren so, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte siegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treulosen Stuart schlechterdings kein verlässliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parla-

Digitized by Google

ment setzte also an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentarischer Taschenspielerei festhielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konstitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilsamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwischen Krone und Volksvertretung kam bei dieser Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorschein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konstitutionalismus stets der Fall war und stets der Fall sein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, dessen Augen so wundersam scharf organisirt gewesen sind, daß er durch die ganze Dicke des theologischen Brettes hindurch, welches er, seiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menschen und Dinge sah, wie sie wirklich waren, an dem konstitutionellen und parlamentarischen Wesen frühzeitig sich verekeln mußte und daß er, als die Zeit *seines* Rechts, d. h. seiner *Gewalt* gekommen, den ganzen Plunder behandelte, wie derselbe es verdiente. Allein er sollte dabei die leidige Erfahrung machen, daß die Völker, gerade wie die Individuen, von gewohnten und liebgewonnenen Fiktionen und Illusionen schlechterdings nicht lassen wollen und viel lieber zehn Wahrheiten preisgeben als *eine* Lüge. Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit ins strenge Angesicht zu sehen, sollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen sein, daß die künstliche Schaukelei der konstitutionellen Monarchie im besten Falle nur eine mehr oder weniger anständige Gaukelei. Es gibt nur zwei einigermaßen wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: die absolute Republik und die absolute Monarchie. Alles dazwischen und daneben Liegende ist Lug und Trug.

Gegen diese Thatsache pflegen die gedankenlos-orthodoxen wie die schlau-rechnenden Verehrer des betrogenen Betrügers

Digitized by Google

Montesquieu, pflegen die aufrichtigen wie die heuchlerischen Bekenner des konstitutionellen Kredo's mit dem Hinweis auf die Entwickelung des englischen Staatswesens zu argumentiren, welches die Verwirklichung der Theorie des Konstitutionalismus sei. Ja wohl die Verwirklichung! Die humbugische Inscenesetzung eines Humbugs! Denn im Vorschritte der englischen Verfassung zu ihrer heutigen Gestaltung ist das angebliche Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung — d. h. Vertretung der bevorrechteten Klassen, denn eine Volksvertretung gab und gibt es in England nicht — immer mehr Schaum und Traum geworden. So sehr, daß der König oder beziehungsweise die Königin von England gar nichts mehr ist und vorstellt als eine kostspielig logirte, gekleidete und genährte Staatspuppe, unbedingt gelenkt von dem Marionettendraht der englischen Oligarchie. Denn diese, zusammengesetzt aus Nobility und Gentry, also die Repräsentanz des Adels und des Kapitals, regiert England und die konstitutionelle Monarchie ist daselbst, wie noch so vieles andere, nur eine freche Heuchelei.

Im übrigen kann das „lange" Parlament, welchem wir uns auf Umwegen genähert haben, denkenden Politikern — es gibt auch Politiker und zwar hinlänglich viele, deren Politik das Nichtdenken ist — noch eine weitere große Lehre geben. Die nämlich, daß der sogenannte gesetzliche Widerstand gegen Tyrannei mit seinem ganzen Apparat von Parlamentiren, Debattiren und Protestiren Eitelkeit der Eitelkeiten sei. Thörichte, steifnackige, wortbrüchige und gewaltthätige Könige brachte und bringt der Parlamentarismus niemals zur Vernunft. Alle das Gerede in Westminster fleckte nicht und König Karl hätte sich mit seinen Kavalieren noch jahrelang darüber lustig machen können. Aber die Sachen nahmen eine ganz andere Gestalt an, als die Herren zu Westminster vom passiven Widerstande zum aktiven Angriff übergingen, als sie der königlichen Armee ein Parlamentsheer entgegenstellten, als selbst John Hampden, der Haupthahn des Parlamentarismus und so zu sagen der Ober-

Digitized by Google

heilige aller Parlamentaristen auch in unseren Tagen, es gerathen fand, statt länger im Unterhause zu rednern, den Degen umzuschnallen und als Oberst an der Spitze seines Regiments auf die Königlichen einzuhauen. Mit andern Worten, nicht die schwatzende Reform, sondern die handelnde Revolution hat den Ausschlag gegeben. Das mögen sich alle die politikasternden Dahl- und Duselmänner, die konstitutionellen Schwätzer und Klätscher, die parlamentarischen Humbuger und Hannswurste merken ....

Im Frühjahr 1640 sah König Karl sich genöthigt, in den sauren Apfel einer Wiederberufung des Parlamentes zu beißen. Der übelberathene Monarch und sein verblendeter Rathgeber Laud hatten sich nämlich in „strafbarer Unkenntniß und in reiner Wollust der Tyrannei", wie sich ein sehr gemäßigter englischer Historiker ausdrückt, zu dem verhängnißvollen Schritte hinreißen lassen, das anglikanische Kirchenwesen, die bischöfliche Despotie, den laud'schen Ceremoniendienst auch den Schotten aufzwingen zu wollen. Da stieß aber ein Fanatismus auf einen anderen, daß es heiße Funken gab. Das presbyterianische und puritanische Schottland brach in offene Rebellion aus. Diese sollte mit Waffengewalt niedergeschlagen werden; aber es fehlte dem Könige der Nerv des Kriegführens, das Geld. Sein Kredit war gänzlich erschöpft und es stellte sich als reine Unmöglichkeit heraus, ohne Mitwirkung des Parlaments die Mittel zur Kriegsrüstung zu beschaffen. So ergingen denn die Wahlausschreiben und im April von 1640 traten die beiden Häuser zusammen. Der König wollte nur Geld haben und verlangte die rasche und bedingungslose Bewilligung von Steuern und Subsidien. Das Parlament, vorab das Unterhaus, sprach von den großen Beschwerden der Nation, obzwar in maßvollem und sogar ehrerbietigem Tone. Besaß Karl einen Funken von gesundem Menschenverstande, so mußte er sich mit dieser Volksvertretung vertragen und vereinbaren und er konnte das mittels sehr geringfügiger Konzessionen, weil die royalistische Stim-

Digitized by Google

mung in beiden Häusern ganz entschieden obenauf war. Aber der König, im Despotismus schon verhärtet und angeeifert von seiner Frau und dem stupiden Laud, sah in dem Vorhaben der Gemeinen, die Beschwernisse der Nation und deren Abstellung zur Sprache zu bringen, bevor von Geldbewilligungen die Rede sein könnte, ein Verbrechen, eine persönliche Kränkung und so beging er die leichtfertige Dummheit, schon nach drei Wochen das Parlament wieder aufzulösen. Beim Weggehen der Mitglieder aus Westminister ging Edward Hyde, später unter dem Titel eines Earl of Clarendon als Staatsmann und Geschichtschreiber berühmt geworden, eine Strecke weit mit seinem Bekannten, St. John, einem der Führer der parlamentarischen Opposition, und bemerkte, daß auf den sonst immer düstern Zügen des ernsten Mannes zur Stunde ein Schimmer von Heiterkeit lag. „Ihr seid fröhlich gestimmt, Sir?" fragte Hyde verwundert. — „Freilich, und Ihr?" — „Traurig genug." — „Wie so? Was bekümmert Euch?" — „Was, wie ich denke, noch viele ehrliche Leute bekümmert, diese thörichte Auflösung eines so gemäßigt gesinnten Parlaments." — „Bah, bevor es besser werden kann in England, muß es zuvor noch weit schlechter werden. Ich sag' Euch, dieses Parlament da hätte ja doch nie gethan, was gethan werden muß."

Die leichtsinnig-tyrannische Wirthschaft hatte dann noch eine Weile ihren Fortgang. Zwangsanleihen wurden gemacht, unverwilligte Steuern gewaltsam erhoben, widerspenstige, d. h. auf Recht und Gesetz bestehende Magistratspersonen verfolgt und eingekerkert, Soldaten „gepreßt" und mit also gewonnenen Mitteln ward der Krieg gegen die Schotten angehoben, welche, von den Führern der englischen Opposition heimlich ermuthigt, über den Tweed gegangen und bis Yorkshire vorgedrungen waren. Aber der Krieg konnte nicht fortgeführt werden. Vergeblich polterte der starrköpfige Strafford noch immerfort sein brutales „Durch!" heraus. Ihn selbst, den König, die Königin und den Erzbischof-Primas ausgenommen,

Digitized by Google

glaubte kein Mensch mehr daran. Alles lahmte und lotterte, alles ging aus Rand und Band: der Durch-Karren blieb total im zähen Lehme des passiven Widerstandes stecken. Unter diesen Umständen mußte abermals ein Parlament berufen werden und die Wahlen ins Unterhaus lieferten den Beweis, daß die unterthänige Geduld der Gentry und der Freisassen ein großes Loch bekommen habe. Ja, sogar im Hause der Lords zeigte die Opposition eine beträchtliche Stärke.

Also kam im November 1640 das „lange" Parlament zusammen, in der damaligen Mehrheit seiner beiden Häuser vollständig geneigt, das konstitutionelle Dogma von der Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit der Könige aufrecht zu erhalten; aber auch entschlossen, die konstitutionelle Theorie von der Verantwortlichkeit der Minister und Rathgeber des Monarchen praktisch zu illustriren. Wie jedermann weiß, ging das Unterhaus zu diesem Zwecke alsbald entschlossen gegen Strafford und Laud vor. Beide wurden um ihrer gegen die Verfassung, die Gesetze und das Volk von England begangenen Verbrechen willen peinlich angeklagt und eingetowert. Um die Möglichkeit, den Minister durch ein Verdikt seiner Peers freigesprochen zu sehen, abzuschneiden, ging das Unterhaus von der gewöhnlichen Form englischer Staatsproceduren (Anklage durch das Unterhaus vor dem Oberhaus) ab und verdammte Strafford mittels einer sogenannten Bill of Attainder zum Tode. König Karl that, was eben Könige in solchen Fällen zu thun pflegen: er opferte seinen Günstling, indem er die Bill sanktionirte. Als der Graf diese königliche Treue erfuhr, hob er die Hände zum Himmel auf und sprach: „Vertraut nicht auf Fürsten, denn es ist kein Heil bei ihnen (nolite confidere principibus, quia non est salus in illis)"! Das hätte er und hätten unzählige Werkzeuge der Tyrannei vor und nach ihm früher bedenken sollen. Am 12. Mai 1641 fiel Straffords Kopf unter dem Richtbeil und später wurde der Erzbischof Laud seinem Freunde auf's Schaffot nachge-

Digitized by Google

schickt. Dieses ganze Verfahren gegen den Minister und den Primas zeigte klärlich, daß die Gemeinen die oberste Leitung des Staatswesens an sich genommen hatten und entschlossen seien, dieselbe weiterzuführen. Das Unterhaus war fest, einig und energisch in Abstellung der Mißbräuche und Verfassungswidrigkeiten und nach zehnmonatlicher angestrengter Arbeit hatte es damit ziemlich reinen Tisch gemacht. Von besonderer Wichtigkeit ist gewesen, daß an demselben Tage, an welchem die Verdammungsbill über Lord Strafford erging, der König einem vom Parlamente beschlossenen Gesetze feierlich seine Sanktion gab, dem Gesetze, welches ihn, den König, verpflichtete, das gegenwärtige Parlament nicht ohne dessen Zustimmung aufzulösen oder auch nur zu vertagen. Damit war die parlamentarische Oberherrlichkeit über die Krone ausgesprochen.

Karl, nicht einen Augenblick gewillt, Wort und Treue zu halten, und von der Wiederaufnahme des so schmählich zu Boden gefallenen strafford'schen Durch-Systems fortwährend träumend, ging im September von 1641 nach Schottland, um seinen Frieden mit diesem Lande zu machen und in demselben eine Stütze und einen Anhaltspunkt gegen England zu gewinnen. Aber die Schotten waren zu schlau, ihm zu trauen, und statt sich von dem Könige benützen zu lassen benützten sie ihn. Sie schrieben ihm die Friedensbedingungen vor; er mußte ausdrücklich seinem Plane, die schottische Kirche zu anglikanisiren, absagen und man kann sich leicht denken, daß Karls Miene eine nicht sehr süße gewesen, als ihm die Schotten eine Urkunde abpreßten, kraft welcher die bischöfliche Kirchenverfassung als dem Worte Gottes zuwider erklärt wurde. Während dieses Fehlgangs des Königs über den Tweed hatten die Parlamentshäuser sich vertagt. Im Oktober kamen sie wieder zusammen und innerhalb wie außerhalb Westministers war die Aufregung groß. Die Machenschaften Karls in Schottland hatten das Mißtrauen gegen ihn beträchtlich gesteigert und bald wurde überdies eine Neuigkeit ruchbar, welche den Brand der Erbitterung zu

Digitized by Google

hellen Flammen anblies. Ueber den St. Georgskanal herüber kam die Nachricht, daß die katholischen Iren im Namen des Keltenthums und der Religion gegen die englische Bejochung in Waffen sich erhoben und, unter Begehung von allerlei Gräueln gegen die angelsächsisch-protestantischen Kolonisten der Smaragdinsel, einen Vernichtungskrieg begonnen hatten.

Diese Thatsache that in England um so größere Wirkung, als sich damit die Angabe verband, die Iren behaupteten, daß sie im Einverständniß mit König Karl und Königin Henriette, ja im ausdrücklichen Auftrage der Majestäten handelten. Ein Schrei der Wuth und Rache ging über England hin. Karl beeilte sich, die irischen Rebellen zu verleugnen, jedes Einverständniß mit denselben als eine Verleumdung abzuweisen und zu erklären, daß er bereit sei, in Gemeinschaft mit dem Parlament die nachdrucksamsten Maßregeln gegen den Aufstand zu ergreifen. Trotzdem schien die Flut der öffentlichen Stimmung gegen das Königthum so hoch zu gehen, daß erwartet werden konnte, die oppositionelle Mehrheit im Unterhause, deren Hauptführer Hampden, Hazlerigh, Pym und Hollis, würde zu einschneidenden Maßnahmen im widermonarchischen oder wenigstens im widerkarl'schen Sinne verschreiten. Allein gerade diese Aussicht machte den ganzen Royalismus im Lande stutzig, rief die sogenannten konservativen Interessen d. h. die Vorurtheile und die Vortheile des Adels und der Geistlichkeit in Harnisch, trieb in die bisherige Einigkeit des Unterhauses einen trennenden Keil und schuf binnen wenigen Wochen eine so entschiedene und kräftige königliche Partei, wie es seit dem Tode der Königin Beß in England keine mehr gegeben hatte. Das wurde sofort offenbar, als am 22. November die von Pym und seinen Mitleitern beantragte „große Remonstranz" — (a remonstrance of the state of the kingdom) — d. h. die umständliche Namhaftmachung und Erörterung aller Beschwerden und Klagen, zu welchen die Regierung Karls seit seiner Thronbesteigung Veranlassung gegeben, zur Debatte kam.

Digitized by Google

Es ging hart her und mit nur 159 Stimmen gegen 148 wurde die Remonstranz durchgesetzt. „Wäre sie verworfen worden — sagte Cromwell beim Herausgehen aus der Halle zum Lord Falkland — so hätte ich morgen alles, was ich besitze, verkauft und England für immer verlassen. Auch kenn' ich viele redliche Leute, welche das gleiche gethan haben würden."

Ohne Zweifel wußte Oliver sehr gut, daß die „große Beschwerdeschrift" ein der kirchlichen und königlichen Tyrannei derb hingeworfener Fehdehandschuh sei, und zweifelsohne hat er zur Fertigung dieses Fehdehandschuhes energisch mitgewirkt. Denn es ist nur das gedankenlose Nachbeten eines gäng und gäben Irrthums, wenn man glaubt, Cromwells Bedeutung im Parlament sei gleich Null gewesen. Es ist wahr, er machte da keine „Figur". Er war weder ein glänzender Redner, noch ein gewandter Debatter. Fashionable Mitglieder des Hauses blickten mit Verachtung auf den schlechtangezogenen „Bauer", dem sie auch wohl noch herbere Benennungen gaben. Als er eines Tages in seiner nachdrucksamrauhen Weise an der Debatte sich betheiligte, neigte sich Lord Digby zu seinem Nachbar Hampden und fragte: „Wer ist der Schmutzhammel (sloven)?" Worauf der Gefragte lächelnd: „Mylord, dieser Schmutzhammel ist kein Redner; aber so, wie Ihr ihn vor Euch seht, würde er, so uns das Unglück zustieße, mit dem Könige brechen zu müssen, der größte Mann in England werden." Allein obgleich Cromwells parlamentarische Gaben von nur untergeordneter Bedeutung waren und er in keiner Weise mit den Hampden und Pym sich messen konnte, so ist seine Thätigkeit im langen Parlament doch eine sehr bemerkbare gewesen. Er und vielleicht er allein hat von Anfang an mit vollem Bewußtsein auf einen vollständigen Bruch mit der Krone hingearbeitet, und während alle die anderen innerhalb der Schranken einer mehr oder weniger durchgreifenden Reform sich bewegten, war er bereits ein entschiedener Revolutionsmann. Die radikalsten Anträge sind von ihm

Digitized by Google

ausgegangen. In Gemeinschaft mit Hazlerigh brachte er die Motion ein, welche eine gänzliche Beseitigung des Episkopalsystems forderte. Er stellte den Antrag, daß Lord Bristol aus dem Rathe des Königs entfernt werden möge, und am 6. November von 1641 verschritt er dazu, dem Königthum eine seiner Hauptstützen wegzuschlagen, indem er beantragte, daß die Bestellung eines Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Landes fürder nicht mehr dem König, sondern dem Parlament zukommen sollte. Im Vergleiche mit Olivers späteren Thaten waren das freilich nur harmlose Plänkeleien. Seine Zeit kam erst, als das Schwert gezogen wurde und aus dem „Sloven" von Bauer mit wundersamer Raschheit der große Schlachtenmeister sich entpuppte.

Und schon stand diese Zeit, die der Revolution und des Bürgerkrieges, vor der Thüre. Wie bekannt, machte die konservative Partei, welche dem Könige dienen, aber zugleich die althergebrachten verfassungsmäßigen Rechte des Landes wahren wollte, den wohlgemeinten Versuch, den Zwiespalt zwischen Krone und Parlament auszugleichen, indem sie, Edward Hyde's als ihres beredten Organs sich bedienend, bei Karl die Bildung eines Ministeriums durchsetzte, welches im Einklang mit Verfassung und Gesetz regieren sollte und dessen vorragende Mitglieder Lord Falkland und Sir John Colepepper waren. Allein Karl wollte kein konstitutioneller König sein: — der Taumelwein des Despotismus hatte sein armes kleines Gehirn vollständig benebelt und die verfassungsgetreuen Royalisten waren ihm daher nicht weniger zuwider als die Oppositionsmänner, welche dem Parlamente ein entschiedenes und bleibendes Uebergewicht über die Krone verschaffen wollten. Willens, an die Gewalt zu appelliren, führte er seine Absicht in bezeichnend treuloser Manier aus. Wenige Tage, nachdem er seinen neuen Ministern und den übrigen Führern der konstitutionellen Royalisten sein Wort verpfändet hatte, daß nichts von irgendwelchem Belang ohne ihr Vorwissen gethan werden sollte, beging er einen schmachvollen Wort-

Digitized by Google

bruch und zugleich die dümmste seiner Dummheiten, eine Brutalität, die seinen Feinden das Oberwasser der öffentlichen Stimmung, welches ihnen die Bildung des Ministeriums Falkland für einen Augenblick entzogen hatte, wieder zurückbrachte. Mit kecker Verhöhnung der Privilegien des Parlaments machte sich Karl am 4. Januar 1642 mit etlichen Hunderten bewaffneter Kavaliere und Gardesoldaten von Whitehall nach Westminister auf, um die fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Hazlerigh und Strode gewaltsam zu greifen. Diese Dummheit mißlang vollständig; denn die fünf Bedrohten hatten sich auf einen Beschluß des Hauses hin vor dem königlichen Einbruch aus der St. Stephanskapelle entfernt und in die City geflüchtet. Karl aber hatte sich schmählich blamirt und als der gezeigt, welcher er war. Ein weiterer Versuch des verblendeten Despoten, die fünf Unterhausmitglieder aus der City zu holen, schlug ebenfalls fehl, und als er aus der Guildhall nach Whitehall zurückkehrte, wurde ihm ein puritanisches Pamphlet, betitelt „Zu deinen Zelten, Israel!“ in den Wagen geworfen. Ja, die „Rundköpfe“ rührten sich und hatten kein Hehl, daß sie sich gegen Karl zu erheben gesonnen seien, wie sich vor Zeiten Israel gegen Rehabeam erhoben hatte.

Am 11. Januar war ganz London auf den Beinen, um die Fünfe im Triumphzug aus der City nach Westminister zurückzuführen, jubelnd-demonstrativ an Whitehall vorbei. „Wo ist jetzt der König und wo sind seine Kavaliere?“ scholl es spottend und drohend zu den Fenstern des Palastes empor. Karl aber war nicht mehr dort. Tags zuvor hatte er, getrieben von der Königin, welche abwechselnd „zitterte und wüthete“, mit seiner Familie London verlassen und war über Hamptoncourt nach Windsor gegangen. Allda wurde beschlossen, daß die Königin sich nach Holland begeben, mittels der mitgenommenen Kronjuwelen daselbst Waffen und Munition ankaufen und die festländischen Potentaten um Hilfe für ihren Herrn Bruder von England angehen sollte. Sie reis'te ab

Digitized by Google

und es folgten nun Unterhandlungen zwischen König und Parlament, die, von keiner Seite ernst gemeint, sich bis in den Sommer hineinspannen. Der Krieg war thatsächlich schon erklärt und auf beiden Seiten rüstete man. Das Parlament oder, genauer gesprochen, das Unterhaus — denn das Oberhaus verschrumpfte rasch zu einem Schatten — verfügte unbedingt über London und die der Hauptstadt zunächstgelegenen Grafschaften, weiterhin über die Mehrzahl der größeren Städte und Hafenplätze. Mittels der Flotte, welche ebenfalls zu ihm hielt, beherrschte es die Seeküsten und die Themse. Die Hauptstärke, der zäheste Rückhalt der parlamentarischen Partei beruhte auf der Anhänglichkeit des Städtebürgerthums und der puritanischen Freisassenschaft auf dem Lande. Jedoch hielt auch eine starke Minorität des Adels und zwar sowohl der Nobility als der Gentry zu ihr und ihre meisten Führer waren von Haus aus so vermögliche Leute, daß sie im stande, auf eigene Kosten Reiterschwadronen und Infanterieregimenter zu errichten. Die Finanzquellen des Parlaments flossen weit reichlicher, regelmäßiger und dauernder als die des Königs, der im Grunde hinsichtlich der Geldmittel auf die Freigebigkeit und Opferwilligkeit seiner reicheren Anhänger sich angewiesen sah und nur vorübergehend da und dort einen Bezirk zu besteuern oder vielmehr zu brandschatzen vermochte. Darum ist die königliche Armee in Betreff des Geschützes und alles Feldgeräthes der parlamentarischen allzeit nachgestanden. Dagegen überwog zu Anfang des Krieges das Menschenmaterial des königlichen Heeres physisch und moralisch das des parlamentarischen weit; denn unter dem Banner des Königs, für welchen die Mehrzahl des hohen und niederen Adels, sowie selbstverständlich die ganze Sippschaft der anglikanischen Pfaffheit enthusiastisch Partei genommen, fochten Gentlemen, unter der Fahne des Parlaments kämpfte oder kämpfte auch nicht zunächst nur ein auf den Werbeplätzen zusammengeraffter Menschenkehricht von Miethlingen.

Digitized by Google

In der sechsten Abendstunde des 22. Augusttags von 1642 pflanzte König Karl seine Standarte unter Trompetenschall auf der Thurmzinne des Schlosses zu Nottingham auf, um also auf gut mittelalterlich-feudale Manier seine Vasallen zu den Waffen zu rufen. Während der Nacht warf der Wind die Fahne vom Thurme herab in den Staub, welches Omen unter den älteren Kavalieren in der Umgebung des Königs ein bedenkliches Kopfschütteln verursachte. Nur wenige Stunden von Nottingham entfernt, zu Northampton, sammelte sich in denselben Tagen die Streitmacht des Parlaments, zu deren General die Leiter in Westminster den Earl von Essex bestellten. Eine sehr unglückliche Wahl; denn Mylord war ein methodischer Esel, ganz und gar von der Sorte jener Generale, welche auf dem Festlande gleichzeitig und später unter dem Titel „östreichische Heerverderber" bekannt gewesen sind. Ueberhaupt war es mit den Offizieren der Parlamentsarmee im Anfange des Krieges durchschnittlich gerade so schlecht bestellt wie mit den Soldaten. Unter den königlichen Kriegsobersten ragte des Königs Schwestersohn hervor, Prinz Rupert von der Pfalz, ein brutaler Hussar, bildungslos, roh und rauh, ohne alles höhere militärische Talent, aber ein unverzagter Waghals und ungestümer Drauflosreiter. In einer bescheidenen Ecke der Musterrolle des Parlamentsheeres stand geschrieben: Oliver Cromwell, Captain. In der That, als Hauptmann einer Reiterschwadron eröffnete er seine kriegerische Laufbahn.

Und in sehr charakteristischer Weise that er es. Der gewohnten Zweizüngigkeit und Verlogenheit des Konstitutionalismus gemäß hatten es nämlich die Herren in Westminster für passend erachtet, in ihren auf den ausbrechenden Bürgerkrieg bezüglichen Debatten, Beschlüssen und Manifesten die kolossale Heuchelei auszutrumpfen, das Parlament führe eigentlich den Krieg nicht gegen, sondern für den König, welcher nur durch eine übelgesinnte Faktion zeitweilig aus seiner verfassungsmäßigen Stellung gerückt sei,

Digitized by Google

und demzufolge war in den Bestallungen und Instruktionen der Offiziere des Parlamentsheeres ausdrücklich gesagt, dieselben seien berufen und beauftragt, „für König und Parlament“ zu fechten. Gegen diese diplomatisch-parlamentarische Lüge empörte sich, wie Clarendon, also ein Todfeind Cromwells, in seinem Geschichtebuch bezeugt hat, das Wahrheitsgefühl in Olivers Seele. Als er seine Reiter, welche unter dem Ehrennamen „Cromwell's dragoons“ bald zum Kerne der widerköniglichen Streitmacht wurden, zum erstenmale musterte, sprach er sie also an: „Soldaten, ich will euch nicht überlisten noch durch die zweideutigen Ausdrücke meiner Instruktion betrügen, die mir befiehlt, für König und Parlament zu fechten. Ich sag' euch, wenn es sich fügen sollte, daß der König bei einer Schar sich befände, welche anzugreifen ich befehligt würde, so werde ich mein Pistol auf ihn losschießen gerade wie auf jeden anderen. Wem von euch sein Gewissen nicht erlauben sollte, dasselbe zu thun, den kann ich in meiner Schwadron nicht brauchen“ [1]).

5.

Der Verlauf des englischen Bürgerkrieges ist männiglich allzu bekannt, als daß die Schlachten desselben auf vorliegendem Papiere abermals geschlagen werden müßten. Außerdem gibt es unter den denkenden Menschen nachgerade nicht wenige, welche der Ansicht sind, die ganze Kriegshistorik, sowie das Interesse und die

1) The history of the rebellion and civil wars in England by Edward Earl of Clarendon, b. II, ch. 2. Anzumerken ist freilich, daß der Royalist Clarendon, welchem es als etwas ungeheuerliches erschien, das Pistol auf den König loszubrennen, diesen Charakterzug von Cromwell in entschieden feindseliger Absicht erzählte. Darum hat man in demselben nur eine Parteilüge erkennen wollen. Aber ich meine, man hat Clarendon damit ein Unrecht angethan. Der Zug ist ja echt-cromwellisch, durch und durch.

Digitized by Google

Freude daran, seien ganz entschieden den vielen Barbareien beizuzählen, welche inmitten unserer Kultur sich breitmachen. Also möglichst wenig Getrommel und Getrompete, Gehaue, Gesteche und Geschieße hier!

„Ich war ein Mann, der von seiner ersten Bestallung als Hauptmann einer Reiterschwadron an mit einmal hervorgezogen wurde und dem man immer größeres Vertrauen schenkte (was suddenly preferred and lifted up from lesser trusts to greater), und ich arbeitete nach Kräften, meine Schuldigkeit zu thun, und Gott hat mich gesegnet nach seinem Wohlgefallen." So Cromwell am 13. April von 1657 in einer Staats- und Standrede an sein sogenanntes zweites Parlament. Diese Rede ist besonders merkwürdig deßhalb, weil der Protektor darin auf die ersten Zeiten des Bürgerkriegs einen Rückblick thut und in seiner Weise der hochwichtigen, durch ihn bewerkstelligten Um- und Neubildung des Parlamentsheeres erwähnt, wodurch die Niederlage des Königthums eingeleitet und entschieden und Cromwell selbst, erst unter dem Titel eines Oberst's, dann eines Generalmajors und Generallieutenants, die Seele der im puritanisch-independentischen Geiste organisirten Armee und damit der Gebieter seines Landes wurde. „Als ich angefangen, mich an den kriegerischen Unternehmungen zu betheiligen — erzählt er — sah ich, daß unsere Leute überall von den königlichen geschlagen wurden. Da forderte ich meinen Freund John Hampden auf, er möchte zu Mylords Essex Armee etliche neue Regimenter hinzufügen, und sagte ihm, ich wollte ihm behilflich sein, Männer anzuwerben, welche, wie ich dächte, einen Geist hätten, der einiges wirken könnte in dem Werke (men in as I tought had a spirit that would do something in the work)." Nachdem dann der Redner den Menschenkehricht, aus welchem, wie schon erwähnt, das Parlamentsheer anfänglich vorwiegend bestand, gekennzeichnet hat („old decayed serving-men and tapters and such kind of fellows"), zeigt er, daß mit solchen Truppen gegen die Kavaliere

Digitized by Google

des Königs nicht aufzukommen sei, und erklärt, es sei nothwendig, die Reihen der widerköniglichen Armee mit Männern zu füllen, welche ebenfalls „Spirit" besäßen, d. h. Ueberzeugung, Hingebung und Begeisterung, und „ich ging hin, Männer aufzusuchen, die in der Furcht Gottes wandelten und mit Ueberzeugung thaten, was sie thaten, und fortan wurden wir nimmermehr geschlagen, und wo immer sie" — (Cromwells Eisenseiten) — „auf den Feind trafen, da schlugen sie ihn."

So war's. Oliver organisirte in demselben Stil, in welchem er sein eigenes Dragonerregiment eingerichtet hatte, die ganze Volksarmee und stellte so jenes „Heer der Heiligen" ins Feld, wie ein solches die Welt nie und nirgends wieder gesehen hat. Walter Scott hat in seinem „Woodstock" diese puritanisch-republikanischen Kriegsleute, geworben in dem Kernvolk der englischen Freisassen- und Farmerschaft, diese finsterblickenden Psalmensänger und Predigthorcher, diese Jedediahs, Obadiahs und Zorobabels mit seiner ganzen Meisterhaftigkeit gezeichnet, aber freilich auch, als der Stocktory, der er war, mehr ins Dunkle als ins Helle gemalt. Sie hingen und hielten an Cromwell wie das Eisen am Magnet. Er war in ihren Augen das auserwählte Rüst- und Werkzeug Gottes, und was er wollte und that, war gut und wohlgethan: es konnte anders gar nicht sein. Er hinwieder betete und psalmodirte mit ihnen und sorgte für sie wie ein echter und rechter Bruder. Seine Frömmigkeit war nichts weniger als pietistisch-quietistische Gefühlsschwelgerei, sondern Thatfreudigkeit höchster Potenz. Sein Lapidarwort: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!" ist nur eine cromwellische Vorwegnahme des „Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen!" gewesen.

Leicht begreiflich, daß Cromwells Name gar bald zu einem Schrecklaut für die Ohren der Königlichen wurde. Mochte der Oberbefehlshaber der Parlamentsstreitkräfte so oder so heißen, Essex, Manchester oder Fairfax, Freund oder Feind wußte, daß der

Digitized by Google

Oliver es war. „Ist Cromwell da?“ fragte der sonst so unverzagte Prinz Rupert sorgenvoll, als am 2. Juli von 1644 die beiden Heere auf dem Marstonmoor zum Kampf antraten. Und Cromwell war wirklich da und entschied mit seinen Eisenreitern den Sieg, den ersten großen Sieg der Parlamentsarmee über die königliche. „Gott machte sie zu Stoppeln unter unseren Schwertern (Gode made them as stubble to our swords)“, schrieb er am 5. Juli aus dem Lager vor York an den Oberst Walton. Im Feldzuge des folgenden Jahres fiel bei Naseby die Entscheidung, am 14. Juni von 1645. Wiederum gab Cromwell, welcher die Reserve der Parlamentsarmee befehligte, den Ausschlag. Es war ein heißer Tag und von beiden Seiten wurde fast nur mit blanker Waffe und mit grimmiger Erbitterung gefochten. Die Wagschalen von Triumph und Niederlage schwankten lange und heftig und es kam ein Augenblick, wo der ungestüme Anprall der königlichen Reiterei unter Rupert das ganze Parlamentsheer niederzustürmen drohte: —

„They are here! they rush on! we are brocken! we are gone!
Our left is borne before them like stubble on the blast;
Oh Lord put forth thy might! Oh Lord defend the right!
Stand back to back in God's name and fight it to the last.“

„Stout Skippon hath a wound, the centre hath given ground —
Hark! hark! what means the trampling of horsemen on our rear?
Whose banner do I see, boys? 'tis he, thank God, 'tis he, boys!
Bear up another movement, — brave Oliver is here!“

Ja, Held Oliver war da, das Schicksal des Tages zu wenden und die Schlacht von Naseby zur letzten Karls zu machen. Der fliehende König ließ auf der verlorenen Walstatt auch seine Brieftasche zurück, deren Untersuchung durch das Parlament die unwiderleglichen Beweise lieferte, daß Karl bei auswärtigen Potentaten um Beistand gegen das englische Volk betteln gegangen war. Er hielt sich noch kümmerlich in Oxford bis zum Frühjahr von

Digitized by Google

1646. Dann entwich er heimlich von dort und begab sich nach mitleidswerthem Umherirren in das Lager der Schotten bei Newark. Die Schotten aber — Schmach über sie! — begingen die Niederträchtigkeit, den hilflosen Flüchtling, der sich ihnen anvertraut hatte, dem englischen Parlament auszuliefern oder, wahrhaftiger gesprochen, um Geld, um den Judaspreis von 400,000 Pfund zu verkaufen.

Das Parlament hatte also vollständig gesiegt und ganz England unterstand scheinbar der parlamentarischen Macht und Gewalt. Scheinbar! Denn die wirkliche Macht und Gewalt hatte, wer das Heer hatte, und das Heer hatte Cromwell. Das große Schisma im Lager der Sieger brach alsbald aus. Hier der Presbyterianismus und das Parlament, dort der independentisch potenzirte Puritanismus und die Armee; hier republikanisch-utopisches Träumen, dort energisches Handeln; hier das Wort, dort die That; hier die Vane und Ludlow, dort Cromwell. Wem der Sieg zufallen mußte, konnte nicht zweifelhaft sein. Die presbyterianische Mehrheit des Unterhauses wollte das Königthum nicht abschaffen, sondern dasselbe nur dem Willen des Parlaments unterworfen wissen. Auf dieser Grundlage unterhandelte es mit dem gefangenen und thatsächlich entthronten Monarchen und bei etlicher Nachgiebigkeit von beiden Seiten schien eine Vereinbarung möglich, wahrscheinlich, nahe bevorstehend. Allein das Heer, von einem alttestamentlich-samuelisch gefärbten Republikanismus durchgohren, wollte von einem derartigen Uebereinkommen nichts hören. Die independentischen Agitatoren in den Reihen der Armee verlangten, daß Karl Stuart um seiner an der Nation verübten Missethaten willen gerichtet und daß die Monarchie abgethan werde. Die Armee zerhieb dann den Knoten ihres Streites mit dem Parlament, indem sie sich der Person des gefangenen Königs bemächtigte, nach London marschirte und am 6. December von 1648 „Pride's Purganz", wie es der Wachtstubenwitz nannte, dem Unter-

Digitized by Google

hause verordnete, d. h. die royalistisch-presbyterianischen Mitglieder durch Soldaten unter Oberst Pride Befehlen aus der Stephanskapelle austreiben ließ. „Kraft welchen Rechtes thut Ihr, was Ihr thut?“ fragte eines der durch Pride's „Purge“ aus der St. Stephanskapelle wegpurgirten Mitglieder. „Kraft des Rechtes der Nothwendigkeit — lautete die Antwort — und, fürwahr, kraft der Gewalt des Schwertes (by the law of necessity; truly, by the power of the sword)!“ Der in Westminster zurückgebliebene independentische „Rumpf“ war nur ein Dekretirwerkzeug in der Hand des Heeres und dieses ein Werkzeug in der Hand Cromwells. Aber freilich ein zweischneidiges Werkzeug, welches sehr behutsam gehandhabt sein wollte.

Häufig nun hat man die Frage aufgeworfen, aber, wie Wissenden wohlbekannt, nie mit überzeugender Sicherheit beantwortet, ob Cromwell zu dieser Zeit und früher schon mit Bewußtsein und Bedacht darauf ausgegangen sei, sich zum höchsten Machthaber oder wohl gar zum König Oliver dem Ersten zu machen. Zur Klärung dieses Problems ist vor allem zu beachten, was so eben über die Zweischneidigkeit des Werkzeugs gesagt worden, womit Cromwell hauptsächlich arbeitete. Er war der Abgott des Heeres, keine Frage. Allein derartige Abgötter vermögen viel öfter, als man glaubt, nur dienend zu herrschen. Die Häuptlinge von Parteien sind überhaupt gar häufig in der Lage der Fetische im Lande Kongo, allwo der Gott heute knieend verehrt und mit Menschenopfern beschmeichelt, morgen aber unter Umständen von seinen Verehrern vom Altar geworfen und durchgeprügelt wird. Thatsache ist, daß Oliver in der Armee und durch die Armee zur Macht gelangt war: er konnte demnach sein Geschick von dem des Heeres nicht trennen. Er fühlte, er wußte, daß er die in der Armee gäng und gäben Anschauungen nicht souverän ändern, sondern im günstigsten Falle vorsichtig leiten könnte. Die religiöse Stimmung der „Heiligen in Waffen“ theilte er ohnehin aufrichtig

Digitized by Google

und entschieden. Schon darum war ihm Papismus, Prälatismus und monarchischer Despotismus zuwider wie Gift und Galle.

Ferner steht fest, daß Cromwell kein abstrakter Republikaner war wie die Ludlow und Vane, welche im Tacitus und Plutarch Politik studirten, und kein utopistischer Träumer wie James Harrington, welcher in seiner „Oceana" den Kommunismus predigte. Allerdings, auch er ist ein Principmann gewesen, aber zugleich auch ein Thatmann, d. h. ein praktischer Politiker, welcher Menschen und Dinge sah, wie sie waren. Seine staunenswerthen Erfolge mußten ihm das Gefühl seiner Kraft, mußten ihm die Ueberzeugung gegeben haben, daß er und er allein berufen sei, sein Vaterland zu retten, die revolutionäre Krisis zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen und England im Innern und nach außen auf die Bahn neuer Entwickelungen seiner Wohlfahrt und Machtentfaltung zu führen. Mit einem so durchaus gerechtfertigten Gefühle, mit einer so wohlbegründeten Ueberzeugung in der Brust will und kann man nicht der Zweite, sondern muß der Erste sein wollen. Und das wollte er sein, von dem Siege bei Naseby an sicherlich.

Es handelte sich also nur noch um die Form seiner künftigen Machtstellung. Aber gerade hierbei mußten sich dem Manne von praktischem Genie, welcher er war, gar mannigfache Bedenken und Erwägungen aufdrängen. Er wußte gar wohl, daß weder der alttestamentliche Republikanismus der Obadiah, Jedediah und Zorobabel, noch der angeblich griechisch-römische der Hutchinson, Sidney, Vane und Ludlow für England taugte. Er wußte ebenso, daß für die Mehrzahl der Bevölkerung Staat und Königthum völlig identisch seien. In erster Linie mußte ihm demnach die Erhaltung der Monarchie als das Wünschenswertheste erscheinen. Aber wie sollte das erreicht werden? Die Schwierigkeiten von Cromwells Stellung waren so erdrückend groß und schwer, daß eben nur seine Schultern sie zu tragen vermochten. Von der einen Seite her drohten die Kavaliere mit einer rachedurstigen Reaktion, von der andern

Digitized by Google

her die „Gleichmacher (leveller)“ mit dem ganzen Unsinn ihrer anarchischen Träume vom „tausendjährigen Reiche“. Die Iren befanden sich in offener Rebellion und das Gebaren der Schotten war so zweideutig, daß man nie recht wußte, ob man sich mit ihnen im Krieg oder im Frieden befände. Religiös-militärische Fanatiker, wie Harrison und andere Offiziere, schlugen schon damals, wie auch später, die gewaltsamste Lösung der gespannten Situation vor: — die allgemeine Niedermetzelung der königlichen Partei. Cromwell, von Haus aus kein Blutmann, verwarf jetzt und später diesen Vorschlag mit Abscheu. Sein Todfeind Clarendon hat dies bezeugt und das in Feindes Mund doppelt gewichtige Lob ausgesprochen, daß ohne Cromwells Umsicht, Feuer und Thatkraft England durch das revolutionäre Parteitreiben in Stücke gerissen und in vollständige Anarchie geworfen worden wäre [1]).

Bevor die Dinge zum äußersten gekommen waren, d. h. bevor das Parlament in der erwähnten Weise unter die Faust des Heeres gebeugt worden, hatte Cromwell einen ehrlichen Versuch gemacht, die Forderungen der Zeit und des Landes, sowie seine eigenen Ansprüche mit den monarchischen Traditionen, den Gefühlen und Sitten der Mehrzahl seiner Landsleute zu vermitteln. Während Karl Stuart zu Hamptoncourt gefangen gehalten wurde, waren Cromwell und sein Schwiegersohn Ireton in persönliche Beziehungen zu ihm getreten, was in den Reihen der Armee ein solches Mißtrauen erregte, daß über Cromwells „Verrath“ geschrieen ward und unter exaltirten Fanatikern sogar die Rede ging, man müßte des verrätherischen Generals mittels Mordes sich entledigen. Oliver, von Verlegenheiten und Bedrohungen aller Art umringt, verfolgte seinen Plan, die Restauration des Königs zu bewerkstelligen und zugleich die Form seiner eigenen künftigen Machtstellung zu bestimmen. Er täuschte sich aber hierbei gröblich in dem entthronten Stuart,

1) Hist. of the rebellion, III, 87, 88.

Digitized by Google

den er doch kennen mußte, und sollte bald bitter enttäuscht werden. Cromwell ging augenscheinlich von der Ansicht aus, das Parlament müßte seine demokratisch-hochgespannten Forderungen gegenüber dem Könige mäßigen, so daß dieser eine Vereinbarung mit dem Parlamente treffen könnte, welche ihm ohne Erniedrigung der Königswürde auf den Thron zurückzukehren gestattete. Er selbst aber, Cromwell, würde Bürge sein, daß von seiten Karls der Vertrag treulich und redlich gehalten werden sollte, und um dieser Bürge sein zu können, müßte er bleiben, was er zur Stunde thatsächlich war, Befehlshaber über die sämmtlichen Streitkräfte des Landes.

Es ist bekannt, daß Karl ein bereitwilliges Eingehen auf diesen Plan erheuchelt hat. Cromwell sollte Obergeneral sein und auch den Befehl über die königliche Leibgarde führen, ferner den Titel eines Earls, sowie den Hosenbandorden haben und sein Schwiegersohn Ireton die Statthalterschaft von Irland. Wäre er, meinte Oliver, des Königs sicher, so würde er im stande sein, denselben nöthigenfalls auch dem Parlamente zum Trotz auf den Thron zurückzuführen. Aber er war des Königs so wenig sicher, daß dieser im Gegentheil nur ein frivoles Spiel mit ihm trieb. Der General kam, wie glaubhaft erzählt wird, auf ziemlich romanhafte Art dahinter. Einer der Spione, welche er zu Hamptoncourt hielt, ließ ihn wissen, daß aus dem Schlosse ein Geheimbrief Karls an seine Gemahlin in Frankreich abgehen werde, eingenäht in einen Sattel, welchen ein mit dem Geheimniß nicht vertrauter Diener in das Gasthaus zum blauen Eber in Holborn bringen würde, von wo der Sattel nach Dover und weiter geschafft werden sollte. Cromwell und Ireton thaten gemeine Dragonertracht an, ritten nach Holborn, faßten den ankommenden Boten mit dem Sattel ab, öffneten diesen und fanden richtig den Brief. Der König sagte darin, er sei jetzt der Mann der Lage und könne seine Bedingungen machen, da er von allen Parteien gesucht werde. Daran war etwas wahres.

Digitized by Google

Schade nur, daß die ihm ganz und gar zur Natur gewordene Falschheit Karls der Illusion sich hingab, mit allen Parteien sein Spiel treiben und schließlich alle betrügen zu können. „Im übrigen — fuhr der König fort — sei über die Zugeständnisse, welche ich zu machen scheinen mag, ganz ohne Besorgniß! Ich werde, wann die Zeit dazu gekommen sein wird, wohl wissen, wie man mit diesen Schuften umspringen muß: statt mit dem seidenen Hosenbande werde ich sie mit einem hanfenen Stricke schmücken."

Der das geschrieben, hatte sein Todesurtheil geschrieben. Cromwell wußte jetzt klar, wie er mit dem treulosen Stuart daran war, und handelte danach. Er gab den König förmlich auf mit den öffentlich gesprochenen Worten, derselbe sei „ein Mann von nicht gemeinen Gaben, aber so falsch und verrätherisch, daß ihm schlechterdings nicht getraut werden könne". Ohne Zweifel war die Wahl des Generals jetzt endgiltig getroffen: — er wollte nicht allein dem Wesen, sondern auch dem Namen und Titel nach der Erste innerhalb Großbritanniens sein. Er wollte, da er nicht in Karls Namen herrschen konnte, in seinem eigenen herrschen. Darüber soll und darf man sich nicht täuschen: — Oliver war keineswegs, wie ihn frömmelnde Pantscher und Mantscher, z. B. Monsieur Merle d'Aubigné, dargestellt haben, ein Betbruder, welcher geduldig zuwartete, bis ihn ein göttlicher Wundergriff aus den Wolken auf den Herrscherstuhl setzte. Im Gegentheil, er schritt sehr selbstthätig und entschlossen auf diesen Stuhl zu. Dem Umfang und der Kühnheit seines Genie's entsprach vollkommen der Umfang und die Kühnheit seines Ehrgeizes.

Allen Anzeichen nach war es jedoch nicht Cromwell, welcher, nach der im blauen Eber in Holborn gemachten Entdeckung dem Wunsche der independentischen Agitatoren, den König vor Gericht zu stellen, beitrat und diesen Wunsch sogar noch mehr aneiferte, sondern es that dies der heißblütigere Ireton und zwar ganz auf

Digitized by Google

eigene Faust, während Oliver inbetreff der Frage, ob der König anzuklagen und zu richten sei, noch eine Weile schwankte[1]). Wahrscheinlich ging er inzwischen mit sich zu Rathe, ob und wie Karl unschädlich zu machen sei, ohne daß man zum äußersten schritte. Ein so scharf und tiefdenkender Mann, wie er war, konnte sich unmöglich der Einsicht verschließen, daß mit der Hinrichtung des Königs nicht zugleich auch das Königthum getödtet würde, sondern daß vielmehr das letztere in der Person des Prinzen von Wales, der sofort Karl der Zweite heißen würde, fortleben werde, sowie daß der schuldlose neue König ein gefährlicherer Gegner sein könnte und müßte als der schuldige alte. Alle diese und andere ähnliche Erwägungen mußten jedoch zuletzt der Thatsache weichen, daß in der Armee die widerkönigliche und antistuartische Strömung übermächtig war. Cromwell mußte erkennen, daß es eine Unmöglichkeit, gegen das Heer anzugehen, ohne die eigene Sache und die der Revolution aufzugeben.

Das folgerichtige Resultat dieser Erkenntniß war der feste Entschluß, mit Karl Stuart ein Ende zu machen, und dieser Entschluß wurde sodann ins Werk gesetzt mit der eisernen Energie eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, sein Wasser durch die Augen abzuschlagen. Der Proceß des entthronten Königs ward eingeleitet, der „Hohe Gerichtshof" unter dem Vorsitze von John Bradshaw konstituirt, die Anklage Karl Stuarts als eines Tyrannen, Verräthers, Mörders und Feindes des öffentlichen Wesens formulirt. Es sollte ein großes Exempel statuirt, es sollte den Königen die furchtbare Lehre gegeben werden, daß das Verbrechen auch auf dem Throne erreichbar, daß die Fürsten keine Götter, sondern Menschen, daß das unverletzliche Gottesgnadenthum purer

1) So versichert wenigstens Bischof Burnet (Hist. of his own time, I, 63), welcher ja den Ereignissen nahe genug stand, die Wahrheit zu wissen, und ehrlich genug war, sie zu sagen.

Digitized by Google

Pfaffenschwindel und daß Despoten nicht etwa nur dem Herrgott, sondern auch ihren Völkern verantwortlich seien.

Das Exempel wurde statuirt, die Lehre wurde gegeben, in feierlichster Weise, angesichts der Welt. Freilich war der Todesspruch schon gefällt, bevor Karl vor die Schranken des Hohen Gerichtshofes trat; aber trotzdem muß die ganze Art und Weise, wie die Führer der englischen Revolution das Trauerspiel in Scene setzten, als ein sprechender Beweis für die unbezähmbare Kühnheit dieser Männer angesehen werden. Sie wagten das Unerhörte, welches wie ein ungeheurer Donnerschlag durch die Welt dröhnte. .... Unter den 59 Namen, welche das Todesurtheil des Königs und zugleich den Befehl zur Vollziehung desselben unterfertigten, steht als dritter der von Oliver Cromwell. Das Dokument selber ist von furchtbarem Lakonismus [1]). Es könnte, in Erz gegraben und als Warnungstafel in Königspaläſten aufgestellt, vielleicht doch einige Dienste thun. Am 30. Januar von 1649 (n. St.) trat

1) To Colonel Francis Hocker, Colonel Huncks and Lieutenant-Colonel Phayr and to every of them.

At the High Court of Justice for the Trying and Judging of Charles Stuart, King of England, 29 th. January 1648 (a. St.).

Whereas Charles Stuart, King of England, is and standeth convicted, attainted and contemned of High Treason and other high Crimes; and Sentence upon Saturday last was prononced against him by this Court, To be put to death by the severing of his head from his body; of which Sentence execution yet remaineth to be done: — These are therefore to will and require you to see the said Sentence executed, in the open Street before Whitehall, upon the morrow, being the Thirtieth day of this instant month of January, between the hours of Ten in the morning and Fife in the afternoon, with full effect. And for so doing, this shall be your warrant ... And these are to require all Officers and Soldiers and others the good People of this Nation of England, to be assisting unto you in this service ... Given under our hands and seals, John Bradshaw, Thomas Grey (Lord Groby), Oliver Cromwell (and Fifty — six others).

Digitized by Google

Karl Stuart durch ein Fenster des ehemaligen Bankettsals von Whitehall auf's Schaffot. Man müßte ein herzloser Mensch sein, wollte man nicht anerkennen, daß der entthronte Mann während der ganzen Dauer der Procedur seinen Feinden herzhaft gegenübertrat. Er hatte nicht mit Würde zu leben gewußt, aber er wußte wenigstens mit Würde zu sterben. Einer Ueberlieferung zufolge betrachtete Cromwell den Leichnam des Hingerichteten im Sarge und bemerkte ruhig und einfach: „Das war ein kräftig gebauter Körper, welcher ein langes Leben versprach." Das Haus der Gemeinen warf 500 Pfund zur feierlichen Bestattung Karls aus, welche in der Schloßkapelle von Windsor geschah. Am 6. Februar sodann beschloß das Haus die Abschaffung der Lordskammer. Am Tage darauf kam es zu folgender Schlußnahme: „Es ist durch die Erfahrung erwiesen und dieses Haus erklärt demnach, daß das Königthum (kingship) in diesem Lande unnütz, lästig und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich ist. Darum ist es von heute an abgethan." England sollte ein freies Gemeinwesen („commonwealth") sein, das Unterhaus die höchste Gewalt haben und ein von ihm erwählter Staatsrath die Regierung führen. Die Statue Karls des Ersten vor der Börse in der City ward umgestürzt und auf das leere Piedestal schrieb man die Worte: „Exit tyrannus, regum ultimus." Der Könige letzter? Das hieß den Mund sehr voll nehmen.

6.

Ein Staatsrath, beherrscht von dem Parlamentsrumpf, welcher seinerseits nur das Sprachrohr der von Cromwell jetzt unumschränkter als je befehligten Armee war, regierte also die „Republik" England. Es war ein Regiment der Gewalt und die Bevölkerung

Digitized by Google

ließ es sich gefallen, wie denn die Völker überall und allzeit dies thun, so lange die Gewalt mit Geist, Kraft und Glück gehandhabt wird. Populär war die „Commonwealth" keineswegs und so ziemlich alle Klassen blickten mit derselben Mißachtung auf die in Westminister deklamirenden und gestikulirenden Politiker, welche man die Girondisten des 17. Jahrhunderts nennen kann und deren Leiter höchst ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafschaften von England heimische Männer waren. Man ließ sie reden und — fügte sich stillschweigend der wuchtigen Thatsache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neuestens royalistische sowie leveller'sche Widerstandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls versucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun sollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Ersten ältesten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorsam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über diese beiden Königreiche auszudehnen, und selbstverständlich betraute der Staatsrath sein Mitglied Cromwell mit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe. Er löst'e sie. Zunächst fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 seiner kriegerischen Heiligen, auserlesenen Veteranen, schiffte er nach der Insel hinüber, deren Smaragdgrün bald von breiten Blutstreifen durchzogen ward. Charakteristisch, daß vor der Abfahrt das Heer einen strengen Buß-, Bet- und Fasttag feierte, an welchem der General selber verschiedene Bibeltexte auslegte. Es steht zu vermuthen, daß es solche gewesen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eisen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In diesem Stile ist dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. August von 1649 von Dublin aus sein Kriegsmanifest erlassen hatte. Die irischen

Digitized by Google

Katholiken und Royalisten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder satanischer Finsterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mußten vom Angesichte der Erde. Die Erstürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im blutriefenden Buche Josua stehen. Es war eine echt alttestamentliche Schlacht- und Vernichtungsscene. In seinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments sagte der General: „Ich bin überzeugt, es war ein gerechtes Gottesgericht (a righteous judgment of God), über diese Barbaren verhängt, weil sie ihre Hände in so viel unschuldiges Blut getaucht; und auch dessen bin ich überzeugt, daß es für die Zukunft mehr Blutvergießen verhindern wird. Das sind wohl ausreichende Gründe für ein derartiges Vorgehen, welches sonst nur Reue und Trauer erregen könnte (which are the satisfactory grounds to such actions, which otherwise cannot but work remorse and regret)."

Natürlich war Cromwell weit entfernt, den blindwüthenden Berserkergrimm seiner Soldaten zu theilen. In diesem wunderbaren Menschen verband sich mit dem General stets der Organisator und Regent. Dasselbe Schwert, dessen zerschmetternde Schläge den irischen Aufstand rasch niederwarfen, wurde in Olivers Hand zur Pflugschaar der Kultur. In Wahrheit, die unglückliche Insel hat nie einen furchtbareren Feind und nie einen werkthätigeren Freund gehabt als Cromwell, dessen kraftvolle Maßregeln, die keltische Barbarei auszurotten und die irische Anarchie zu bändigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern, von erstaunlich günstigen Erfolgen begleitet waren. Denn das Land blühte unter der von Oliver demselben gesetzten Verwaltung so sichtbar auf, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, durch die cromwellische Eroberung sei Erin erst für die Civilisation erobert worden .... Zu den denkwürdigsten Cromwells-Thaten gehört aber ein von ihm verfaßtes Schriftstück, eine „Deklaration", welche er im Januar von

Digitized by Google

1650 von Younghal aus „zur Enttäuschung des betrogenen und verführten Volkes“ an die römisch-katholischen Prälaten erließ, welche sich zu Clonmacnoise zusammengethan und eine neue große Verbindung aller Katholiken gegen den General zu stande zu bringen versucht hatten. Die Herren Erzbischöfe und Bischöfe hatten in ihrem Manifeste besonders eindringlich betont, daß Klerus und Laienvolk auf's engste gegen den Feind sich zusammenschließen sollten. An dieser widerchristlich-hierarchischen Unterscheidung zwischen Priestern und Laien faßte Oliver die Prälaten und hielt ihnen eine gutpuritanische Predigt, aus deren theologischem Gewölke helle Gedankensonnenstralen scharf und mächtig hervorschossen. „Ah, nachdem ihr eurer Gewohnheit gemäß zuerst an euch selbst gedacht und dann zweitens an „Seine Majestät“, wie ihr ihn nennt, geruht ihr, auch das Volk in Betracht zu ziehen. Oh, über die armen „Laien“! Ihr und euer König möchtet sie reiten und schinden, wie eure Kirche und euer König es zu allen Zeiten gethan. Doch es ist nicht schwer, zu prophezeien: das also gestachelte Roß wird hinten ausschlagen, denn dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Die willkürliche Gewalt der Könige und Priester ist ein Ding, dessen die Menschen müde zu werden anfangen, und alle die Ränke und Schwänke, welche königliche und kirchliche Tyrannei zu gegenseitiger Aufrechthaltung in Scene setzt, beginnen offenbar zu werden (arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent). Es gibt Männer, welche dieses doppelte Joch bereits abgeworfen haben; andere sind gerade daran, es zu thun. Gar viele Gedanken darüber gähren in den Gemüthern der Menschen. Der Grundsatz, das Volk sei für Könige und Pfaffen da, fängt an, ausgepfiffen zu werden (this principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded). Ich wundere mich daher gar nicht, daß eure heilige Fraternität so erbos't ist; aber ich wünsche, das Volk

Digitized by Google

möchte so weise sein, um euer Reden und Thun sich gar nicht zu kümmern." Ach, ja wohl, großer Oliver! Leider harrt dein wahrhaft frommer Wunsch noch immer der Erfüllung; denn die Dummheit der Völker ist, falls dies möglich, noch unergründlicher als die deutsche Geduld, welcher doch bekanntlich noch kein Sterblicher auf den Grund gekommen. Selbst die Landgrafen und Kurfürsten von Hessen nicht, welche doch den Geduldbohrer mit exemplarischer Virtuosität und Ausdauer zu handhaben wußten.

Nachdem der Lord-General den Iren den Meister gezeigt hatte, zeigte er ihn auch den Schotten. Diese hatten den Vater verschachert, aber den Sohn des Verschacherten aus Holland geholt, um diesem zweiten Karl Gelegenheit zu geben, aus einem lüderlichen Prinzen ein lüderlichster König zu werden. Im armsäligen Holyroodhouse zu Edinburgh konnte er freilich vorerst nicht alle jene Eigenschaften, Talente und Gaben entfalten, welche er in späterer Zeit unter günstigeren Umständen in Whitehall zu London entfaltete, — Eigenschaften, Talente und Gaben, die ihn vollkommen befähigten, die Rolle eines Bordellwirthes ersten Ranges mit Anstand und Beifall zu spielen. Im Gegentheil, er mußte heilig thun, mußte den „Covenant" beschwören, mußte mit dem Anschein christlicher Ergebung unendliche Predigten anhören, Vormittags und Nachmittags, Predigten, in welchen von seinen eigenen Sünden sehr drastisch gehandelt wurde, und mußte sich überhaupt in allem und jedem unter die frommen Daumen der Essigblicker und Wermuthsprecher von Covenantern ducken. Das hieß die bettelhafte Krone eines bettelhaften Landes fürwahr theuer erkaufen, so theuer, daß Cromwell Karl dem Zweiten im Grunde einen Freundschaftsdienst erwies, als er ihm das beschwerliche Ding vom Kopfe schlug.

Oliver, zum Generalkapitain aller Streitkräfte der Republik ernannt (Captain-General and Commander-in-Chief of all the Forces raised or to be raised by authority of Parliament within the Commonwealth), ging am 26. Juni 1650 von London nach

Digitized by Google

dem Norden ab, wo er das beste Heer, welches Schottland jemals ins Feld gestellt hatte, schlagen sollte. Zunächst machte er, insbesondere in einem Schreiben vom 14. August an den schottischen Obergeneral Lesley, den Versuch, mittels der Argumente einer verständigen Politik die Schotten von der Sache der „Uebelgesinnten (malignants)" ab und auf billigen Grundlagen den Frieden zwischen England und Schottland zu Stande zu bringen. Er wurde nicht gehört und doch widerstrebte es ihm, gegen Glaubensgenossen die ganze Furie des Krieges zu entfesseln. Zudem war seine militärische Situation bei Eröffnung des Feldzugs eine sehr mißliche. Die Schotten waren den Engländern an Truppenzahl sehr überlegen, geradezu doppelt, und hatten bei Dunbar eine sehr vortheilhafte Stellung genommen. Sie standen auf einer Hügelkette verschanzt, an deren Fuß das aus den Bergen von Lammermoor kommende Flüßchen Broxburn hinfließt. Oliver fand es bedenklich, ja unmöglich, die feindliche Position zu erstürmen, und ebenso, die seinige länger zu behaupten. Am 2. September schrieb er an den Gouverneur von Newcastle, daß er sich fast nur durch ein Wunder aus der Klemme ziehen könne („we cannot get without almost a miracle"). Am Tage darauf war alles verändert. Die Schotten begingen die Thorheit, statt den Gegner noch länger in der Klemme zu halten, in der Nacht vom 2. auf den 3. September von ihren Höhen herabzusteigen, um einen Angriff auf das englische Lager zu thun. Nichts konnte Cromwell willkommener sein. Mit gewohnter Raschheit und Bestimmtheit traf er seine Anordnungen, mit gewohnter Kraft führte er sie aus und durch, er selbst der Erste beim Angriff. Im Morgengrauen wüthete der Kampf. Er war mörderisch, aber kurz und noch vor Sonnenaufgang entschieden, vollständig zu Ungunsten der Schotten. Als sich das geschlagene Heer derselben in wilde Flucht warf, hörte ein Ohrenzeuge den Sieger ausrufen: „Sie fliehen! Ich sage, sie fliehen (they run! I profess they run)!" In diesem Augenblick erhob sich das Tages-

Digitized by Google

gestirn aus dem deutschen Meere, seine rothen Stralen von St. Abb's Head herüber auf die rothe Walstatt werfend, und frohlockend brach Oliver in die Worte des Psalmisten aus: „Aufstehe Gott, auf daß zerstreut werden seine Feinde!"

Die Unterwerfung Schottlands konnte jedoch, dem Siege bei Dunbar zum Trotz, nicht so rasch bewerkstelligt werden, wie die von Irland bewerkstelligt worden war. Die Schotten erwiesen die ganze Zähigkeit ihrer hagebuchenen Natur und insbesondere machten die schottischen Pfaffen — anmaßlichere und herrschsüchtigere hat es nie gegeben, als diese echten Schüler des widerlichen Prädestinationsfanatikers, Molochisten und Scheiterhaufenentflammers Calvin gewesen sind — dem Lord-General viel zu schaffen. Er hatte in Edinburgh Winterquartiere bezogen, konnte aber im Frühjahre von 1651 den Feldzug nicht so zeitig eröffnen als er wünschte, weil eine harte Krankheit ihn auf's Lager warf. Erst der Herbst brachte die Entscheidung. Unfähig, gegen Oliver in Schottland das Feld zu halten, hatten die Stuartisten den verzweifelten Entschluß gefaßt, in England einzufallen und in Eilmärschen gen London vorzudringen. Sie rechneten dabei auf den englischen Royalismus und hofften, alle Königlichgesinnten würden sich um die auf den Boden Englands getragene Fahne Karls des Zweiten sammeln. Anfangs schien das Abenteuer Erfolg haben zu wollen, obschon es einem Hauptantreiber zu demselben, dem Herzog von Hamilton, von vornherein den Geständnißseufzer entpreßte: „Unser stärkstes Argument heißt Verzweiflung". Die Hoffnung auf einen massenhaften Aufstand der englischen Royalisten zu Gunsten der stuartischen Invasion schlug freilich fehl. Dennoch drang Karl bis Worcester vor und die Bewohnerschaft von London gerieth darob in einen haltlosen Schrecken. Aber hierfür war kein Grund vorhanden; denn schon hatte sich Cromwell mit seinem Heere zur Verfolgung des Feindes aufgemacht und gerade am Jahrestag der dunbarer Schlacht, am 3. September, fiel er bei und in Worcester auf die

Digitized by Google

königliche Armee, wiederum „wie Thors Hammer“. Karl Stuart selbst entging für seine Person nur mit äußerster Noth und Gefahr dem zerschmetternden Hammerschlag, seine Streitmacht aber war zu Staub zerschlagen. Am folgenden Tage berichtete Oliver an den Sprecher des Parlaments über „the great things the Lord hath wrought for this Commonwealth and for His People.“ Er bezeichnete mit Recht den Sieg als einen vollständigen („an absolute victory“) und nannte denselben eine krönende Gnade („a crowning mercy“).

Freitags am 12. September von 1651 zog der Sieger von Worcester triumphirend in London ein, empfangen von dem Parlament und dessen Sprecher, vom Staatsrath und dessen Lord-Präsidenten, von den Behörden der Stadt und der Grafschaft Middlesex, und es mochte sich bei diesem Triumpheinzuge des Gewaltigen, welcher so eben der Commonwealth England zwei Königreiche unterworfen hatte, manchem der Gedanke aufdrängen, welchen der independentische Prediger Hugh Peters vor sich hin geflüstert haben will: — „Der Mann wird König von England sein!“

7.

Er brauchte das nicht erst zu werden: er war es bereits thatsächlich, und wenn „König“ im Hochsinn des Wortes einen echten und rechten Volksregierer und Staatslenker bedeutet, so hat es einen wahrhaftigeren König niemals gegeben, als Cromwell einer gewesen ist, innerhalb wie außerhalb Großbritanniens nicht.

Aber wäre Oliver der Große nicht ein Größerer gewesen, so er, nachdem er glorreich die Machtstellung der englischen Republik nach innen und außen gesichert hatte, seinen Kommandostab schlicht-

Digitized by Google

bürgerlich auf den Tisch des Parlaments niedergelegt und sich auf seine Farm in Ely zurückgezogen, also gethan hätte, wie 132 Jahre später der erlauchteste Mann des modernen Weltalters, George Washington, drüben in Amerika that? Ach ja, 132 Jahre später und drüben in Amerika! Diese beiden Thatsachen geben die Antwort auf die gethane Frage. Ruhm und Preis für allzeit dem großen Bürger, der i. J. 1783 einer Königskrone, einer Kaiserkrone das Bewußtsein vorzog, seinem Lande die Freiheit gegeben zu haben! Allein sehende Augen müssen erkennen, daß Cromwell i. J. 1651 und hüben in England nicht also handeln, ja nicht einmal den Gedanken „schlichtbürgerlicher" Machtentsagung haben konnte. Schon deßhalb nicht, weil der Begriff einer Bürgerlichkeit, wie ihn erst die Philosophie des 18. Jahrhunderts geschaffen hat, im 17. noch gar nicht existirte. Und dann, konnte es einem Manne vom Bau Olivers einfallen, das große Werk, welches er mit so harter Arbeit aufgerichtet hatte, Unberufenen, Uebelgesinnten und Thoren, Faselern und Fanatikern des tausendjährigen Reiches, komplottirenden Stuartisten und Prälatisten, steifnackigen Doktrinären, welche in Westminister die Wände der Stephanskapelle müde schwatzten, zur raschen Wiederzerstörung zu überliefern und zu überlassen? Das konnte ihm nicht einfallen und fiel ihm auch nicht ein.

Wohl, aber warum hat er sich dann nicht offen und ohne weiteres zum König gemacht? Weil das Heer, auf welches er sich dem Rumpfparlament gegenüber stützen mußte, der Wiederaufrichtung des Königthums ganz entschieden abhold war. Diese bewaffneten Heiligen hingen an dem Worte Commonwealth: sie waren bereit, ihren geliebten General, das auserwählte Rüstzeug des Herrgottes Zebaoth, zum Diktator der Republik zu machen, aber sie hätten ohne Zweifel die Schneide ihrer frommen Schwerter sofort gegen den King Oliver gekehrt. Bevor an einen Wiederbau des Thrones zu denken war, mußte das cromwellische Heer erst in sich zersetzt, von seinen Führern verrathen und seines großen Hauptes

Digitized by Google

durch den Tod beraubt sein. Für jetzt nahm es die Ausschlag gebende Stellung im Staate ein.

Der feindselige Gegensatz zwischen der Armee und dem Parlamente wurde bald ein klaffender. Das letztere wollte begreiflicher Weise das Land möglichst rasch der Militärgewalt entziehen und die parlamentarische Gewalt, also zunächst die eigene, zur Omnipotenz erheben. Die in Westminster leitenden Leute übersahen nur, daß ein Cromwell an der Spitze eines siegreichen Heeres sich nicht durch eine Handvoll doktrinärer Schwätzer, welche überdies in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes gar kein Mandat mehr besaßen, werde maßregeln lassen. Es kam denn auch, was bei Lage der Sachen kommen mußte. Die Situation war gegen den Frühling von 1653 zu so gespannt geworden, daß nur noch vom Biegen oder Brechen die Rede sein konnte. Es brach. Denn während die Phantasten der Stephanskapelle als echt- und rechtschaffene Parlamentirer vom Debattiren und Resolutioniren alles erwarteten und abhängig wähnten, hatte Cromwell seinen Entschluß gefaßt und traf die zur Ausführung desselben nöthigen Maßnahmen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nicht nur die Armee, sondern die gesammte öffentliche Stimmung verlangte, es möge und solle der Existenz des „Fag-end“ oder „Rump“ von Parlament ein Ende gemacht werden. Natürlich fehlte es nicht an feinen, gröberen und gröbsten Winken für die Herren in Westminster, daß es die höchste Zeit für sie sei, sich wegzuheben. Aber ebenso natürlich war des Schwatzes süße Gewohnheit stärker als alle anderen Rücksichten und Beweggründe.

Am 20. April von 1653 verließ Cromwell zur Stunde, wo der Rumpf in der Stephanskapelle eine Bill berieth, welche die Verlängerung seiner — des Rumpfes — Autorität und Gewalt sichern sollte, Whitehall und ging, von einem Halbdutzend seiner Offiziere begleitet, nach Westminster. Unterwegs nahm er eine Kompagnie Musketire mit, welche zu dem Zwecke bereitstand,

Digitized by Google

Pforte und Vorhalle des Parlamentshauses zu besetzen. Dies gethan, trat Cromwell in den Sitzungssal und setzte sich auf seinen gewohnten Platz neben dem Generalmajor Harrison. Sir Henry Vane hatte das Wort und wies die Dringlichkeit der Verlängerungsbill nach. Oliver hielt an sich, bis die Abstimmung beantragt wurde. Da neigte er sich zum Ohre Harrisons, flüsterte demselben zu: „Jetzt ist es Zeit; ich muß es thun (I must do it)!“ stand auf, nahm den Hut ab und begann zu sprechen. Seine Rede war wie ein von Wolkenbrüchen geschwellter Waldstrom, erst fernher dumpf rauschend und dröhnend, dann näher herandrohend und endlich in donnernden Zornkatarakten sich ergießend. „Das sei keine parlamentarische Sprache, meint Ihr? Wohl, ich weiß es; aber erwartet keine andere von mir.“ Und mitten in den Sal tretend, stülpte er den Hut auf den Kopf, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und runzelte die armen Doktrinäre und Schwatzleute an: „Ihr habt kein Herz für das Gemeinwohl und nur Sinn dafür, euch in beständigem Besitze der Macht zu erhalten. Eure Zeit ist um, der Herr ist fertig mit euch. Ich will eurem Gewäsche ein Ende machen (I will put an end to your prating). Ruft sie herein, Harrison!“ Die Thüre that sich auf und Oberst Worsley kam mit 20 oder 30 Musketiren herein. „Ihr nennt euch ein Parlament?“ rauschte der Zornstrom weiter. „Ich sag' euch, ihr seid kein Parlament. Söffer und Hurer sitzen unter euch. Ihr habt schon allzu lange hier gesessen. Geht, macht ehrlicheren Leuten Platz! Fort mit euch! In Gottesnamen, packt euch!“ Sir Henry Vane wagte einen Protest. „Oh, Sir Henry Vane,“ rief Cromwell aus, „du mit deinen subtilen Kasuistenstücklein und abstrusen Haarspaltereien (thou with thy subtle casuistries and abstruse hair-splittings)! Der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane!... Holt den Sprecher von seinem Sitze herunter und steckt ihn hinaus!“ Harrison faßte den Sprecher am Talar und führte ihn hinaus, worauf die Mitglieder den Sal verließen. Der Lord-General trat

Digitized by Google

an die Tafel, ergriff die darauf liegende Skepterkeule („mace“) des Sprechers — so eine Art von parlamentarischer Monstranz — gab sie einem Musketir und sagte: „Was soll uns der Firlefanz (bauble)? Fort damit!“ Hierauf ließ er den geleerten Sal schließen und kehrte nach Whitehall zurück. Kein Finger hatte sich für die weggefäuberten Schwätzer gerührt. „Ihr Verschwinden machte keinen Hund bellen (we did not hear a dog bark at theirgoing).“ Etliche Stunden später löf'te Oliver auch den vom weggewischten Parlament gewählten Staatsrath auf, ohne die geringste Schwierigkeit. Der idealste aller idealen Republikaner von damals, James Harrington, und der genialste und edelste Bekenner des republikanischen Kredo, John Milton, beide haben sie den cromwellischen Hammerschlag vom 20. April als eine patriotische That anerkannt, mittels welcher England von der Herrschaft einer ebenso anmaßlichen als unfähigen Oligarchie befreit wurde. Aber der Gewaltakt vom 20. April ließ doch einen schmerzenden Stachel in Cromwells Seite zurück. Einen schmerzenden und nie ganz zu beseitigenden Stachel: — alle seine späteren Versuche, mit seiner Herrschaft die parlamentarischen Traditionen seines Landes zu versöhnen und Parlamente um sich zu versammeln, sind mißlungen und zum Theil ganz lächerlich ausgefallen. Man braucht, um hieran zu erinnern, nur das „Barebone-Parlament“ zu nennen.

Oliver hatte nach der Aprilkatastrophe von 1653 einen neuen Staatsrath von 13 Mitgliedern gebildet und unter dem Titel eines Lord-Präsidenten desselben die Regierung von Großbritannien und Irland übernommen. Im Winter des nämlichen Jahres trat an die Stelle dieses Provisoriums die Errichtung des Protektorats. Am 16. December wurde Cromwell in der großen Festhalle von Westminster als Lord-Protektor der Republik von England, Schottland und Irland feierlich proklamirt und auf den Staatssessel gesetzt. Es hat sich damals, wie auch später noch, darum gehandelt, ob nicht der General den Königstitel annehmen sollte, und ein

Digitized by Google

Mann, welchem selbst nörgelnde Pedanten einige Kompetenz und Autorität in Sachen der Staats- und Rechtsgeschichte von England einräumen werden, Macaulay, hat sicherlich mit Recht behauptet, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung die Wiedererstehung der Monarchie in der Person Cromwells mit entschiedener Zustimmung begrüßt und die überwiegende Mehrheit der Nobility und Gentry sich beeilt haben würde, dienstwillig die Hand König Olivers zu küssen. Noch mehr, Zeitgenosse Clarendon berichtet mit dürren Worten, daß guter Grund zu der Annahme vorhanden sei, ein großer Theil der königlichen Partei wäre Cromwell zugefallen, so dieser sich die Krone aufgesetzt hätte. Der Protektor, welcher selbstverständlich zu dieser Zeit nicht mehr der naive Enthusiast von 1628 war, sondern der unter großen Geschäften, schweren Sorgen, harten Anstrengungen, glänzenden Erfolgen und bitteren Erfahrungen zu seiner vollen Höhe herangereifte Staatsmann, erkannte gar wohl die Vortheile, welche ihm der Königstitel verbürgen würde; allein es verwehrten ihm, wie weiter oben dargethan worden, schwerwiegende, wenn nicht absolute Gründe den ihm sonst so nahegelegten und scheinbar ganz leichten Griff nach der Krone.

Mit diesen zwingenden äußeren Motiven verbanden sich aber ohne Zweifel nicht minder zwingende innere. Es hieße diesem großen und guten Manne schreiendes Unrecht anthun, wollte man glauben, seine wiederholte Weigerung, den Königstitel anzunehmen, sei nur Heuchelei und Posse gewesen. Die Wahrhaftigkeit — dieses Hauptcharaktermerkmal der wahrhaft großen und guten Männer — ja, die Wahrhaftigkeit seiner Seele verbot es ihm. Er fühlte, daß die Annahme der Krone eine Verleugnung seiner eigenen Vergangenheit, daß ein gekrönter Cromwell ein greller Widerspruch in sich selber wäre. Der eine Krone mitsammt dem Kopfe, auf welchem sie gesessen, abgeschlagen hatte, konnte nicht eine Krone aufsetzen wollen.

Eine schlichte Größe, eine schwermüthige Treuherzigkeit, welche

Digitized by Google

in dem Munde eines so eisernen Mannes wahrhaft rührend und erschütternd wirkt, spricht aus den Verhandlungen, welche der Protektor im April und Mai von 1657 mit seinem sogenannten „zweiten" Parlamente pflog, das eine neue Verfassung für Großbritannien entworfen hatte, kraft welcher die Monarchie hergestellt werden sollte und Cromwell in aller Form angegangen wurde, Amt und Titel eines Königs anzunehmen. Er zollte mit warmen Worten den Bestimmungen dieses Verfassungsentwurfes zur Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Freiheit seine Anerkennung; er gab auch offen zu, daß, obzwar für ihn persönlich das Aufsetzen oder Nichtaufsetzen der Krone nur die Bedeutung habe, ob „er auf seinen Hut eine Feder stecke oder keine", vom Gesichtspunkte der praktischen Politik aus die Annahme des königlichen Titels sich empfehle: aber er könne sich nun einmal nicht damit befreunden, es gehe ihm gegen den Mann. Als am 13. April die große Parlamentskommission vor dem Protektor in Whitehall erschien und in feierlicher Audienz das wiederholte Anerbieten der Krone vorbrachte, motivirte Cromwell in ausführlicher Rede seine Ablehnung. Besonders charakteristisch war in dieser Rede die Stelle: — „Ich habe den Platz, auf welchem ich stehe, eingenommen nicht so sehr in der Hoffnung, Gutes zu thun, als vielmehr mit dem Wunsche, Schäden abzuwenden, von welchen ich die Nation bedroht sah (not so much out of hope of doing any good, as out of a desire to prevent mischief and evil, which I did see was imminent on the nation). Ich sah, daß wir kopfüber in Verwirrung und Anarchie hineinrannten, und da entsprach ich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, dem Wunsche, mich dahin zu stellen, wo ich jetzt stehe. Auf Titel und Namen kommt es dabei gar nicht an. Es handelt sich darum, den Frieden und die Freiheiten der Nation zu gründen und sicherzustellen, und da bin ich bereit, euch zu dienen, wie ich kann, — nicht als ein König, aber als ein Konstabler, so 's euch gefällt (not as a king, but as a constable, if you like). Denn, fürwahr,

Digitized by Google

oft hab' ich vor Gott gedacht, daß ich mein Geschäft und meinen Platz nicht besser bezeichnen könnte, als wenn ich mich mit einem guten Konstabler vergliche, welcher dazu da ist, den Frieden in einer Gemeinde aufrecht zu erhalten. Und wahrlich, das gereichte und gereicht mir in allen Trubeln und Trübsalen, die ich durchzumachen hatte und habe, zur Beruhigung und Genugthuung, daß ihr jetzt Frieden habt."

Mittels einer Zuschrift an den Sprecher des Parlaments vom 8. Mai 1657 lehnte Oliver endgiltig den Königstitel ab („I cannot undertake this government with the title of king") und fuhr fort Großbritannien als Lord-Protektor zu regieren, royalistischen, doktrinär-republikanischen, papistischen, anglikanischen und leveller'schen Anfeindungen, Nörgeleien, Fanatismen, Verschwörungen und Mordkomplotten zum Trotz. Es war eine Gewaltherrschaft, keine Frage; mit dem Schwerte gewonnen und mit dem Schwerte behauptet, nur von den Riesenschultern Olivers getragen und voraussichtlich mit dem Leben des Riesen zusammenbrechend. Aber es war eine Regierung der Wohlfahrt und des Ruhmes, ja, und auch eine Regierung der Milde und Duldung, soweit die Leidenschaften der Feinde des Protektors demselben nur immer gestatteten, Milde und Duldung zu üben. Selbst der heftige Royalist und eingefleischte Stuartist Hume sieht sich, um doch den Thatsachen der Geschichte nicht allzu hart ins Gesicht zu schlagen, genöthigt, des Protektors bürgerlicher Verwaltung, seiner Achtung vor dem Gesetze, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Fürsorge für eine fleckenlose Rechtspflege Lob zu spenden [1]). In Wahrheit, England ist nie besser regiert worden, als es von Cromwell regiert wurde, und das innere Gedeihen der Nation unter dieser Regierung war so augenscheinlich, daß nur ganz verbohrte Kavaliere und ganz verrückte Millennarier es leugnen konnten.

1) Hume, Hist. of England, II, ch. 2.

Digitized by Google

Die glänzenden Erfolge des Protektors nach außen, den herrlichen Aufschwung, welchen er der Macht Englands gab, mochten selbst Kavaliere und Millennarier nicht leugnen. Auch Stuartist Hume fühlte beim Rückblick auf das, was Cromwell für seines Landes Geltung und Ehre gethan, sein Herz etwas höher schlagen. Er sagt: „Die große Seele dieses glücklichen Usurpators war auf die Ausbreitung der Ehre des englischen Namens gerichtet und er pflegte sich zu rühmen, daß er den Namen eines Engländers ebenso gefürchtet und geehrt machen wollte, als jemals der Name eines Römers gewesen sei.“ In Wahrheit, er durfte sich also rühmen, weil er vollbrachte, was er sich vorgesetzt hatte. Er besiegte alle Feinde seines Landes und schrieb ihnen Gesetze vor, er ließ die englische Flagge triumphirend auf allen Meeren wehen, er war der geniale Impulsgeber und energische Wegzeiger seiner Nation auf ihrem Vorschritt zur Weltmachtstellung. Nach zwei Richtungen hin gebührt aber, wenn ich recht erwäge, dem Wesen und Walten des Protektors der höchste Preis. Erstlich hat die herzliche Förderung, welche er den jungen puritanischen Kolonieen in Amerika angedeihen ließ, eine Zukunftssaat von unberechenbarer Ertragsfähigkeit mitstreuen geholfen. Zweitens war es Cromwells Politik, welche der reißenden römischen Reaktion im 17. Jahrhundert Halt gebot. Ja, nicht etwa der selbstsüchtige Eroberer Gustav Adolf von Schweden, sondern vielmehr der Protektor der Commonwealth von England ist der Fels gewesen, an welchem die Springflut jener verderbenschwangern Reaktion sich gebrochen hat. Oliver Cromwell war der echte und rechte Held des Protestantismus — ich meine das, wie Denkende leicht errathen, nicht im bornirt konfessionellen Sinne — er war der glorreiche Schwerthalter germanischer Freiheit gegenüber romanischer Verdummung und Tyrannei...

Der große Glückstag seines Lebens, der 3. September, an welchem er seine besten Schicksalshammerschläge gethan hatte, sollte auch des Mannes Todestag werden. Am 3. September von 1658

Digitized by Google

starb der Gewaltige und die Nachfolge seines Sohnes Richard im Protektorat ging scheinbar ganz ruhig und glatt von statten. In Wahrheit und Wirklichkeit aber begann schon am Tage nach Olivers Hingang die Agonie der Commonwealth. Sie ging zu Grunde und es folgte die schmachvolle Orgie der stuartischen Restauration, welche mit einem namenlosen, jedoch vollkommen ihrer würdigen Akt der Barbarei und Gemeinheit eingeweiht wurde. Man riß den halbverwes'ten Leichnam Cromwells, man riß die Gebeine seiner hochehrwürdigen Mutter und seiner geliebten Tochter Bridget aus ihren Gräbern, schleifte sie nach dem Richtplatz zu Tyburn und hing sie dort an den Galgen, — im Namen der Gerechtigkeit und des Königs.

Also lohnte England dem größten seiner Männer. Aber die Weltgeschichte hat den Namen Oliver Cromwells mit ewigleuchtenden Zügen in ihr Pantheon geschrieben und die Namen Karls des Zweiten und seiner Mitkujone für ewig an ihren Galgen genagelt.

Digitized by Google

Ein Prophet.

„Malo periculosam libertatem quam quietum servitium.“

Rafael Leczynski.

1.

In einer der Handschriften meines verstorbenen Freundes, des wunderlichen Dr. Jeremia Sauerampfer, eines gelehrten Troglodyten, findet sich diese ketzerische Auslassung:

„Wäre ich Mitglied einer Strafgesetzgebungskommission, so würde ich, als ein Verehrer des alttestamentlichen Jus talionis, beantragen: In den Zuchthäusern der Zukunft sind die allerärgsten Sünder und Verbrecher anzuhalten und unter Umständen zu zwingen, täglich etliche Stunden lang in der christlichen Kirchengeschichte zu lesen, — maßen solche Lesung für die schwerste Pön zu achten ist.“

In einer Note hat dann der Heide von Doktor zur Begründung seines Antrags manches nicht ganz Unebene gesagt. Unter mehrerem dieses: — „Es ist in der Kirchengeschichte, welche unser glorreicher Wolfgang der Größte einen „Mischmasch von Unsinn und von Gewalt“ zu nennen so frei gewesen, kaum eine Seite zu finden, deren Inhalt nicht so oder so daran erinnerte, daß die Priester der „Religion der Liebe“ auf's Haar jenen Raubmördern

Digitized by Google

glichen, welche, wie Seneka meldet, zu seiner Zeit in Aegypten ihr Wesen trieben und die man Philethen (Liebende) nannte, weil sie die ihnen Begegnenden umarmten und küßten, um dieselben zu — erwürgen. Diese Thatsache muß der liberalisirenden Theologie unserer Tage sehr unbequem sein und die Gute strengt sich daher an, mittels einer ihrer gewohnten Schleiermachereien sich darum herum oder darüber hinweg zu schwindeln. Sie wähnt nämlich jeden gegen das Christenthum erhobenen Ein- oder Vorwurf pariren zu können mit der Forderung, daß man Christenthum und Kirche streng unterscheiden müßte. Aber wo bliebe denn das Christenthum, falls man die Kirche oder die so und so vielen Kirchen und Konventikel abzöge, d. h. falls man Dogmen und Kulte beiseite stellte? Es würde spurlos im Nebel der Phrase verflattern. Denn die humane Idee, welche vor dem Christenthum da war und nach dem Christenthum da sein wird; sowie die verschiedenartigen Erscheinungsformen und Bethätigungen dieser Idee für Christenthum ausgeben zu wollen, dazu dürfte selbst die Sophisterei eines potenzirten Krumm- oder Schleiermachers nicht fr—omm genug sein. Die humanen Anschauungen, Stimmungen und Thaten der modernen Gesellschaft sind nicht nur nicht vom Christenthum eingegeben, sondern sie sind auch wesentlich unchristlich. Warum nicht gar? Allerdings! Diese humanen Anschauungen, Stimmungen und Thaten sind ja Wirkungen der modernen Kultur, welche auf der Sorge für das „Irdische“ und auf der Freude am Irdischen, auf dem Zweifel, auf dem Widerspruch und Widerstand gegen priesterliche Bevormundung, auf der freien Forschung, auf der Pflege des Schönheitsinnes, auf der Schaffung von Wohlstand und der Vervielfältigung des Behagens, auf der möglichst bequemen, gesunden, anständigen und genüßlichen Einrichtung unserer Erdenheimat beruht, das will sagen auf lauter Trieben, Wünschen, Vollbringungen und Veranstaltungen, welche das ganz wesentlich asketische, d. h. naturlose, mönchische, antisociale und bildungsfeind-

Digitized by Google

liche Christenthum entschieden verwirft. Jeder echte Christ ist ein Gegner, ist geradezu ein Todfeind der Civilisation. Man sollte daher billiger Weise weder den Insassen des römischen Vatikans ihr flüchespeiendes Delirium tremens, noch den Mitgliedern des berliner Oberkirchenraths ihre Knakismen, noch den hochwürdigen Herren von der Schleiermacherei ihre Tifteleien und Gifteleien, ihre Suppositiönchen, Interventiönchen, Denunciatiönchen und Inquisitiönchen verübeln. Diese Christen sammt und sonders thun nur, was sie thun müssen, um „„Zeugniß zu geben für den Herrn"". Sie können gar nicht anders." . . .

Soweit unser ungeleckter, nachsintflutlicher Höhlenbär. Wir überlassen ihm die Verantwortlichkeit für sein zeitwidriges Gebrumme, können aber leider nicht umhin, auch unsererseits eine den „liberalen" protestantischen Theologen unliebsame Thatsache vorzubringen. Nämlich diese, daß es eine fromme Kriegslist, wenn der Protestantismus das Verdienst anspricht, in der modernen Welt die Gewissens-, Glaubens- und Denkfreiheit begründet zu haben.

Der Protestantismus mußte naturnothwendig ebenso ausschließlich, unduldsam und verfolgungssüchtig sein wie der Katholicismus, weil er wie dieser eine dogmatisirte Religion, und daß die verschiedenen protestantischen Kirchen allzeit und überall nach Kräften ausschließlich, unduldsam und verfolgungssüchtig wirklich gewesen sind, weiß jedermann. Die Herren Reformatoren selber spielten die Inquisitoren, soweit immer ihre Mittel es erlaubten, und kein Papst hat sich infallibler gebärdet als Luther und Kalvin. In's Blutig-Große aber trieb die Verfolgung gegen Andersgläubige vor allen anderen protestantischen Kirchen die englische Hof- und Staatskirche, weil sie, eins mit der Königsgewalt, über die reichsten Verfolgungsmittel gebot.

Das Gesagte ist selbstverständlich nur im konstatirenden, nicht etwa im tadelnden Sinne vorgebracht. Die römischen, lutherischen, kalvinischen und anglikanischen Theologen, die Reformatoren und

Digitized by Google

Inquisitoren vollbrachten zweifelsohne ihre Barbareien zumeist in guten Treuen. Sie wußten es nicht besser. Auch reducirt sich der ganze Unterschied zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert einerseits und dem 18. und 19. anderseits im Grunde darauf, daß die menschliche Dummheit, Bosheit und Grausamkeit früher die religiöse Verfolgung zur Lieblingssache ihres heiligen Eifers machten, während sie später das politische Verfolgungsgeschäft mit besonderer Vorliebe betrieben. Das Objekt der Verfolgung wechselte und wechselt, verfolgt aber mußte und muß unter allen Umständen werden. Der Mensch thut es nicht anders und kann es nicht anders thun. Denn Verfolgen und Verfolgtwerden gehört wie Handeln und Leiden unerläßlich zum Fluche des Daseins, welches aufhören müßte, sobald es aufhörte, ein Kampf zu sein. Die Entwickelung der Menschheit geht nur in schroffen Gegensätzen vor sich. Reibung muß sein. Aus der widerwilligen Begattung von Stahl und Stein entspringt der zündende Funke. Laßt die Gegensätze auf einander losschlagen und wadet durch die Blutlachen der unendlichen Walstatt dem „anderen Ufer" zu, gleichviel ob dasselbe jemals erscheine oder nicht. Strebe! Ringe! Kämpfe! „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein" und —

„Es währt nur eine kurze Weile,
So liegst auch du, wo alles liegt,
Was nach des Lebens Kampf und Eile
Zum langen Schlafe sich geschmiegt.
Und wenn die Woge dich erfaßte
Und trug dem großen Meer dich zu,
Schläfst bei Millionen du zu Gaste,
Die auch vergessen sind wie du."

Digitized by Google

2.

Rabenmutter High Church stieß ihren düsteren Heldensohn Puritanismus in die amerikanische Wildniß hinüber, hoffend, daß der Verhaßte dort im Ringen mit Hunger und Kummer, mit Rothhäuten und Urwaldbestien zu Grunde gehen werde. Aber er ging nicht zu Grunde, er gedieh vielmehr wundersam unter all der ungeheuren Mühsal und Arbeit, die er zu leiden und zu thun hatte, und wuchs zu einem Riesen auf, dessen Arme bestimmt scheinen, den Erdball herrschend zu umspannen.

In Wahrheit, an jenem 11. November von 1620, als die erste Schar der puritanischen „Pilgerväter" in Sicht der Küste von Neu-England in der Kajüte des Barkschiffes „Mayflower", worin sie über den weiten Ocean geschwommen, ihren schlichtfeierlichen Dankgottesdienst abhielt, um dann in freier Berathung eine bündige Verfassung für die an der vor ihren Augen liegenden wilden Küste zu gründende Kolonie zu entwerfen, — zu jener Stunde wurde im Weltgeschichtebuch ein neues Kapitel aufgeschlagen. Denn zu jener Stunde geschah es ja, daß der moderne Demokratismus seine Augen zum Dasein aufschlug, lebensfähig mit den jungen Beinen strampelte und mit kräftiger Bruststimme, obzwar vorerst noch nur in unartikulirten Lalltönen, kundthat, daß er da sei und Willens, da zu bleiben und etwas vorzustellen und etwas vor sich zu bringen in der Welt. Treffend hat Bancroft gesagt: „In the cabin of Mayflower humanity recovered its rights and instituted government on the basis of equal laws for the general good."

Hunderte und tausende von europäischen mit Pracht und Prunk in Scene gesetzten und mit Trompeten und Pauken abgespielten Staatsaktionen kommen an Werth und Wichtigkeit, an menschheitlicher Bedeutung und Tragweite nicht entfernt jenem Akt in der ärmlichen Kajüte der Maiblume gleich, wo einundvierzig Männer, um ihres Glaubens willen durch staatspfäffische Verfol-

Digitized by Google

gung aus ihrem Vaterlande getrieben, den Granitgrundstein zum Riesenbau der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika gelegt haben. Wohl thaten die Nachkommen der Pilgerväter („Pilgrimsfathers") recht, das Felsstück, auf welches die Gründer der ersten der Neu-Englandskolonien, die Gründer von Neu-Plymouth, beim Landen ihre Füße gesetzt hatten, pietätvoll zu einem nationalen Heiligthum zu machen.

Eine deutsche Frau hat die Geschichte der Kolonisation von Neu-England geschrieben [1]). Musterhaft! Kein englisches oder amerikanisches Buch über den Gegenstand — selbst den bezüglichen Band von Bancrofts großem Werke nicht ausgenommen — kommt an Umfang und Gewissenhaftigkeit der Forschung, treffendem Urtheil und fesselnder Darstellungsweise diesem deutschen gleich. Talvj hat es verstanden, das große Werk der Carver, Smith, Bradford, Winslow, Winthrop, Endekott, Eaton und ihrer Mitstreiter, das Werk der Gründung und Förderung der Pflanzstaaten von Neu-England so uns vorzuführen, daß es uns auch menschlich nahegebracht wird und wir mit vollem Gemüthsantheil betrachten können, wie aus kleinen Anfängen Schritt für Schritt Großes und Größtes geworden ist. Das Buch muß nicht allein für die beste historische, sondern darf wohl auch für die beste wissenschaftliche Arbeit überhaupt erklärt werden, welche bislang von einer Frau gethan wurde.

Wie gewaltig aber der Puritanismus aufstand diesseits und

---

1) Talvj, Autorname von Therese Adolfine Luise von Jakob, geb. 1797 zu Halle, verheiratet an den Amerikaner Robinson 1828, gest. in Hamburg 1870. Von ihren anderweitigen, in deutscher und englischer Sprache veröffentlichten Arbeiten sind besonders verdienstvoll die „Volkslieder der Serben" (1825), der „Historical view of the slavic languages" (1834), die Abschluß gebenden „Untersuchungen über die Echtheit des Ossian" (1840) und der „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen" (1840).

Digitized by Google

jenseits des Meeres, wie unermeßlich segensreich sein Wesen und Wirken für die Menschheit geworden, eine liebenswürdige Erscheinung war er nicht. Vielmehr ein steifkattunener Geselle mit einer ewigen Leichenbittermiene, in die Kanibalismen des alten Testaments sich versenkend und über den grotesken Phantasiestücken der Offenbarung Johannis grübelnd; ein Essigblicker, welcher den großen Shakspeare alles Ernstes für ein Kind Belials hielt und wähnte, daß es eine Todsünde, um den Maibaum zu tanzen oder zur Weihnacht Rosinenpudding zu essen und hübsche Mädchen unter dem Mistelzweig zu küssen. Die beiden erlauchtesten Söhne und erleuchtetsten Träger des Puritanismus, der Ideemann Milton und der Thatmann Cromwell, sie wußten und wollten freilich von solcher Bornirtheit nichts. Der große Oliver war sogar ein Stück von einem Humoristen, welcher mit seinen „Ironsides" fromm psallirte, aber auch fröhlich pokulirte. Im Lager predigte er ihnen was vor, aber vor dem Feinde sagte er zu ihnen: „Haltet euer Pulver trocken!"

Es verhielt sich eben mit dem Puritanismus, wie es sich mit noch gar vielem verhielt und verhält. Geniale Menschen thun neue Ideen auf und ihre mittelmäßigen Nachbeter machen geistlose Schablonen daraus. Der Rabbi Jesus von Nazareth ließ es sich, als er sich einen „Sohn Gottes" nannte, gewiß nicht träumen, daß vernagelte Bonzen an diesem Worte so lange herumquetschen und herumzerren würden, bis glücklich das Kredo (= „quia absurdum") des Dreifaltigkeitsdogma's daraus geworden wäre.

Die Schicksale des Puritanismus machen es begreiflich, daß er ein finster zelotisches Wesen annehmen konnte und daß seine ganze Anschauungs-, Denk- und Sprechweise vom alttestamentlichen Molochismus durchsäuert wurde. Wenn er aber so dumm war, die Freude am Leben für Sünde zu halten, so ist das *seine* Sache gewesen und hat er damit zumeist nur sich selber genarrt und geschadet. Viel schlimmer dagegen war es, daß er, eingekrebst in

Digitized by Google

seinen steinherzigen Bibelglauben, das schnöde Unrecht, welches an ihm verübt worden, auch seinerseits zu üben begann, daß er, nachdem er kaum aufgehört hatte, ein Verfolgter zu sein, zum Verfolger wurde. Die Puritaner henkten nicht etwa nur Hexen, sondern sie wütheten gegen alle, welche sich nicht zum striktpuritanischen Katechismus bekannten. So war in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Boston und der ganzen Kolonie Massachusetts, welche bekanntlich der bedeutendste unter den Pflanzstaaten von Neu-England war und blieb, eine heftige Verfolgung gegen die Sekte der Quäker im Gange, die sich allerdings durch ihren absonderlichen Fanatismus sehr unbequem machten und manches unerträgliche Aergerniß gaben. Lief doch eines Tages eine hübsche Quäkerin, Deborah Wilson, in der Glut ihrer Verzückung faselnackt durch die Gassen von Salem und entschuldigte einer ihrer Mitquäker die Eingefangene und in den Stock Gelegte mit den Worten: „So der Herr eine seiner Töchter antreibt, euch ein Zeichen eurer Nacktheit zu sein, so ist das freilich ein schweres Kreuz für ein anständiges Frauenzimmer; aber der Herr will Gehorsam.“ Ein anderer Glaubensbruder des „anständigen Frauenzimmers“ meinte, der Herr habe ja dem Propheten Jesaia (Kap. 20) auch befohlen, nackt einherzugehen „zum Zeichen und Wunder über Aegypten und Mohrenland.“ Es dürfte überhaupt schwer oder unmöglich sein, eine Schamlosigkeit, Gaunerei, Schurkerei oder Brutalität auszuhecken, für welche sich im „Buch der Bücher“ nicht ein „frommes“ Vorbild auffinden ließe.

Alle Katechismusphrasen beiseite gestellt, heißt die große Feder in dem Triebwerk der Natur und der Gesellschaft Eigenliebe. Die Kultur kann diese ihre Haupttriebkraft veredeln, aber sie darf nicht daran denken, dieselbe zerstören zu wollen, ohne sich selbst zu vernichten. Der ruhelose Wunsch eines jeden Menschen, seine Lage zu verbessern, ist der große Motor aller socialen Entwickelung, alles Vorschritts. Die menschliche Selbstsucht ist demnach keines-

Digitized by Google

wegs an und für sich verwerflich; sie bedarf nur der vernünftigen Beschränkung und Leitung, welche an die Hand gegeben ist durch die Thatsache, daß das wirkliche Wohlbefinden und Glück des Einzelnen abhängig ist von dem Wohlbefinden und Glück der Gesammtheit. Die alberne Lüge, daß Jesus zuerst die frohe Botschaft der Liebe verkündigt habe, kann man nur noch ganz unwissenden Menschen einstreichen. Wie in seiner Mythologie, so ist das Christenthum auch in seiner Moral keineswegs originell. Es hat nur Vorgefundenes sich angeeignet. Sechshundert Jahre schon vor Christus hatte Sakjamuni-Buddha gepredigt: „Seid gränzenlos barmherzig gegen alle Geschöpfe!" Vierhundert Jahre vor Christus ließ Sophokles seine Antigone sagen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Das im sogenannten Markus-Evangelium (12, 31) gegebene Haupt- und Grundgesetz der „christlichen" Moral: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" ist bekanntlich buchstabengetreu aus dem dritten der sogenannten Bücher Mosis (K. 19, V. 18) entlehnt. Selbstverständlich befolgten die Christen dieses Gebot gerade so wenig, als es die Juden befolgt hatten. Und sie konnten es nicht befolgen; denn es enthielt eine naturwidrige, eine übernatürliche und übermenschliche Zumuthung, welche in dem Jesu in den Mund gelegten „Liebet eure Feinde!" ihre Zuspitzung zum Verrückten erhielt. Eine solche widermenschliche Phrase mag in Katechismen paradiren, um Kinder damit zu unterhalten oder auch zu langweilen; für das wirkliche Leben aber war und ist sie ganz werthlos. Das große Moralgesetz der Vernunft und Humanität fordert nichts Unmögliches, Supranaturalistisches, Naturwidriges. Es lautet: Sei so glücklich, wie möglich; aber sei es nicht auf Kosten deiner Mitmenschen!

Die Puritaner von Neu-England waren weit entfernt, dieses edle Princip zu erkennen und zu bekennen. Ihre Religion, d. h. ihre Unduldsamkeit verwehrte es ihnen. Wie hätte überhaupt der

Digitized by Google

Protestantismus des 16. und 17. Jahrhunderts duldsamer sein sollen, als Papst und Inquisition waren, da er als höchste und unbedingte Autorität, als das „geoffenbarte Wort Gottes" die Bibel anerkannte und verehrte, d. h. die kunterbunte literarische Hinterlassenschaft des halbbarbarischen Judenvolkes, welches an roher Selbstsucht und erbarmungsloser Grausamkeit nicht seines Gleichen gehabt und folgerichtig aus seinem eigensten Wesen heraus sich einen „Gott des Eifers, des Zorns und der Rache" zurechtgemacht hatte?

Um jedoch den Gründern der Neu-England-Staaten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man zu ihrer Entschuldigung neben der allgemeinen Unwissenheit und besonderen theologischen Verbohrtheit ihrer Zeit noch anführen, daß eine straffe, mit strenger Zucht verbundene Glaubenseinheit nöthig erscheinen konnte, um diese mühsäligst der Wildniß abgerungenen und vom Mutterlande herüber häufig bedrohten jugendlichen Gemeinwesen aufrecht zu halten und weiterzubringen; sowie, daß in jeder kleineren oder größeren menschlichen Gesellschaft die Vernünftigen zu den Dummköpfen sich verhalten wie 1 zu 100 und letztere demnach schon durch die bloße Wucht ihrer Dummheit das Aufkommen der Vernunft erschweren oder auch ganz verhindern.

Jedermann weiß, daß der große Grundsatz unbedingter Glaubens- und Denkfreiheit, unbeschränkter Toleranz einer der Grundpfeiler war, auf welchen die riesige Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich aufbaute.

Wer hat diesen Grundpfeiler gesetzt? Wer hat zuerst auf Erden einen Staat gegründet, wo, wie die Abkömmlinge aller Nationen und Stände, so auch die Bekenner aller Religionen absoluter Rechtsgleichheit sich zu erfreuen hatten? Ein ausgestoßener, geächteter und verfolgter Mann, ringend mit Armuth, Hunger und jeder Mühsal und Beschwerniß, der charakterfesteste, uner-

Digitized by Google

schütterlichste Kopf und das mildeste, liebevollste Herz, ein Held im höchsten Sinne des Wortes, so es jemals einen gegeben.

3.

Im Februar von 1631 kam ein puritanischer Prediger, Roger Williams geheißen, aus England in die junge „Bai-Kolonie" (Massachusetts) herüber. Er war der Verfolgung entwichen, welche damals daheim gegen seine Glaubensgenossen in erneuten und verschärften Gang gebracht worden. Der falsche, meineidige und grausame Stuart, König Karl der Erste, welcher nachmals verdientermaßen vom großen Cromwell auf's Schaffot geschickt wurde, hatte angefangen, mittels seiner beiden Haupthandlanger, mittels des Junkers Wentworth-Strafford und mittels des Pfaffen Laud, seine rechts- und verfassungsbrüchige Zwingherrschaft aufzurichten, welche dann Held Oliver auf dem Marstonmoor zum Wanken brachte und bei Naseby zu Boden schlug.

Williams war bei seiner Ankunft in Boston wenig über dreißig Jahre alt. Eine Aufzeichnung von damals bezeichnet ihn als einen „jungen Geistlichen, fromm und eifervoll, mit kostbaren Gaben ausgestattet (a young minister, godly and zealous, having precious gifts)." Was aber den Ankömmling thurmhoch über die Puritaner vom Durchschnittsmaße stellte, war, daß ihn die Verfolgung, welche er erlitten, nicht zum Verfolger machte. Die Unduldsamkeit selber hatte ihn Duldsamkeit gelehrt.

Nicht plötzlich. Denn noch bei seinem ersten Auftreten in Amerika wollte ihn ein Beobachter, welcher ihm nicht abgünstig war, schwankend im Urtheil („unsettled in judgement") finden. Die Wahrheit ist eben kein Ding, welches jedem vor den Füßen liegt und nur so leichtweg aufgehoben werden kann. Auch Roger

Digitized by Google

Williams mußte sich mühsälig durch die labyrinthischen Schachte und Gänge des Zweifels und der Forschung hindurcharbeiten, um zur Ueberzeugungsfreudigkeit zu gelangen, und es sind Anzeichen vorhanden, welche die Vermuthung gestatten, daß gerade in den 66 Tagen, während der winterlich stürmische Ocean den Auswanderer auf seinen Wogen schaukelte, die köstliche Frucht seines Nachdenkens gereift sei [1]).

Gewiß ist, daß er die Neue Welt betrat als Träger eines neuen Princips. Er trug in seiner Seele den so einfachen und doch so großen Gedanken der Unverletzlichkeit des Gewissens, er brachte auf seinen Lippen die Lehre von der religiösen Duldsamkeit, er kam als Verkündiger des Satzes, daß keiner geistlichen oder weltlichen Obrigkeit das Recht zustände, die Meinungen zu bestrafen, in das Innerste und Eigenste des Menschen gewaltsam einzugreifen und die Ueberzeugungen zu maßregeln. Mit vollem Rechte durfte darum der Geschichtschreiber Amerika's sagen, Williams' Lehre habe ihrem Verkündiger unvergänglichen Ruhm und in ihrer Anwendung der amerikanischen Welt den religiösen Frieden gebracht („as its application has given religious peace to the American world").

Zuvörderst freilich brachte der kühne Selbstdenker, der Prophet der Denk- und Glaubensfreiheit nicht den Frieden, sondern den Krieg nach Neu-England. Denn neue Ideen wollen und müssen ja sich geltend machen und ein von dem Oele lauterster Begeisterung genährtes Licht kann sich nicht unter dem Scheffel bergen. Es will und muß leuchten und beißt lichtscheue Augen gar unsänftiglich. Roger Williams war auch weit entfernt, das von ihm entzündete Licht auszublasen, als das zelotische Geschrei: „Aergerniß! Aergerniß!" dagegen anstürmte. Als ein rechter Held des Gedankens

1) Vgl. die bezügliche Stelle in Knowles „Life of Roger Williams." Boston 1835.

Digitized by Google

besaß er, so sanften und milden Herzens er war, jenen unbeugsamen Muth der Ueberzeugung, ohne welchen das Genie nur eine Spielerei. Es lebte in diesem Manne jene straffe und starre Logik der Gesinnung, ohne welche, die leicht handirlichen Waschlappen von Anbequemern und Anschmiegern mögen sagen was sie wollen, nichts Großes geschaffen, nichts Menschen- und Völkergeschickbestimmendes vollbracht wird. Wie verlorene Dirnen sich über nichts so sehr ärgern und erbosen wie über jungfräuliche Keuschheit und frauliche Würde, so ärgert und erbos't sich unsere Zeit über nichts mehr als über Gesinnung und Charakter. Sie weiß wohl, warum.

Roger Williams hatte sich gleich nach seiner Ankunft in Massachusetts dem Puritanismus von der strikten Observanz verdächtig und verhaßt gemacht durch die Verlautbarung seiner Ansicht, daß die Verschmelzung von weltlichem und geistlichem Regimente, wie sie in den Kolonieen bestand, vom Uebel sei. Kirche und Staat, meinte er, kirchliche und bürgerliche Obrigkeit müßten getrennt sein. Man sieht, der Mann eilte seiner Zeit um zwei Jahrhunderte voran. Er sprach auch offen und nachdrücklich aus, keine Regierung sei berechtigt, einen Menschen wegen Verletzung der vier ersten der zehn Gebote zu strafen, maßen das Verhalten des Menschen zu diesen Geboten durchaus nur Sache des Gewissens und demnach jedem zu überlassen sei. Eine Strafgewalt der Obrigkeit könne erst dann eintreten, wann eine Verletzung jener Gebote für den Frieden und die Sicherheit der Gesellschaft erweisbar störsam wäre.

Sehr verständiger Weise wollte demnach Williams die religiösen der zehn sogenannten mosaischen Gebote von den socialen getrennt und jene als solche angesehen wissen, deren Befolgung oder Nichtbefolgung jeder Mensch schlechterdings nur mit sich selbst auszumachen habe.

Es liegt auf der Hand, daß dies ein ungeheurer Vorschritt über den Protestantismus des 17. und nicht minder auch über den

Digitized by Google

officiellen Protestantismus des 19. Jahrhunderts hinaus war. Roger Williams hat in Wahrheit manche der hellsten Ideen und humansten Forderungen der Freidenker und Aufklärer des 18. Jahrhunderts vorweggenommen. Klar ist aber auch, daß der orthodoxe Puritanismus von Neu-England über die Aufstellungen des genialen Mannes sich entsetzen mußte.

Das Gezeter gegen den „Ketzer" begann denn alsbald. Die Cotton, Hooker, Mather und wie die Kerzen der Kirche von Neu-England weiter hießen, sie waren richtige Diener ihres Gottes des Zorns und der Rache. Eine Erscheinung wie jene herrliche athenische Priesterin Theano, welche, zur Zeit des peloponnesischen Krieges von staatswegen zu einer Verfluchung aufgefordert, sich weigerte mit den Worten: „Ich bin Priesterin zum segnen, nicht zum fluchen!" würde diesen finsteren Eiferern ganz unbegreiflich gewesen sein. Sie ihrerseits waren Priester zum fluchen.

Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß Williams seinerseits es nicht an Herausforderungen fehlen ließ. Es war in ihm ein starker Zug von theologischer Zanksucht und von jener pastorlichen Vielgeschäftigkeit, welche nicht umhin kann, einen Finger oder gar alle zehn in alles und jedes zu stecken. Ein vorragender amerikanischer Staatsmann der neueren Zeit, John Quincy Adams, hat zwar mit entschiedenem Mißwollen, aber doch nicht ganz ohne Grund von Williams gesagt, dieser hätte „mit einer Inkonsequenz, welche religiösen Enthusiasten eigen, die edelsten und liebenswürdigsten Herzensregungen mit der unerbittlichsten Ausschließung aller Versöhnlichkeit verbunden, wo es sich um Meinungen handelte." Aber der große Unterschied zwischen Williams und seinen Gegnern ist dieser gewesen, daß jener seine Meinungen nur mit Vernunftgründen behauptete, diese dagegen die ihrigen mittels Anwendung von brutaler Gewalt aufrecht zu halten suchten. Diesen entscheidenden Punkt zu berühren hat Adams sich wohl gehütet. Und wie sollte wohl ein neues Princip im Gewohnheitsschlendrian der Welt

Digitized by Google

sich Raum und Geltung verschaffen können, falls es nicht mit unerbittlicher Eisenköpfigkeit sich Platz machte?

In scharfen Konflikt mit den herrschenden Gewalten mußte der Prophet der Glaubensfreiheit besonders dadurch kommen, daß er den in Neu-England herrschenden Kirchenzwang entschieden verwarf. Die Obrigkeiten hielten strenge darauf, daß jedermann den öffentlichen Gottesdienst besuchte, wogegen Williams den Satz aufstellte und verfocht: „Niemand darf gegen seinen Willen gezwungen werden, eine Kirche zu besuchen oder zur Erhaltung derselben beizutragen." Das kam natürlich den Priestern ganz ungeheuerlich vor. Das hieß die Religion in ihrem innersten Heiligthum angreifen, d. h. ein Loch in den Pfaffensack bohren. „Was," schrieen sie, „ist der Arbeiter nicht seines Lohnes werth?" — „Ganz gewiß ist er seines Lohnes werth," entgegnete Williams; „aber er kann denselben nur von solchen fordern, die ihn gedungen haben und für die er arbeitet." Der Streit erweiterte und vertiefte sich bis zur Behandelung von Fragen, welche das eigenste Wesen von Kirche und Staat berührten. Die Gegner sagten: „Die Obrigkeit hat das Recht und die Pflicht, die Seelen des Volkes vor dem Verderbniß zu wahren und demnach das, was ihr als Irrthum und Ketzerei erscheint, zu bestrafen." Worauf Williams: „Mit nichten! Obrigkeiten sind nichts als Bevollmächtigte und Diener des Volkes, welchen eine Gewalt in religiösen Dingen niemals übertragen werden kann, weil das Gewissen nur ein Eigenthum jedes einzelnen Menschen ist und nicht der Staatsgemeinschaft angehört (magistrates are but the agents of the people or its trustees, on whom no power in matters of worship can ever be conferred; since conscience belongs to the invidual and not the property of the body politic)."

Solche erleuchtete Ansichten konnten nichts als Verfolgung einbringen. Sie hob auch thatsächlich an, sobald die Gemeinde von

Digitized by Google

Salem Roger Williams zu ihrem Pastor gewählt hatte (1634) und zwar ohne vorher in Boston anzufragen. Von hier aus ward gegen den Verkündiger der großen Lehre von der Freiheit des Geistes eine Reihenfolge von Quängeleien und Quälereien in Scene gesetzt, die an Schärfe in eben dem Verhältnisse zunahmen, in welchem es sich herausstellte, daß in Führung der theologischen Kontroverse die bostoner Orthodoxen gegen die Genialität und Dialektik des salemer Ketzers schlechterdings nicht aufzukommen vermochten. Macht geht aber wie dem Rechte so auch dem Genie vor und die Feinde von Williams waren im Besitze der Macht. Auf Betreiben von Ehren Cotton, einem Hierarchen von echt kalvinischem Schnitte, dessen geistlicher Hochmuth es nicht verwinden konnte, daß es einen Menschen geben sollte, welcher *seiner* puritanischen Päpstlichkeit sich nicht beugen wollte, wurde schließlich gewaltsam gegen Williams vorgegangen.

Schon im November von 1635 ward ein Dekret erlassen, kraft dessen er aus dem ganzen Gebiete von Massachusetts verbannt sein sollte. Als dann in Boston verlautete, der Verbannte wollte sich mit einer Anzahl seiner Anhänger von Salem aufmachen, um an der Narraganfettbai eine eigene Niederlassung zu gründen, erschien das der völlig von den Cotton und Hooker beherrschten bostoner Regierung so bedrohlich, daß sie beschloß, den Ketzer nach der Hauptstadt zu citiren, ihn dort wie einen Verbrecher zu ergreifen und gewaltsam nach England einzuschiffen. Was dort seiner geharrt hätte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Williams erwiderte dem Regierungsboten, er wäre krank, was völlig der Wahrheit gemäß, und er bäte deßhalb um Frist. Statt diese zu gewähren, sandte die Behörde ein bewaffnetes Boot gen Salem hinauf, um den Widerspänstigen als Gefangenen einzubringen. Aber er war noch rechtzeitig gewarnt worden und zwar war die ihm zugegangene Warnung höchst wahrscheinlich von dem Haupte der Kolonialregierung selbst, von dem Governor Winthrop ausgegangen. Die Häscher

Digitized by Google

fanden den Verfolgten nicht mehr in Salem. Noch halbkrank hatte er sich von seinem Lager aufgerafft und in die Wildniß geflüchtet.

4.

Mitten im strengsten Winter, im Januar von 1636, vollführte der geächtete Mann seine müh- und gefahrvolle Flucht. Ueber die Einzelnheiten derselben sind wir wenig oder gar nicht unterrichtet. Wir wissen nur, daß er zunächst ganz allein den herben Mühen und mancherlei Gefahren dieser winterlichen Flucht trotzte; denn erst nach Verfluß von vielen Wochen gelang es etlichen seiner treuen Anhänger und noch später seiner Frau; welche letztere von ihm abwendig machen zu wollen seine Feinde sich nicht schämten, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

Es scheint, daß der Flüchtling die Massachusettsbai in einem Boote gekreuzt habe, um in dem Kolonialgebiet von Plymouth zu landen, welches damals noch nicht mit dem von Massachusetts verbunden war. Aber auch auf plymouther Boden war Williams, obzwar er dort von früherher Freunde hatte, nicht sicher, weil es die von Plymouth mit ihren mächtigeren Nachbarn von Boston nicht verderben wollten. Seine Hoffnung waren die Indianer, insbesondere der Sachem der Pokanoketen, Massasoit. Williams hatte sich während seines früheren Aufenthalts in der Kolonie Plymouth liebevoll der Eingeborenen angenommen, wie sein humaner Sinn es ihm gebot. Er hatte ihre Sprache gelernt, ihre Anschauungen, Zustände und Sitten erforscht, ihr Zutrauen gewonnen. Zu den Rothhäuten also schlug er sich durch die Wälder hin. „Vierzehn Wochen lang — hat er später erzählt — ward ich in schlimmster Jahreszeit bitterlich umhergeworfen, ohne zu wissen, was ein Stück Brot oder ein Bett sei. Ohne Führer durchwanderte ich die Wild-

Digitized by Google

niß und hatte gar oft in stürmischer Nacht kein Feuer, keine Nahrung, keinen Gefährten und als einziges Obdach einen hohlen Baum." Endlich erreichte er die Wigwams der Pokanoketen und Massasoit nahm seinen „Blaßgesichtsbruder" gastlich auf. Für das gewährte Asyl stattete der Ankömmling seinen Dank dadurch ab, daß er den mächtigen Kanonikus, Sachem der Narraganſetter, welcher gerade den Kriegspfad gegen die Pokanoketen betreten wollte, seinem Gastfreunde Massasoit versöhnte. Von da ab ist Williams auch bei den Narraganſettern in hohes Ansehen gekommen und bis zu seinem Tode darin geblieben. Die Rothhäute haben vielleicht kein zweites Blaßgesicht so geliebt wie diesen Mann, welchen seine Landsleute und Mitchristen ausgestoßen hatten, weil er weiser und besser war als sie. Wann dereinst die „rothen Männer" vom Angesichte der Erde weggetilgt sein werden, wird im Buche der Humanität der Name von Roger Williams mit denen von John Elliot, William Penn und George Washington zu verzeichnen sein; denn diese Vier sind es gewesen, welche vor allen anderen durch die kupferfarbige Epidermis hindurch den Menschen, den Menschenbruder erkannten und ihn als solchen achteten und schützten.

Williams siedelte sich unter den Indianern an, von welchen er dankbar gesagt hat: „Diese Raben fütterten mich in der Wildniß." Da, wo heute Rehoboth steht, etwas landeinwärts vom Ufer des östlichen Armes der Narraganſettbai, schlug er auf einem von Massasoit erstandenen Stücke Land zuerst seine Siedlerhütte auf und hier fanden sich die ersten Bekenner seiner Anschauungen und Gefährten seiner Mühen und Leiden zu ihm: fünf Männer, Landbauer und Handwerker aus Salem, welche den Spuren ihres Meisters in die Einöde gefolgt waren. Aber auch hier sollte der Verfolgte noch keine Ruhe und Sicherheit haben. Der Governor von Plymouth, Winslow, hatte kaum von der neuen Ansiedelung vernommen, als er, um es nicht mit den Bostonern zu verderben, eine Botschaft an Williams abgehen und ihm sagen ließ, der Platz,

Digitized by Google

worauf der Flüchtling sich niedergelassen, gehöre zum „Patent“ von Plymouth, was heißen wollte: Geht um einen Strich Landes weiter! Doch fügte Winslow, welcher dem Fortgewiesenen nicht abgeneigt war, den Rath bei, Williams sollte über den Fluß (d. h. über die Bai) gehen. Drüben würde er ganz frei und unabhängig sein, maßen dort das Land zum Patent, d. h. zum Gebiete weder von Plymouth noch von Massachusetts gehörte.

Der Rath war klug und wurde befolgt. In einem indianischen Kanoe ruderte Williams mit seinen fünf Genossen den Arm der Bai, jetzt gewöhnlich Fluß Seakonk, hinauf. Vom rechten Ufer riefen ihnen freundlich gesinnte Narraganseter in gebrochenem Englisch zum Willkommen zu: „What cheer, Yankees!“ [1]) Die heimatlosen Männer nahmen das für ein gutes Omen, fuhren noch um die Landspitze Fox Point herum und gingen am westlichen Ufer an's Land, da, wo nahe der Küste eine reiche Quelle aus dem Boden sprudelte. „Williams' Brunnen“ heißt die noch heute sprudelnde, also genannt zum Ehrengedächtniß daran, daß hier der Prophet der Gewissensfreiheit, der Gründer des Freistaates Rhode-Island zuerst seinen Fuß auf den Boden desselben gesetzt hat.

Die Landschaft hieß Maushasuck und gehörte zu den Jagdgründen der Narraganseter. Ihr Sachem schenkte die ganze Halbinsel, welche durch die Flüsse Maushasuck (später Providence-River) und Pawtucket gebildet wird, an Roger Williams. Dieser theilte den ganzen Grundbesitz, welcher ihm und nur ihm allein geschenkt

---

1) Das Wort Yankees, womit heute die Bewohner der Neu-Englandstaaten im Gegensatze zu den Bewohnern der westlichen und südlichen Staaten der Union bezeichnet zu werden pflegen, soll bekanntlich die indianische Korruption des Wortes English sein, welches die Indianer nicht auszusprechen vermochten.

Digitized by Google

war und ihm, wie er sich ausdrückte, „so gewiß allein gehörte wie der Rock, den er auf dem Rücken trug", mit seinen Gefährten, deren Zahl im Verlaufe des Sommers auf zwölf anwuchs, und zwar vollzog er diese Theilung so, daß er sich nicht den geringsten Vortheil ausbedang oder auch nur eine Fußbreite Landes mehr behielt, als er jedem der Schicksalsgenossen gab. Also gleichbesitzend und gleichberechtigt traten die dreizehn Pioniere der Civilisation, der Glaubens- und Denkfreiheit zu einem bürgerlichen Gemeinwesen zusammen und gründeten die Ansiedelung Providence, wie Williams den Ort nannte, um sein unerschütterliches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung auszudrücken. „Ich wünschte — sagte der Gründer — daß Providence der Zufluchtsort für Menschen sein möchte, welche um des Gewissens willen verfolgt würden (I desired, it might be for a shelter for persons distressed for conscience)."

Zunächst war die junge Kolonie ein Sitz härtester Mühsal und bitterster Armuth. Zwar gab Williams seine Thätigkeit als Lehrer seiner Gefährten und als Prediger unter den Indianern nicht auf, allein seine Studien und seine schriftstellerischen Arbeiten — er hatte nicht einmal Papier zum schreiben — mußte er einstweilen ganz beiseite legen, weil des Lebens Nothdurft seine Zeit so in Anspruch nahm, daß er — wie er selber erzählt — „bei Tag und Nacht, daheim und auf dem Felde, zu Land und zu Wasser mit Hacke, Beil, Spaten und Ruder thätig sein mußte, um des Brotes willen."

Inmitten der Bedrängnisse, mit welchen die junge Freigemeinde zu ringen hatte, wurde dem Stifter und Leiter derselben die Genugthuung zutheil, daß er seinen Feinden und Verfolgern einen außerordentlichen Dienst zu leisten, eine größte Wohlthat zu erweisen Gelegenheit erhielt. Er leistete diesen Dienst und erwies diese Wohlthat. Er rächte sich an den Kolonisten von Boston, wie sich

Digitized by Google

der geniale Mensch an Durchschnittsmenschen rächt, indem er ihnen seine Ueberlegenheit dadurch beweis't, daß er ihnen hilft.

Zu Ende des Jahres 1636 und zu Anfang des folgenden waren nämlich unter den Indianerstämmen von Neu-England bedrohliche Bewegungen im Gange. Die Pequoden waren in blutige Händel mit den Ansiedlern von Konnektikut gerathen und ihr schlauer und kühner Sachem Sassakus hatte den Plan gefaßt, die sämmtlichen rothen Männer von Neu-England in einem großen Kriegsbunde zu vereinigen, um die ihm verhaßten Blaßgesichter, welche, wie er ganz richtig voraussah, den Untergang der Eingeborenen herbeiführen würden, ins Meer zu werfen. Alles kam darauf an, ob der mächtigste Stamm, die Narraganseter, sich für diesen Bund gewinnen ließe oder nicht. Thaten sie es, so war die Lage der Kolonieen geradezu eine verzweifelte. Man wußte in Boston, daß Sassakus seine gewandtesten Unterhäuptlinge nach einander als Boten zu den Narraganssettern schickte, um den alten Kanonikus und dessen jungen Mitsachem Miantonomoh zu bestürmen und für den großen Indianerbund zu gewinnen.

In dieser Gefahr konnte nur Einer helfen, Roger Williams. Jetzt erinnerte man sich in Boston des Verketzerten, Verfolgten und Verbannten, welchen man gewaltsam hatte nach England hinüberschaffen wollen, um ihn auf den Schaffoten oder in den Kerkern Lauds sterben zu lassen. Die Regierung von Massachusetts wandte sich an ihn mit der Bitte, die Narraganseter von der Allianz mit den Pequoden abzuhalten. Der Schwergekränkte fühlte nur, daß seine Brüder, wie feindselig und grausam sie sich ihm erwiesen hatten, doch seine Brüder seien, und kam auf der Stelle ihrem Wunsche nach. Stürmen und Wogen trotzend machte er sich nach dem großen Wigwam der Narraganseter auf, wo die Häuptlinge der Pequoden anwesend waren, und dort setzte er in tage- und nächtelangem Redekampf, wobei sein Leben mehrmals nur an einem Haare hing, mittels seines Einflusses auf Kanonikus und Mianto-

Digitized by Google

nomoh, mittels seiner Kenntniß des Indianercharakters und mittels seiner Beredsamkeit im Indianeridiom es durch, daß die Narraganſetter den Allianzantrag der Pequoden zurückwiesen und den Tomahawk nicht gegen die Blaßgesichter erhoben. Das hat die Kolonieen gerettet. Denn mit den Pequoden allein vermochten sie schon fertig zu werden, um so mehr, da die Narraganſetter passiv, die Mohikaner sogar aktiv gegen jene zu ihnen standen. Die Folgezeit hat freilich bewiesen, daß der arme Sassakus von seinem indianischen Standpunkt aus sehr rechtgehabt hatte.

Das am Pawtucket gegründete Asyl für Gewissensfreiheit gedieh. Nicht ohne innere Entwickelungskämpfe, wie sie bei einem Gemeinwesen, welchem nach und nach die buntscheckigste Menschenmenge, welchem Gläubige und Ungläubige aller Arten zuströmten, nicht ausbleiben konnten; auch nicht ohne vielfache Anfechtungen von außen: aber es gedieh. Aus den kümmerlichen Anfängen der Ortsgemeinde („town-fellowship") Providence entwickelte sich allmälig der Staat Rhode-Island, was ursprünglich nur der Name einer zweiten, auf der Insel Aquidneck gegründeten Ansiedelung gewesen war. Da dem jungen Staatswesen Gefahr daraus zu erwachsen schien, daß die Baikolonie Miene machte, Anspruch auf das Gebiet von Rhode-Island zu erheben, ging Roger Williams im Jahre 1643 nach England, um ein „Patent" und eine „Charte" (Freibrief) zu erwirken. Es war nicht mehr die Zeit, wo der Prophet der Gewissensfreiheit auf englischem Boden eines übeln Empfanges sicher gewesen wäre. Das Parlament hatte seinen großen Kampf gegen königliche und priesterliche Tyrannei begonnen. Strafford hatte seinen Kopf auf den Richtblock legen müssen, Laud erwartete im Kerker seine wohlverdiente Hinrichtung. Williams fand in London Freunde und erwirkte eine Charte, kraft deren die Pflanzungen von Providence und Rhode-Island als eine gemeinsame, selbstständige, von den übrigen unabhängige Kolonie anerkannt wurde.

Digitized by Google

Wie gedeihlich dieselbe bereits sich entwickelt hatte, zeigt eine von Knowles, dem Biographen des Gründers, erwähnte Thatsache. Als Williams, aus England zurück, die Bai gen Providence hinauffuhr, waren Bucht und Fluß mit Booten bedeckt, voll von Bürgern und Bürgerinnen, welche ihren Wohlthäter, den „Vater eines Volkes" mit freudigen Segenswünschen daheim willkommen hießen. Sie hatten alle Ursache, dankbar und fröhlich zu sein. Der von Williams mitgebrachte „Freibrief" verdiente vollständig diesen Namen. Auf Grund desselben wurde Rhode-Island thatsächlich ein demokratischer Freistaat; denn diese Charte überließ es der Mehrheit der Einwohnerschaft, Gesetze zu geben und die Regierungsform zu bestimmen, unter der alleinigen Bedingung, daß die Gesetze denen Englands nicht widersprächen.

Später, im Jahre 1652, ist Williams noch einmal nach dem Mutterlande hinübergereis't. Es galt die Rücknahme unliebsamer und verkehrter Maßregeln zu erwirken, welche nach Abthuung des Königthums in England der Staatsrath der Republik, schlecht unterrichtet und von falschen Voraussetzungen ausgegangen, über Rhode-Island verhängt hatte. Auch diesmal vollzog Williams die ihm von seinen Mitbürgern übertragene Sendung mit glücklichstem Erfolge. Cromwell selbst half ihm dazu; denn der Gründer von Rhode-Island hatte die persönliche Bekanntschaft, die Achtung und Zuneigung des gewaltigen Mannes gewonnen. Schade, daß wir von den Gesprächen, welche die beiden mitsammen geführt, keine Kenntniß haben. Im Jahre 1653 ist Williams nach Providence heimgekehrt und hat, dem einmüthigen Wunsche seiner Mitbürger nachgebend, in den nächsten zwei Jahren die Verwaltung des jungen Staates als oberster Magistrat geleitet. Der erste Berather desselben blieb er auch nach seinem Rücktritt in den Privatstand und durch manchen Sturm, an mancher Klippe vorbei hat er noch das Staatsschiff geschickt und glücklich gelenkt. Ihm war gegönnt, von der Höhe eines rüstigen Greisenalters herab die Erfolge der Arbeiten

Digitized by Google

und Anstrengungen seiner Mannesjahre zu überschauen. Es waren gesegnete, früchtereiche, fernhinwirkende. Endlich ist der erlauchte Patriarch von Rhode-Island im Hochalter von 84 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen (1683).

Roger Williams war kein Philosoph, kein Freidenker, welcher den letzten Gründen nachsuchte, das Warum des Warum zu finden strebte. Die himmelstürmende philosophische Mathematik seines großen Zeitgenossen Spinoza würde ihn, so er sie gekannt hätte, mit Entsetzen erfüllt haben. Er stand fest auf dem Boden des jüdisch-christlichen Mythus und nahm gläubig die Bibel für Gottes Wort. Niemals ist ihm beigekommen, diese angebliche Offenbarung der Analyse des gesunden Menschenverstandes, der Logik der Vernunft zu unterwerfen. Er war und blieb ein presbyterianischer Theologe, aber — merkwürdig zu sagen! — er zog aus seinen theologischen Prämissen keine theologischen, sondern humanistische Folgerungen. Gerade das macht ihn zu einer so eigenthümlichen, ja, chronologisch angesehen, einzigen Erscheinung. Allzeit streitfertig, hat er sein Lebenlang theologisch polemisirt und noch im höchsten Greisenalter gegen die Doktrin der Quäker geschrieben. Aber — glorreiche Inkonsequenz! — von Jugend auf bis zu seinem letzten Athemzuge bekannte er sich zu dem Grundsatz: In geistigen Dingen dürfen nur geistige Waffen gebraucht werden und darum ist alle und jede Anwendung von materiellen Gewalt- und Strafmitteln in Sachen des Denkens und Glaubens durchaus unstatthaft und verwerflich; niemand darf um des Gewissens willen verfolgt werden. Dieses große Princip der Toleranz, bestimmt, in der Entwickelung der menschlichen Civilisation eine ungeheure Revolution hervorzubringen, Roger Williams hat es zuerst mit klarem Bewußtsein verkündigt und mit heldischer Energie behauptet, — nicht aus den Vorstellungen seines theologisch eingeengten Kopfes, sondern vielmehr aus der heiligen Begeisterung seines liebevollen Herzens heraus. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen pfäffische

Digitized by Google

Tyrannei und er führte diesen hochedlen Kampf so, als ob — mit Lenau zu sprechen —

„Schon die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet."

Und wenn heute dieser prächtige Mensch wiederkäme, wie müßte er staunen über alles das Große, was seither *seine* Idee, *sein* Kämpfen, *sein* Leiden bewirkt haben auf Erden, insbesondere auf amerikanischer Erde! Einer der gewaltigsten Hebel der kolossalen Kraftentfaltung der Vereinigten Staaten ist ja die religiöse Toleranz geworden, deren Panier Roger Williams zuerst in der Wildniß aufgepflanzt hat. Es ist etwas vom Genius dieses hochherzigsten aller Pioniere in der ganzen Entwickelung des Amerikanerthums, etwas in ferne Zukunft kühn und siegessicher Hinausgreifendes. In eine Zukunft, wo die „Welt" Amerika heißen wird. Daher dieses scheinbar spielend leichte Bewältigen riesenhafter Probleme der Gegenwart, daher dieses wagnißfrohe Hinwegspringen über die bergehohen Bedenklichkeiten europäischer Philisterei. Seht euch beispielsweise nur die *eine* Thatsache an, daß dieser Teufelskerl von Unkle Sam inmitten des ungeheuren Wirrsals eines Bürgerkriegs von kolossalen Dimensionen sich's in den Kopf gesetzt hat, die Pacifikbahn zu bauen, daß er binnen wenigen Jahren dieses Riesenwerk schuf und, kaum mit demselben fertig, schon daran geht, noch verschiedene weitere Eisenstraßen vom atlantischen Ocean bis zur Südsee zu strecken, und haltet gegen diese Thatsache die europäisch-altklug-engherzige und kleindenkend-philisterhafte vieljährige Mantscherei und Mauschelei, Zänkerei und Stänkerei in der Frage der Gotthardsbahn, welche doch im Vergleiche mit der Pacifikbahn nur ein Kinderspiel ist, und ihr werdet den Unterschied zwischen einer veraltenden und einer jungaufstrebenden Welt merken und werdet einsehen, wie prophetisch-richtig Platen sah und fühlte, als er schon im Jahre 1818 ausrief:

„Ja, nach Westen zieht die Weltgeschichte!"

Digitized by Google

Ninon de Lenclos.

1.

Die Zeit der Demokratie ist noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter könnte es mitunter scheinen, daß dieselbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo sie mehr sein soll als ein Trugbild, einen intellektuellen und sittlichen Bildungsgrad der Massen, wie derselbe kaum jemals zu erreichen sein dürfte, sondern auch steht der Verwirklichung des demokratischen Gedankens — der thatsächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatsache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen, so, wie sie nun einmal sind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtschaffen ist.

Die tausendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungssorgen keuchende, denkunfähige Menge, was weiß sie von Freiheit und was will sie davon wissen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausstaffirtes und spektakelndes Zerrbild, statt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, so sie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuselfaß der Zügellosigkeit tränkt, um

Digitized by Google

die Berauschten mit Leichtigkeit wiederum fesseln zu können. Aber die Masse der „Gebildeten“? Oh, diese wohlerzogenen Herren und Damen, sie verhalten sich zur Erscheinung der Freiheit wie der arme Faust zur Erscheinung des Erdgeistes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!“ Und zu Boden geworfen durch ihre Majestät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angstblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet sich verachtungsvoll von dem „furchtsam weggekrümmten Wurm“ der Bildungsphilisterei ab, wie der Erdgeist von seinem feigen Beschwörer, und dieser verfällt der Bestrickung durch Mephisto Konstitutionalismus, welcher verfassungsmäßigen Hokospokus mit ihm treibt und mittels allerhand parlamentarischer Gaukeleien seinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphilister schiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geschoben oder unter Umständen auch gestoßen (d. h. regiert oder auch despotisirt) wird.

Im Ernste zu reden, das konstitutionelle System, dieser zweischlächtige Bastard, dessen Vater der Betrug und dessen Mutter die Heuchelei, ist zwar eine häßliche, aber, wie es scheint, nothwendige Sprosse der unendlichen Leiter von Täuschungen und Enttäuschungen, mittels welcher die Menschheit mühsälig schneckenschrittlich zur Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Gesellschaft muß durch diese Entwickelungsphase, durch diese Wüste, wo alles auf eine wechselseitige Berückung und Ueberlistung zwischen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnsucht nach einem gesunderen und sittlicheren socialen Princip zu gelangen. Diese Sehnsucht wird und kann jedoch zunächst nur in wenigen auserwählten, klaren und energischen Geistern Wurzeln schlagen und Keime treiben, womit angezeigt ist, daß der Konstitutionalismus keineswegs, wie die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des

Digitized by Google

Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses nichts gemein hat, geschweige mit dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschrittes der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wußten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz" unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie mußte bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden socialen Elementes, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber,

Digitized by Google

wie bekannt, für dieſe das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingange des großen Staatsmannes, welcher, der erſte, den ſocialpolitiſchen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, verſuchten zwar Junkerei und Pfafferei ſein Werk wieder zu vernichten. Aber ſo tüchtig war es begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, ſtark genug waren, daſſelbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine ſchlechtdurchgeführte Traveſtie des mittelalterlichen Feudaliſmus geweſen iſt, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitſammen gerade die rechten Leute, um den Boden der franzöſiſchen Societät für die Inthroniſirung des abſoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazariniſchen Regentſchaft und der erſten Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegenſätzen aufzuweiſen. Die verſcheidende Feudalität und die aufwachſende Autokratie ſpielten in kontraſtvollen Farben. Auffallen muß vor allem, daß ein gewiſſer religiöſer Zug durch die ganze Geſellſchaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klaſſen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Moraſt einer allgemeinen Verderbniß hinabſanken. Was trieb, ſchob und ſtieß ſich da alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jeſuiterei, dort die düſterfanatiſche Theorie des Janſeniſmus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und, überall der Menſchheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarſcharf zugeſchliffene Stoßdegen oppoſitioneller Ironie in der Hand Paſcals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Boſſuets im Sinne katholiſcher Orthodoxie alle ketzeriſchen Regungen und Bewegungen ſcheinbar ſiegreich niederorgelnd. Sehr nur ſcheinbar freilich. Denn überall kündigte ſich bei näherem Zuſehen in dem

Digitized by Google

Frankreich des 17. ſchon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchſten Luftſchichten der geiſtigen Atmoſphäre war ſchon etwas wie Voltaireiſmus, ja ſogar ein Vorſchmack von Jakobiniſmus. Denn ſeht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantaſie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoiſie und Galanterie ganz in dem Sinne der ſtrikten Lehre vom unbedingten Deſpotiſmus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur ſelbigen Zeit ſchreibt Fénélon ſeinen Telemaque, worin der treffliche Erzbiſchof von Cambray gegen die Ausſchreitungen und Zuchtloſigkeiten der unumſchränkten Gewalt mit einer Kühnheit ſich erhebt, daß man mitunter ſchon den Verfaſſer des Contrat ſocial reden zu hören glaubt. Und wie viel religiöſen, politiſchen und ſocialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philoſophiſchen und theologiſchen Spekulation, wie an der Bewegung der ſchönen Literatur, war in der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft eine ſehr lebhafte. Drüben in Portroyal ſuchten Einſiedler und Einſiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den ſchwarmgeiſtigen Gedanken der Möncherei des Urchriſtenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris verſammelten ſich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten“ (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique“ zu diſkutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritiſch zu befraubaſen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten iſt, daß es in ſeiner Tiefe von dieſen „pretiöſen“ Damen und Herren ſchwerlich gefaßt worden. Corneille, in ſeinem Weſen noch ganz Romantiker, hat dem ſcheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der franzöſiſchen Klaſſik aufgedrückt. Racine dagegen iſt der Verherrlicher der modernen Abſolutie und Deſpotie und doch auch ſchon ihr Züchtiger. Wenigſtens ſein Meiſterwerk Athalie iſt geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatiſche Strafpredigt.

Digitized by Google

Indessen veranschaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem sehr deutlich den wesentlich aristokratisch-exklusiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obschon er ein Hofkomödiant war und zunächst nur zur Ergötzung der vornehmen Kreise schrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der wesentlich bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einflusse, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert wenig oder nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Kynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu et ses cendres au vent; de sorte que nous la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés." Man sieht, hier ist keine Spur von sittlicher Entrüstung, sondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich frostigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarsten französischen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarste, also über den Ausgang einer schamlosen Metze und grauenhaften Giftmörderin sich auslassen mochte, so wird man es weniger befremdend finden,

Digitized by Google

daß die berühmte Courtiſane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche ſie, ein ſittengeſchichtlicher Typus, wirklich gemacht hat [1]).

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiſelle de Lenclos genannt, iſt am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daſelbſt am 17. Oktober 1705 geſtorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigſte Epochen der Geſchichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazariniſche Regentſchaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Deſpoten. In der erſten dieſer Epochen war ſie geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil nam-

---

1) Die Materialien zu meiner Skizze ſind aus dieſen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736 — 75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom. I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2. édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V, Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646.

Digitized by Google

haften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspasia oder Leontion von Schön- und Freigeistern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beste Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenseleganz und sogar durch eine so äußerst vorsichtige Gleißnerin, wie die Maintenon gewesen ist, ausdrücklich als die trefflichste Lehrmeisterin der Geselligkeitskunst und des guten Geschmackes anerkannt. Selbst der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich sehr wenig geneigt war, von irgendeinem menschlichen Wesen, welches unter dem Rang eines Herzogs und Pair, gutes zu sagen, hat mit Wärme, ja fast mit Bewunderung über Ninon sich ausgelassen: „Diese berufene Courtisane ist ein Beispiel, welche Triumphe das Laster feiern kann, wenn es mit Geist getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt ist. Denn man darf sagen, daß Ninon, abgesehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtschaffenheit gewesen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité). Sie war uneigennützig, verschwiegen und zuverlässig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn sie hatte stets nur einen Liebhaber à la fois, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich."

So der gestrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein so zusammenfassendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquise de Sévigné besitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas sehr anders. Man muß aber auch gestehen, daß die gute Marquise alle Ursache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu sein. Madame war vierundzwanzigjährig, schön, geistvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübschen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch schon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame so zu sagen ein böser Genius wurde, der sie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte sie auch

Digitized by Google

den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geschah ein Unerhörtes; denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva“), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit“, als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgendein französischer Gentilhomme von damals. Den einzigen Vorzug, welchen er besaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenspiel, übertrug er frühzeitig auf sein einziges Kind. Aber er übertrug auf Nenchen auch die eigenen frivolen Anschauungen und laxen Grundsätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Fassen und Führen des Daseins. Als er eines nicht sehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in bescheidenen, aber anständigen Vermögensverhältnissen zurücklassend, hatte seine Erziehungsmethode schon so gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf bessere Wege zu bringen, fehlschlugen.

Ninons leibliche und geistige Entwickelung war eine frühzeitige. Als sie, mit ihrem Zeitgenossen Tallemant des Réaux zu sprechen,

Digitized by Google

„une fille grandette“ geworden, hatte sie das weltlich-skeptische Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, schon vollständig inne. Sie besaß überhaupt eine nicht gemeine literarische Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geistes wegen ihr Gespräch gesucht; schon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und schlagfertigen Witzes durch die Salons. Meisterin auf der Laute, entzückte sie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit sie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verstand. Alle diese Vorzüge verschafften dem reizenden Backfisch Zutritt in die glänzendsten Gesellschaftskreise des Marais, damals, wie bekannt, das aristokratisch-modische Quartier der französischen Hauptstadt.

Ninon war keine jener sogenannten regelmäßigen Schönheiten, deren Name in der Regel Fadheit ist. Es herrscht sogar unter den gewichtigsten Zeugen keine Uebereinstimmung über die Frage, ob Mademoiselle überhaupt eine Schönheit gewesen. Ganz schroff stehen sich die Zeugnisse von Guyon de Sarbière und von Tallemant gegenüber. Denn der erstere sagt: „Ninon war schön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen —“ der andere: „Viel Schönheit besaß sie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments).“ Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erscheinung unbefangen zusammen, so geben sie dieses Mosaikbild: — Hochgewachsen und schlank, war ihre Gestalt von vollkommen harmonischen Verhältnissen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feste und dauernde Gesundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadellosem Oval, ihres Halses, ihres Nackens, ihrer Brust von blendender Weiße waren höchst anmuthig. Der Reichthum ihres kastanienbraunen Haares kontrastirte schön mit dem Tiefschwarz ihrer prächtig geschweiften Brauen, welche sich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren stralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern ver-

Digitized by Google

schleiert und gemildert ward. Das Lächeln des rosigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeschreiblicher Magie, welche nicht gemindert, sondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher sich allerliebst um die Mundwinkel schlängelte. Alle ihre Zeitgenossen haben an Ninon den seelenvollen Blick, das genialisch-belebte Mienenspiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede gepriesen, welche mit das Schönste und Beste an den Frauen ist, aber nicht eben im Besitze von gar vielen sich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend besaß Mademoiselle in hohem Grade: — ihr Anzug war stets von eleganter Einfachheit und ausgesuchter Frische, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit sehr charakteristischer Widerspruch: — die Courtisane Ninon war als das Muster des Anstandes, des guten Geschmackes und Tons in der besten Gesellschaft so unwidersprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als sie schon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigsten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, sondern vielmehr zur Empfehlung gereichte, zur Zeit, als sie noch Frau Scarron gewesen, in so vertrauter Freundschaft mit Ninon gelebt zu haben, daß sie häufig in demselben Bette mit der Liebeskünstlerin geschlafen hatte. Diese sprach sich später mit gewohnter Kühnheit über die so hoch gestiegene Freundin also aus: „In ihrer Jugend ist sie tugendhaft gewesen aus Einfältigkeit. Ich wollte sie davon heilen, allein sie war zu gottesfürchtig.“ Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung stets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte diese übrigens keineswegs, mit der Courtisane in Verkehr zu bleiben und dieselbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère.“

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Tone Vorstellungen, welche uns mitunter absonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligster

Digitized by Google

Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur sehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr drastisch oder witzig als verschämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, lassen sich jetzt gar nicht mehr nachschreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame läßt sich erzählen. Sie hatte sich durch das Anbringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen lassen, ihrem liederlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen gesetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ sie sich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgschaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr sagte: „Madame, eine verständige Frau sollte niemals so große Summen auf den Kopf ihres Mannes setzen" — gab die liebenswürdige Getadelte rasch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts anderes auf den Kopf meines Mannes setze, wer kann mir's übelnehmen?"

3.

Ihr bescheidenes, aber ausreichendes Erbtheil setzte Ninon in den Stand, anständig zu leben, und sicherte ihr die Unabhängigkeit, deren sie bedurfte, um die freie Liebeskünstlerin darzustellen. Trotz ihrer persönlichen Uneigennützigkeit, welche unbestritten ist, stand sie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börsen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es sich darum handelte, ihrem großmüthigen Hange zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hange, welcher sie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgespräch theilte die Verehrer der Courtisane in drei Klassen ein:

Digitized by Google

— in Zahler, Märtyrer und Begünstigte („payeurs", „martyrs" et „favoris"). Die Mitglieder der ersten Klasse brachten es keineswegs immer, sondern sogar nur selten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantalusse, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundschaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn so ein armer Schmachtbruder darnach trachtete, aus einem „Martyr" ein „Favori" zu werden, pflegte ihm Mademoiselle vertröstend zu sagen: „Attends mon caprice!" — aus welchem Trostworte wiederum recht deutlich zu ersehen, daß die französische Sprache in Wahrheit eine „galante" ist; denn sinngetreu verdeutscht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice" gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebschaft oder mit Liebhaber. So sagte sie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigsten, fünfundzwanzigsten Caprice." Uebrigens wußte sie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübsch abfahren zu lassen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendome, welcher schlechte Verse und ungeheure Schulden machte, bewarb sich um Ninons Gunst und sandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umsonst", die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas" —

worauf Mademoiselle dem unverschämten Erzschuldenmacher umgehend mit dieser Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en emprunta is-tu pas?"

Digitized by Google

Kleinhändler mit sittengeschichtlichen Kuriositäten haben darüber gestritten, wer das ungestüme Feuer von Ninons Temperament zuerst angefacht habe. Die einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Étienne, sei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen gewesen, welcher er die Ehe versprochen habe; die andern, der Graf Gaspard de Coligny, später Herzog von Chatillon, habe sie um ihre Unschuld betrogen. Einem Gerüchte zufolge, welchem Segrais sowohl als Voltaire thatsächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiselle Anne de Lenclos von einem Manne höchsten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als sie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waise geworden, gerade ihr sechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der ersten Courtisane ihrer Zeit und ihres Landes, soll dabei die Kupplerin gemacht und ihrer Nachfolgerin von seiten des Kardinals als Preis der ersten Gunstgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieser Umstand macht die Sache sehr zweifelhaft; denn die rothe Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, so auch mit den eigenen sehr haushälterisch um und wußte ihren „Capricen“ in weit wohlfeilerer Weise genugzuthun.

Gewiß ist, daß Ninon im Alter von sechszehn Jahren ihre selbstständige Stellung in der pariser Gesellschaft nahm und dafür sorgte, daß die Skandalchroniſten und Skandalchroniſtinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiselle's „Zahlern“, „Märtyrern“ und „Favoriten“ förmlich Buch führten, sattsame Arbeit bekamen. Dessenungeachtet hatte die exkluſive Gesellschaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erst dann etwas einzuwenden, als diese, verleitet durch ihre drei sich ablösenden Liebhaber Miossens, Charleval und D'Elbène, sich beigehen ließ, ihren lustigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräisch-freigeistigen Philosophie zu verbrämen. Denn die „Gesellschaft“ ist zwar allzeit geneigt, die Kühnheit des Lasters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu

Digitized by Google

verzeihen. Und dies iſt ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Menſch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpfe der Ausſchweifung mit etwelchem Anſtand herumzuplatſchen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit ſich zu erheben.

Mesdames les „Precieuſes" im Marais fanden demzufolge, daß die ſchöne Lautenſchlägerin und grazöſe Sarabandetänzerin doch allzu emancipirt ſei, und gaben ſich große Mühe, die „gottloſe" Konkurrentin, um welche ſich die glänzendſte Jugend und das reichſte Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächſt wenigſtens aus dem ariſtokratiſch-modiſchen Quartier. Darauf bezieht ſich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais", worin der boshafte Lahme Ninon alſo anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,
Charmant esprit, belle Ninon,
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,
Était sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle."

Die kecke Liebeskünſtlerin machte ſich aber nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und laſterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten ſich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiſelle" und als ſolche, den Anſchauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterſtellt ſei. Man erwirkte alſo bei der Königin-Regentin Anna d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie las dieſe „Lettre de cachet" und ſagte dann.

Digitized by Google

ernsthaft zu dem Gefreiten, welcher dieselbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Klosters anheimzustellen, so werde ich mich in das der Kapuziner begeben.“ Der verblüffte Gefreite hinterbrachte diese Lencloserie der Königin und diese soll den Spaß so belustigend gefunden haben, daß sie Mademoiselle in Ruhe ließ. Einer andern und bessern Lesart zufolge hätte es der Dazwischenkunft so mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um sie vor dem Kloster zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als seine Karrosse auf dem Korso dem Wagen der Courtisane begegnete, halten ließ, ausstieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Klosterhandels war noch davon die Rede gewesen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern“ (filles repenties) zu sperren. „Das wäre doch sehr ungerecht — spottete sie — maßen ich weder mehr Jungfer noch schon reuig bin.“

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindseligkeiten zu reizen, übersiedelte Mademoiselle aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte sie sogar an eine Uebersiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs speis'ten eines Tages während der Fasten bei ihr. Einer der Gäste warf einen Geflügelknochen zum Fenster hinaus und dieser knöcherne Beweis des Nichtfastens fiel unglücklicher Weise dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Nase. Seine beleidigte Hochwürden stieß sofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und seine Herren Confratres wußten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat so erschrecklich aufzustaffiren, daß

Digitized by Google

bei Hofe abermals und zwar sehr ernstlich von der Einklosterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „schwindeln" ist bekanntlich zu allen Zeiten eifrigst konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenstroms und des Orinoko das wahre „El Dorado" entdeckt haben wollte und mit dieser Entdeckung glücklich ein Auswanderungsfieber grassiren machte, welches sogar den lahmen Scarron ergriff, so sehr, daß der arme Teufel von Poet seine mühsälig gemachten kleinen Ersparnisse auf Nimmerwiedersehen in den Schlund des Eldoradoschwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon sich einschiffen, allein zum Glücke für beide verzögerte sich ihre Einschiffung zufälliger Weise so lange, bis Nachrichten von dem unsäglichen Elend einliefen, welches eine erste Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwischen war es Mademoiselle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittels Geldes das Hühnerknochenskandalum zu vertuschen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das lustige Paris zu verlassen, sondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In diese Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an dessen Stelle sehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Diesem schrieb sie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit ist (c'est l'infini pour moi)." Unter den gleichzeitigen „Märtyrern" der Liebeskünstlerin stößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth deßhalb auf, weil dieser würdige Priester das Original von Molière's Tartuffe gewesen sein soll. Als der Heuchler Mademoiselle seine Liebe erklärte und sie sich über ihn lustig machte, berief er sich darauf, daß ja auch verschiedene Heilige zärtlichen Gefühlen sehr zugänglich gewesen seien. Im übrigen war diese Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtisaneschaft. Sie wurde in Prosa und in Versen gefeiert. In Prosa, indem man ihre „Honnêteté" pries, „parce qu'elle

Digitized by Google

n'avait jamais plusieurs amants à la fois.“ In Verſen, von denen die folgenden zu den am wenigſten feurigen, aber mittheilbarſten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate et tout sage et tout bon
N'a rien dit qui tes dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale.“

Es war damals in Paris noch nicht Stil, die Proſtitution mit dem Nimbus romantiſchen Brillantfeuers zu umgeben und Courtiſanen als „Fleurs de Marie“ oder unter ähnlichen ſeraphiſchen Namen ſo zu ſagen heilig zu ſprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon beſungen haben, iſt es eingefallen, ſentimentaliſch und pathetiſch von ihr zu reden. Sie ſuchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenſtand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Kyniſmus hinwerfen dürfe, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie darüber ſtolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konſorten wenigſtens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetiſchem Tone von Mademoiſelle zu ſingen und zu ſagen.

Wunderlicher Weiſe nämlich wurde Ninons letzte „Caprice“, welche eine ſo zu ſagen officielle Einregiſtrirung gefunden, für ſie zu einer Paſſion, ja zu einer wirklichen Leidenſchaft im deutſchen Sinne. Sie hatte ihr dreißigſtes Jahr ſchon um mehrere Jahre

Digitized by Google

überſchritten, als ſich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunſt bewarb und zwar mit ſolchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünſtlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, ſchnitt ſie ſich ihre wunderſchönen Haare ab, zum Zeichen, daß ſie nicht ausgehen und niemand empfangen wollte, bevor er geneſen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in ſeine Mutter, die er nicht als ſolche kannte, ſich verliebt habe. Als ſie ihm aber das Geheimniß ſeiner Geburt geoffenbart, habe er ſich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es läßt ſich für dieſes tragiſche Nachſpiel zu Ninons Liebſchaft mit Villarceaux kein feſter Beweis beibringen und viel beſſer bezeugt iſt ein komiſches Zwiſchenſpiel in dieſem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter, der Frau Marquiſe, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?“ Antwort: „Nimrod.“ Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?“ Antw.: „Ninum.“ „Was, Ninon?“ ſchrie die mit Recht eiferſüchtige Marquiſe wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!“ .....

Die Franzoſen ſprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen“ par excellence, wie ſie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abſcheulichen Deſpoten, mit Emphaſe den „großen König“ zu nennen. Einer jener franzöſiſchen Boudoir-Hiſtoriker, wie das zweite Empire ſie hervorbrachte, Monſieur Renée, hat auch keck lich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er ſich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Paſſionen und Sitten“, habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie iſt es denn gekommen, daß die franzöſiſche Ariſtokratie ſich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienſchaft, als welche ſie

Digitized by Google

unter dem vierzehnten Ludwig erscheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandensein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen" Jahrhunderts, wie Monsieur Renée selber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Mog-lern und Moglerinnen gewesen sind? Was für eine bodenlose Zuchtlosigkeit und welche erzstirnige Ruchlosigkeit im Schoße der französischen Gesellschaft von damals großgewachsen, bezeugt sattsam das Ausbersten von socialen Pestbeulen, wie der Proceß der Marquise de Brinvilliers eine und der Proceß der Hebamme La Voisin (1680) eine andere gewesen, — das Ausbersten von Pest-beulen, welche furchtbar bewiesen, daß die Messalinen und Lokusten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt waren.

Digitized by Google

Ein verzauberter Kurfürst.

My Muse by no means deals in fiction;
She gathers a repertory of facts,
And that's one cause she meets with contradiction:
For too much truth, at first sight, ne'er attracts;
And were her object only wath's call'd glory,
With more ease too sh'ed tell a different story.
Byron.

1.

Donnerstags den 12. April 1694 ging vom sogenannten fürstenbergischen Hause an der Elbebrücke aus ein prächtiger Leichenzug durch die Straßen von Dresden.

Schwarz gekleidet, mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, bildete die Bürgerschaft der Hauptstadt von Kursachsen Spalier, wie ihr „bei Strafe" befohlen worden war. Sie mußten lange stehen und warten, diese guten, geduldigen, in echtlutherischer Gottes- und Fürstenfurcht gezeugten, geborenen und erzogenen Bürger von Dresden; denn erst zur achten Abendstunde setzte sich der Leichenkondukt in Bewegung in dem Scheine der an den Straßenecken lodernden Wachtfeuer und der von acht zu acht Schritten längs der Straßen brennenden Pechfackeln.

Den Zug eröffneten sechs Hofdiener in langen schwarzen Mänteln, weiße Wachsfackeln tragend. Folgten zwei Marschälle

Digitized by Google

mit schwarzen Stäben. Diesen zweiundsechzig Schüler mit langen Flören und weißen Wachslichtern. Dann kam der Hausstand der Verblichenen: Hofmeister, Stallmeister, Kammerjunker, Pagen, Lakaien, der „Kammermohr" und der „Kammertürke", alle langbemantelt und in einer wahren Wolke von Flor wandelnd. Hinter diesem Gesinde der sechsspännige Leichenwagen, mit fürstlichem Pomp geschirrt und geschmückt. Wappenschilde hingen an beiden Seiten des mit schwarzem Sammet überzogenen Sarges. Dem Leichenwagen zur Seite schritten Hofherren mit weißen Wachsfackeln und hintendrein ritten zwei Marschälle. Hierauf folgte die vergoldete Staatskarosse, in welcher der Kurfürst Johann Georg der Vierte in tiefer Trauer saß. Neben der Karosse gingen sechszehn Trabanten mit schwarzen Hallbarten, von welchen silberne Troddeln niederhingen. Wieder zwei Marschälle. Dann der Bruder des Kurfürsten, der Herzog Friedrich August, später als August „der Starke" Europa mit dem Rufe seiner Laster erfüllend, in sechsspänniger Kutsche, von Wachslichter tragenden Trabanten und Pagen umgeben. Abermals zwei Marschälle. Hierauf der Oberhofmarschall von Haugwitz in zweispänniger Kutsche, der Kammerherr von Reitschütz in einem schwarzüberzogenen Einspänner, vierundfünfzig zweispännige Wagen, angefüllt mit Kavalieren und Hofleuten; endlich zum Schlusse sechs Lakaien mit Fackeln.

Alle Glocken der Stadt begannen zu läuten, sowie die Procession sich in Bewegung setzte. Bei ihrem Vorüberkommen präsentirten die Bürger das Gewehr. Sie ging über den Neumarkt und von da durch die große Frauengasse und die große Brüdergasse in die Sophienkirche. Hier wurde der Sarg vor dem Altar niedergesetzt, um unter Choralgesang „eingesegnet" zu werden. Dies geschehen, wurde er in das Gruftgewölbe hinter dem Altar gebracht, wo verschiedene Mitglieder der kurfürstlichen Familie bestattet worden waren.

Und wem zu Ehren wurde denn dieser Begräbnißprunk auf-

Digitized by Google

gewendet? Wer war die Todte, welche man so pomphaft in eine Fürstengruft geleitet hatte?

Eine Metze.

2.

Wollen wir Deutschen an der Geschichte unseres Landes Freude haben, so müssen wir uns vorzugsweise an die kulturhistorischen Kapitel derselben halten. In diesen treten die herrlichen Gaben und edlen Eigenschaften unseres Volkes leuchtend hervor: die hohe Intelligenz, die rege Phantasiethätigkeit, das reiche Gedankenleben, der stille Fleiß, die unermüdliche Arbeitslust, die pflichtbewußte Wirthschaftlichkeit und der strenge Ordnungssinn — alles durchzogen von jenem poetischen Hauche, welcher in dem vielverspotteten und doch einzigschönem Worte „Gemüth" seinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat. Dieses Seelenvolle, dieses „Gemüthliche" der deutschen Kulturarbeit war es auch, welches dieselbe über rassenhafte und nationale Beschränktheit hoch hinweggehoben und weit hinausgetragen und dem Deutschthum im Hochsinne seiner Bedeutung einen wesentlich weltbürgerlichen Charakter verliehen hat. Alle unsere wahrhaft großen Männer, unsere wirklichen Helden waren Weltbürger.

Zu solchen sie zu machen half allerdings auch der Anblick der einheimischen staatlichen Zustände. Wen hätte das Bild des Heiligen-Römischen-Reichsweichselzopfes nicht anwidern sollen? Statt in dem Krähwinkel der engen Heimat Philister zu sein, wollten denkende, wissende und fühlende Menschen in dem Idealstaate der weiten Welt Bürger werden. Aus der jammerhaften Knechtseligkeit deutschkleinstaatlicher Wirklichkeit retteten sich die Lessing und Kant, Göthe und Schiller in die Freiheit eines kosmopolitischen Wolkenkukuksheims.

Die Lesung der politischen Geschichte unseres Landes ist für

Digitized by Google

einen Deutschen von Geist und Herz eine Marter. Falls der gute Abbé Grégoire diese Geschichte gekannt hätte, würde er seinen berühmten Spruch „L'histoire des rois est le martyrologe des peuples“ — zweifelsohne also ins Deutsche übersetzt haben: — Die Geschichte der deutschen Staaten und Stäätchen ist durchschnittlich nur die Skandalchronik der Laster und Frevel der deutschen Despoten und Despötchen. In den unendlichen Reihenfolgen von deutschen Fürsten und Fürstlein fällt das ermüdete Auge selten auf einen, auf dessen Person und Thun es mit Wohlgefallen ausruhen kann. Es ist denkwürdig, zu sehen und zu sagen, daß und wie in der Regel die guten Gaben, Vorzüge und Tugenden der deutschen Rasse auf den oberen und obersten Sprossen der socialen Leiter mehr und mehr, ja ganz und gar sich verloren haben. Dem dünkelhohlen und schamlosen Uebermuthe droben entsprach dann die niederzüchtige und schamlose Unterthänigkeit drunten. Zwischen diesen beiden Extremen mitteninne hielten sich in zwei unter sich wiederum scharf getrennten Abstufungen ein bettelhafter Hof- oder roher Krautjunkeradel und ein verkrähwinkeltes Spießbürgerthum.

Die sogenannte Reformation des 16. Jahrhunderts hat auf das staatliche Leben Deutschlands keineswegs verjüngend und veredelnd eingewirkt. Das Lutherthum ist von seiner dogmatischen Fixirung an, welche etwa mit dem Aufenthalte seines Stifters auf der Wartburg zusammenfällt, eine Doktrin der Knechtschaffenheit gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein in der Wolle gefärbter Lutheraner kann niemals ein freier Mensch und Bürger werden. Die lutherische Bonzenschaft ist darum der Freiheit des Menschen und dem Selbstbestimmungsrechte der Völker noch gefährlicher als die römische. Die Muckerei entmenscht, entbürgert und versklavt die Leute noch viel nachhaltiger als der Ultramontanismus. Katholische Franzosen, Italiker, Spanier können vielleicht mit der Zeit Republikaner werden, preußische Stockluteraner und schwäbische Pietisten niemals.

Digitized by Google

Eine Vergleichung der protestantischen Höfe des 16. und 17. Jahrhunderts mit den katholischen zeigt die Fabel von dem veredelnden Einfluß der Reformation sofort als solche auf. Hat es jemals einen jesuitischeren Politiker gegeben, als der „Hort des Protestantismus", Moritz von Sachsen, einer gewesen ist? Seine Tochter Anna, welche der schweigsame Oranier zu heiraten so unglücklich war, machte sich als die größte Söfferin ihrer Zeit verrühmt. Die „alamodische" Ausländerei, das aus Sodom stammende „welsche" Laster, die rasende Vergeudung, das französische Maitressenwesen — alle diese Zuchtlosigkeit fand an den protestantischen Höfen Deutschlands noch früher Aufnahme und eifrigere Pflege als an den katholischen. Der Kurfürst Joachim der Zweite von Brandenburg war der erste deutsche Fürst, welcher die Kebsenwirthschaft schon ganz im Stile des „Hofes der Lilien" trieb. Am Hofe von Kassel ging um 1615 eine Lüderlichkeit im Schwange, welche mit teutonischer Rohheit pariſische Raffinirtheit vereinigte. Eine geradezu schweinische Völlerei tobte etliche Jahre früher am Hofe des Kurfürsten Christian des Zweiten von Sachsen, den die Unzucht zum Krüppel gemacht hatte und der sich schließlich zu Tode soff. Am Hofe von Hannover nahm das Galanterie-Stück Graf von Königsmark und Kurprinzessin Sophia Dorothea im Jahre 1694 einen grausenhaften Ausgang. Wo blieb denn, darf man billig fragen, in alledem die aus der angeblichen „Vertiefung" des religiösen Sinnes entsprungene vielgepriesene „sittlichkräftigende" Wirkung der Reformation? Die Wahrheit ist, daß jeder Vorschritt zu einer vernunftgemäßeren Anschauung wie zu einer geläuterteren sittlichen Lebensführung dem protestantischen Christenthum ebenso tapfer abgekämpft werden mußte wie dem katholischen.

In demselben Jahre, wo im Schlosse von Hannover der Buhler der Kurprinzessin auf Betreiben der Maitresse des Kurfürsten (Gräfin von Platen) seine „galante" Laufbahn in einer Blutlache endigte, gab in Dresden das Ableben der kurfürstlichen

Digitized by Google

Maitresse das Signal zum Ausbersten eines Skandals, welches ebensosehr die Sittenlosigkeit als den simpelhaften Afterglauben der vornehmen Kreise bloßlegte.

3.

Am 8. Februar von 1675 wurde dem Herrn Rudolf von Reitschütz von seiner Frau Ursula Margaretha von Haugwitz ein Töchterlein geboren, welches die Namen Magdalene Sibylle erhielt [1]). Die Kleine wuchs in Dresden auf und kam in Folge der Stellung ihres Vaters, welcher unter dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten Generalwachtmeister und Kommandant der Reitergarde war, von Kindheit an in häufige und vertrauliche Beziehungen zum Hof und zu den höfischen Kreisen. Der Herr von Reitschütz war allem nach ein Baron im lateinischen Sinne des Wortes und geht uns weiter nichts an, maßen er sich in das Listen- und Lüsteleben seines Weibes und seiner Tochter nicht gemischt hat [2]). Frau Ursula Margaretha dagegen ist eine Charakterfigur

---

1) C. Chr. C. Gretschel: Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, 1841 fg. Lettres historiques 1794. J. Fr. Klotzsch: Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, 10. Bd. 1775. Büsching: Magazin für n. Historie und Geographie, Bd. 8, S. 461 fg. Hasche: Magazin, Bd. 3. Journal für Deutschland, Jahrg. 4, S. 304 fg. Schletter: Annalen der Kriminalrechtspflege, Jahrg. 1849, Decemberheft. Bülau: Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, Bd. 3, S. 1 fg. Vehse: Geschichte der deutschen Höfe, Bd. 31.

2) Bei Büsching heißt er ein Mensch „von gar schlechten Qualitäten", welcher, was er geworden, durchaus nur dem Einflusse seiner Frau bei Hofe zu verdanken hatte. Anderwärts wird er ein „stattlicher Kavalier" genannt, welcher gut zu „courtoisiren, zu turniren und zu bankettiren" verstand.

Digitized by Google

der aristokratischen Sittenverderbniß von damals. Galant, intrikant, kupplerisch und habsüchtig verband sie mit diesen Eigenschaften den rohesten Aberglauben. Selbstverständlich jedoch war sie, obzwar ein wahres Laster von Weib, geehrt und beschmeichelt, so lange ihre Glückstage währten, und ebenso selbstverständlich suchten sich die Menschen für die eigene Gemeinheit an ihr zu rächen, sowie sie von der dem Mißgeschicke Verfallenen nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hatten. Dann machte sich der Klatsch in seiner ganzen Unerbittlichkeit über sie her und beschuldigte sie unter anderem auch, die Buhlerin des Kurfürsten Johann Georgs des Dritten gewesen zu sein und von diesem ihre Tochter Magdalene Sibylle empfangen zu haben — eine Beschuldigung, welche wohl nur aus der Begierde erfloß, die Skandalgeschichte dieser Tochter zu einer himmelschreienden zu superlativisiren, indem man die Maitresse Johann Georgs des Vierten zu seiner Schwester machte.

Die junge Sibylle — (Billchen hieß sie in der Familie und wurde sie später auch von ihrem kurfürstlichen Liebhaber genannt) — wurde von ihrer Mutter ganz im Sinn oder Unsinn der französischen Galanterie erzogen, welche vom bourbonischen Hofe her ihre verpestenden Miasmen über Europa ausströmte. Das Resultat entsprach der Methode. In einem plastisch gebauten, wie zur Wollust geschaffenen, frühzeitig, ja vorzeitig entwickelten Körper eine leichte, lockere, lüsterne Seele, ohne alle höhere Bildung, nicht einmal des allergewöhnlichsten Liebebriefstils mächtig, ganz ohne sittlichen Halt, gemeindenkend, nur auf materiellen Luxus und sinnliches Vergnügen gerichtet, war das dreizehnjährige Nichtkind eine vollendete Kokette, welche statt mit Puppen mit Liebhabern spielte und zwar — mit einem unserer mittelalterlichen Novellisten in Versen zu reden —

„als man in der werlde pflit
ze spilen mit der minne".

Digitized by Google

Sibylle war schön, aber schön wie die Sünde. Ihre Schönheit war das Gegentheil von Mädchenhaftigkeit. Ihre Stirne war hübsch gebaut, aber man sah derselben leicht an, daß auf ihr niemals die „holde Scham" gethront

„Mit jenem weichen Schmelz, der wie ein Duft von Rosen
Um keusche Mädchenstirnen fließt" —

sondern diese Stirne trug den Stempel frecher Ueppigkeit und harmonirte vollständig mit den großen, wollüstig schwimmenden Augen und mit den begehrlich geöffneten Lippen. Ueber dem ganzen Gesicht lag der Ausdruck geistiger Unkultur und Trägheit wie ein leichter Flor. Dieses Mädchen, welches nie Kind gewesen, konnte mit seinen üppigen Formen, mit seiner ganzen auf den Sinnenreiz angelegten Erscheinung für eine Verkörperung des Ideals einer Odaliske gelten. Der arme König Lear würde sie sicherlich sofort unter jene Weiber eingereiht haben, von welchen er, aus der gebundenen Redeweise in die ungebundenste überspringend, sagte:

„Down from the waist they are centaurs,
Though women all above:
But to the girdle do the gods inherit,
Beneath is all the fiends; there's hell, there's
darkness, there is the sulphurous pit, burning,
scalding, stench, consumption — fye, fye, fye!"

In welchem Rufe die fünfzehnjährige Sibylle stand, erhellt schon daraus, daß, als eines Tages auf dem Taschenberge der oberflächlich begrabene Leichnam eines neugeborenen Kindes gefunden wurde, die öffentliche Meinung von Dresden ganz allgemein das Fräulein von Neitschütz als die Mutter dieses unmittelbar vor oder nach der Geburt getödteten Kindes bezeichnete. Hinsichtlich des Vaters dieses angeblichen Jungfernkindes war man weniger einig, indem einige glaubten, der Monsieur Saladin, französischer Sprachlehrer Sibylle's, sei der Uebelthäter, andere dagegen behaupteten: „Nein, der Herr Oberst und Oberkriegskommissarius

Digitized by Google

Klemm hat es gethan." Soviel ist gewiß, daß der letztgenannte Kavalier von den redseligen Dresdenern als derjenige bezeichnet wurde, welcher der dreizehn- oder vierzehnjährigen Sibylle etwas genommen habe, was einem mittelalterlichen Scholastiker zufolge der Herrgott selbst nicht wiederzugeben vermag. Zwei andere Hofherren, der Oberhofmeister von Haxthausen und der Kammerjunker von Bitzthum, schienen sich mit ernsteren und ehrenhafteren Absichten dem Quasi-Fräulein nähern zu wollen. Mutter und Tochter unterließen auch nichts, diese Freier zu ermuthigen. Jene ging sogar Hexer und Hexinnen um Rath an und verübte mit Hilfe derselben allerhand blödsinnig-zauberische Praktiken, um ihre Tochter ins haxthausen'sche oder vitzthum'sche Ehebett zu befördern. Allein diesmal kleckte weder der Schönheitzauber der jungen noch der Hexenzauber der alten Reitschütz. Die Freier zogen sich zurück und den Grund hat wohl Bülau richtig angegeben in seiner Frage: „Widerte vielleicht die beiden Herren bei näherer Bekanntschaft das wollüstige Kind an und fürchteten sie, in Sibylle keine reine Gattin zu erhalten?"

Möglich ist aber auch, daß die beiden Höflinge einem Nebenbuhler, welcher nicht viel später dem Fräulein zu hofiren begann, keine Konkurrenz machen wollten, nämlich dem Kurprinzen Johann Georg. Sobald dieses Wild sich zeigte, gaben Mutter und Tochter die Jagd auf Haxthausen und Bitzthum sofort auf und mitsammen rüsteten und richteten sie alle Netze, Fallen und Köder, über welche ausgelernte Koketterie und abgefeimte Kuppelei zu verfügen hatten.

4.

Die Jagd gelang, das Wild ging in die Falle und die beiden Jägerinnen trugen Sorge, die Beute festzuhalten.

Digitized by Google

Es ist nicht mit völliger Sicherheit zu bestimmen, wann die Leidenschaft für das üppige Mädchen den Kurprinzen zu besitzen angefangen hat. Denn förmlich *besessen* war der junge Mann von dem Zauber sinnlicher Reize, welche seiner eigenen starkausgeprägten Sinnlichkeit lockend entgegenkamen. Von seelischen Bezügen war in diesem ganzen Verhältniß, dessen Beginn in das Jahr 1688 zu setzen sein möchte, nie eine Spur. Die bildungslose, hohle Kokette konnte dem Prinzen nie etwas anderes sein denn ein Lustinstrument. Er liebte Sibylle leidenschaftlich, wie — der Kater die Katze und der Spatz die Spätzin liebt. Wahrscheinlich wäre seine Verstrickung nie so weit gediehen, wie sie gedieh, wenn nicht die Kuppelkünste der alten Neitschütz sehr nachgeholfen hätten. Wenigstens sagte Johann Georg eines Tages zu seiner Maitresse: „Billchen, es wäre mit unserer Inklination nicht so weit kommen, wenn nicht deine Mutter gewesen; *die* ist kapable, einem alles zu überreden."

Die Verliebtheit des Prinzen war seinen Eltern sehr anstößig, namentlich seiner Mutter, der ehrbaren und frommen Kurfürstin Anna Sophia. Sibylle's Ruf war schon dermaßen zu Grunde gerichtet, daß, wie erzählt wird, sogar der Herzog Friedrich August an dem Verhältniß sich stieß und, um seinen Bruder zu ernüchtern, zu ihm sagte: „Sei kein Narr! Laß dir kein X für ein U vormachen! *Die* hat schon mancher gehabt, z. B. ich selber." Indeß ist nicht eben wahrscheinlich, daß einer der ärgsten Unzüchtlinge, welche jemals gelebt, sich gedrungen gefühlt hätte, vor der Unzucht zu warnen. Dagegen ist sicher, daß mütterliche Besorgniß es zunächst noch über Unzucht und Kuppelei davontrug. Die Kurfürstin setzte es durch, daß der Kurprinz, um von der jungen Neitschütz abgezogen zu werden, vom Jahre 1689 an seinen Vater auf den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein begleiten mußte. Allein Johann Georg wurde dadurch von seinem Schaden nicht geheilt.

Digitized by Google

Das zeigte sich sofort, als der Prinz vom Sterbebette seines zu Tübingen im September 1691 von einer Lagerseuche weggerafften Vaters weg als Kurfürst nach Dresden zurückgekehrt war. Denn einer der ersten Regierungsakte Johann Georgs des Vierten ist gewesen, daß er ganz à la Louis XIV. die jetzt sechszehnjährige Reitschütz zu seiner Maitresse öffentlich erklärte, was in Sachsen, wo eine derartige Staatsaktion bislang noch nicht vorgekommen war, großes Aufsehen erregte, auch etliches Pamphletiren und Pasquilliren in den oberen, einiges fromme Gemurre in den unteren Gesellschaftschichten zur Folge hatte, selbstverständlich aber im übrigen hingenommen wurde als eine Schickung von Gottes Gnaden. Im Oktober geleitete die edle Mutter Reitschütz ihre nicht minder edle Tochter eines Abends ins Schloß, um Billchen dem Kurfürsten zu überliefern. Es steht aktenmäßig fest und ist von der Dame selber zugestanden, daß sie sich vor das Bett setzte, in welchem der Kurfürst mit Sibylle Hochzeit machte, und daß sie, bevor sie sich entfernte, das Lager „mit gemachten Kreuzen einsegnete". So „sittlichend" hatte das Lutherthum auf Frauen der vornehmen Welt gewirkt!

Natürlich machte die Frau Baronin nicht umsonst die Kupplerin, Zuführerin und Bettsegnerin. Ein kurfürstlicher Gnadenregen von Geschenken aller Art, Juwelen, Leibrenten, Häusern, Landgütern, Aemtern und Würden ergoß sich auf Sibylle und die ganze edle Familie. Der Kurfürst war auch eifrig darauf aus, die Schönheit seiner Favoritin den Leuten zu zeigen, und machte daher Sibylle zur Königin einer ganzen Reihe von glänzenden Festen. Da konnte die Eitelkeit der Dirne in den Huldigungen schwelgen, welche ihr von dem vornehmen Pack und Pöbel dargebracht wurden.

Doch spielte keineswegs der ganze Hof dieses Pack- und Pöbelspiel mit. Man war in Dresden des Skandals einer so frech offenkundigen Maitressenwirthschaft noch zu ungewohnt, um allgemein Gefallen daran zu finden. Auch regte sich gegen das Glück der

Digitized by Google

Reitschütze heftiger Neid. Endlich hatte die Kurfürstin Mutter einen starken Anhang, welcher der Maitresse entgegenstand. Anna Sophia wähnte, mittels eines passenden Ehebundes würde ihr Sohn aus seiner buhlerischen Verstrickung zu lösen sein, und der Kurfürst ging auf nach dieser Richtung hin gewandte Weisungen und Bestrebungen seiner Mutter ein, woraus doch wohl geschlossen werden darf, daß ihn der Umgang mit Sibylle selber nicht ganz befriedigte. Er willigte in eine standesgemäße Heirat, allein die Diplomatie der Kurfürstin Mutter traf nicht die richtige Wahl, als sie zur Gemahlin des Kurfürsten die Prinzessin Eleonore Erdmuthe Luise von Sachsen-Eisenach erkor, seit 1686 Witwe des Markgrafen Johann Friedrich von Anspach. Die Prinzessin war zwar keineswegs schon ganz verblüht, sondern noch hübsch genug, aber doch dreißigjährig und sechs Jahre älter als Johann Georg.

Trotzdem billigte dieser, durch das Zureden seiner Mutter bewogen und wohl auch verblüfft über die Symptome von Mißbilligung, welche die Reitschützerei hervorgerufen, die ihm angesonnene Heirat und schien sogar entschlossen, mit Sibylle zu brechen und die Dirne mit einer Pension von 4000 Thalern abzulohnen. Noch mehr, er sprach von ihr als von einer „Kanaille“ und sagte, das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Taschenberge gefundene todte Kind möge wohl von dieser „Kanaille“ sein. So gestimmt und gesinnt begab sich der Kurfürst zu Anfang des Jahres 1692 nach Berlin, um sich mit der am dortigen Hofe lebenden Markgräfin-Wittwe von Anspach zu verloben. Der Zauber schien also gebrochen.

5.

Aber er war es nicht.

Kaum von seiner Verlobungsfahrt nach Berlin zurückgekehrt, lag der Kurfürst abermals in den Fesseln Sibylle's und war die

Digitized by Google

vor wenigen Wochen en canaille Behandelte wieder das „herzallerliebste Billchen“. Zieht man diesen schroffen Wechsel in Betracht und rechnet man dazu den dicken Aberglauben an Hexen und Zauberkünste, welcher in den niedrigsten wie in den höchsten Klassen grassirte, so ist leicht erklärlich, daß man von einer „Verzauberung“ des Kurfürsten zu munkeln begann; zumal es in Dresden nicht verholen war, daß Mama Neitschütz mit allerhand „geheimen Praktiken“ schon früher sich abgegeben hatte. Freilich blieb es bei Lebzeiten des Kurfürsten beim bloßen Gemunkel und Gezischel.

Ebenso alt in den Künsten der Buhlerei, wie jung an Jahren, hatte Sibylle es dem sinnlichen Manne ganz und gar angethan, so daß er nicht mehr von ihr lassen konnte. Aber, um sich mit dem brandenburger Hofe nicht zu zerwerfen, wollte er auch sein Verlöbniß mit der Markgräfin-Witwe nicht brechen und das Heiratsgeschäft ging demzufolge fürbaß. Die fürstliche Braut kam im April nach Leipzig, der Kurfürst erwartete sie daselbst und gewiß ist es für die deutschen Fürstensitten von damals kennzeichnend, daß Johann Georg seine Maitresse nach der genannten Stadt mitnahm und daß er neben der Neitschütz am Fenster stehend den Einzug der Prinzessin ansah. Wie unter sothanen Umständen der kurfürstliche Bräutigam seine prinzessliche Braut empfing, kann man sich unschwer vorstellen. Kühl, kalt, geradezu unhöflich und abstoßend. Falls dem Flunkerer Pöllnitz zu glauben wäre, hätte Johann Georg die arme Eleonore Erdmuthe Luise, welche eine schwere Sammetrobe trug, beim Empfange mit den Worten angeraselt: „Sie müssen wohl toll sein, daß Sie bei diesem heißen Wetter ein Kleid von Sammet tragen.“ Man glaubt die daneben stehende Kebse zu sehen, wie sie sich vor Lachen ausschüttet und sich kaum die Mühe gibt, dabei den Fächer vor den üppigen Mund zu halten.

Diesem Anfang entsprach der Fortgang der Sache. Am 27. April von 1692 erfolgte die Vermählung des Kurfürsten mit

Digitized by Google

Eleonore Erdmuthe Luise zu Torgau, aber mit einer der Zeitsitte grell widersprechenden, für die Braut und ihre Verwandten geradezu beleidigenden Stille und Prunklosigkeit. So wollte es die Maitresse, welche überhaupt keinen Anlaß unbenützt ließ, zu zeigen, daß sie die eigentliche, wahre und wirkliche Herrin des Landesherrn sei, die Oberkurfürstin so zu sagen. Der Kurfürst versuchte nun zwar mit seiner Gemahlin als Ehemann zu leben, aber es ging nicht. Sein Kammerdiener Rousseau hat nachmals vor Gericht angegeben, der Kurfürst hätte öfter geklagt, „es müßte ihm doch etwas gemacht worden oder im Bette sein, daß, wenn er bei seiner Gemahlin bleiben wollte, ihm ganz übel und so angst würde, daß er darüber schwitzete, und wäre es auch nicht anders, als wenn ihn jemand bei dem Arm aus dem Bette rausreißen wollte und er sich übergeben sollte, und hielte diese Beschwerlichkeit so lange an, bis er wieder in sein Gemach käme" — allwo ihn, wohlverstanden, die Maitresse zu erwarten pflegte. Darin lag die „Verzauberung", welche den Fürsten aus dem Ehebette trieb, nicht darin, daß Mama Neitschütz, wie man ihr schuldgab, das Schlafzimmer der Kurfürstin heimlich mit einem „verdächtigen Rauchwerk" hatte ausräuchern lassen, um die Ehegatten „einander gram zu machen".

Daß diese würdige Mutter einer gleich würdigen Tochter derartige Zauberpossen wirklich trieb, untersteht jedoch keinem Zweifel. Die Frau Generalin — Herr von Neitschütz avancirte nämlich um der Verdienste willen, welche seine Tochter um den Landesherrn und folglich, maßen bekanntlich Fürstenwohl Volksglück ist, auch um das Land sich erwarb, zum Generalleutnant — die Frau Generalin stand ja mit Personen in Verbindung, welche aus dem Aberglauben ein Geschäft machten, d. h. auf die heilige Dummheit spekulirten. Neben dem Scharfrichter von Dresden, Melchior Vogel, erscheinen in dieser Bande als Traumdeuterinnen, Wahrsagerinnen, „Planetenleserinnen", Amuleteverfertigerinnen und Liebegiftköchinnen die „Hexe" Margarethe aus dem Spreewald, die Traum-Marie, die

Digitized by Google

Burmeisterin, die Lindnerin, die Krappin und andere. Mit den Fabrikaten dieser Sippschaft war die kurfürstliche Maitresse versehen und behängt. Sie besaß „ein gewisses Pulver, so von solcher Kraft, daß, wenn man es einem auf den Kopf streuete, derselbe nicht böse auf ihr sein konnte, welches Pulver aus einer Muskaten, so die Besitzerin dreimal verschlucket gehabt und durch sich gehen lassen, verfertiget war". Sibylle trug auch ein zauberkräftiges Armband „so aus des Kurfürsten Haaren gemachet gewesen". Ferner trug sie „auf der linken Brust in einem kleinen güldenen Büchslein einen Liebesteufel, so Fränzel geheißen". Aber der rarste Talisman, welchen sie besaß, war doch ein „sonderliches Säckchen", welches sie in dem „Schubsacke des Unterrockes" mit sich führte und „worinnen, wie vermuthet, spiritus familiares waren"[1]). In diesem „sonderlichen" Säckchen befanden sich „zwei Läpflein, deren eines von des Fräuleins Hemde, darinnen sie menstruo laboriret, das andere aber Kurfürstliche Durchlaucht beschwitzet und welche beide besagtes Fräulein nebst der Kuhlauin (ihrer Gesellschafterin) an einem Karfreitage in der Bartholomäikirche, die Liebe zwischen Sr. Kurfürstl. Durchlaucht und mehrbesagtem Fräulein feste zu machen, zusammengewickelt, in eine Schachtel versiegelt und heimlich, als man die Passion sang, auf den Altar gesetzet, um den Segen darüber sprechen zu lassen".

Solchen Zauberkünsten war gewiß schwer zu widerstehen, namentlich wenn man, wie der „verzauberte" Kurfürst that, an be-

1) Die Vorstellung vom „spiritus familiaris" ist nur eine Abart des Aberglaubens vom Alraun. Zusammenfassenden Aufschluß geben die Brüder Grimm in Nr. 84 und 85 der „Deutschen Sagen". Unsere größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshof, hat in ihrer poetischen Erzählung „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" diesen Volksglauben in genialster Weise behandelt (Gedichte 1844, S. 365 fg.). Es kennzeichnet das Verhalten unserer Zeit zur wirklichen Poesie, daß diese herrliche Dichtung so viel wie unbekannt geblieben ist.

Digitized by Google

denklicher Gehirnschwäche laborirte. Es ist das im wörtlichen, im physischen Sinne zu nehmen; denn Johann Georg hatte im Sommer von 1692 ein Abenteuer bestanden, wodurch seine geistigen Kräfte beeinträchtigt worden. Ein Sturz vom Pferde nämlich hatte ihm eine Gehirnerschütterung zugezogen.

Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die Schwächung der Intelligenz und Willenskraft keineswegs auch eine Minderung der Sinnlichkeit zur Folge hat. Im Gegentheil, die letztere wird nur um so unbändiger, je mehr sie des geistigen Zügels ledig geworden. Johann Georg der Vierte lieferte hierfür einen traurigen Beweis, indem er nach seinem gemeldeten Unfall ganz sklavisch dem Sinnenzauber sich fügte, welchen Sibylle von Neitschütz über ihn verhängte. Seit vollends das „Fräulein" sich guter Hoffnung fühlte — welches Gefühl im Herbste von 1692 sich einstellte — schien der Kurfürst nur noch da zu sein, um die Gelüste und Wünsche der Kebse zu erfüllen.

Diese Wünsche flogen jetzt hoch und immer höher, Mama Neitschütz aber lenkte und leitete den Flug. Als Johann Georg die frohe Botschaft vernahm, Billchen werde ihn zum Vater machen, kratzte er sich hinter den Ohren und äußerte gegen die Kammerjungfer der Maitresse, Elisabeth Nitschin, das Kind müßte heimlich geboren und auferzogen werden. Da fuhr aber die Frau Generalin dazwischen mit den Worten: „Ei, Herr Cheses, das wäre mir scheen! Ich gebe so ein Kind nicht der Kanaille in die Hände. Der Kurfürst soll es machen wie der König von Frankreich." Sie meinte damit zweifelsohne, Johann Georg sollte es mit seinem zu erwartenden Bankert halten, wie Ludwig der Vierzehnte es mit seinen Bastarden hielt, welche ja ganz auf Prinzen- und Prinzessinenfuß behandelt wurden. Oder auch schwebte ihr vor, daß der König von Frankreich seine letzte Maitresse, die glatte Schlange Maintenon, unlängst förmlich geheiratet hatte. „Der Kurfürst — sagte die würdige Mutter zu ihrer würdigen Tochter —

Digitized by Google

muß dich vor seine Frau halten. Du mußt es ihm sagen. Er muß alles thun, was du haben willst: es ist nur um einen Sturm zu thun. Sonst werden die Leute dich vor seine Hure halten."

6.

Der „Sturm" wurde veranstaltet und that seine Wirkung. Zeitig im Jahre 1693 stellte der Kurfürst seinem geliebten Billchen eigenhändig ein Dokument aus, worin er „kund und zu wissen" that, daß er seine Verbindung mit dem „Fräulein" für „eine rechte Ehe halte und erkenne," und weiterhin erklärte: „Sollte also Gott uns in solchem diesem Ehestand segnen, so bekenne frei vor männiglich, daß solche vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten sein. Um aber keine Zerrüttung und Streitigkeit in dem Kurhause anzufangen, sollen diese meine rechte Kinder keinen Theil an denen Landen und Kurwürden haben und allein diese meine Ehefrau Gräfin und sie Grafen genannt werden." Das Wunderlichste des wunderlichen Aktenstückes kam aber am Schlusse desselben zum Vorschein. Es hieß da nämlich: „Ich will mir ausgenommen haben, frei zu sein, noch eine Frau zu nehmen und zwar von gleichem Geblüt mit mir, welche den Namen vom Kurfürst führen und ihre durch Gottes Gnade von mir zeugende Kinder die rechtmäßigen Erben dieser Kur und Lande sein sollen, indem keineswegs in der heiligen Schrift zwei Weiber zu haben verboten, sondern Exempla anzuführen wären, worinnen es selber von unserer Kirche zugelassen."

Das Exempel, welches Johann Georg im Auge hatte, war die bekannte Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen, welche ja Luther und Melanchthon serviler Weise gebilligt hatten. Schade übrigens, daß der Kurfürst nicht 130 Jahre später lebte, zur Zeit, als der Gauner Joe Smith die Handschrift von Salomon Spaul-

Digitized by Google

dings albernem Roman „The manuscript found“ in die Mormonenbibel („Book of Mormon“) umhumbugte[1]). Denn Johann Georg hätte einen richtigen Mormonen abgegeben.

Das Dokument, kraft dessen der Kurfürst das „Fräulein“ von Neitschütz, mormonisch zu reden, sich „ansiegelte“, wurde auf den 16. Oktober 1691 zurückdatirt — so 'ne kleine Fälschung kann Einen von Gottes Gnaden nicht sehr behelligen — damit die Neitschütz, falls die Zulässigkeit einer Doppelehe nicht durchzuführen wäre, jedenfalls für die erste Gemahlin Johann Georgs, d. h. für die ihm zuerst angesiegelte gelten könnte. Zur gleichen Zeit erfolgte die in dem Aktenstücke schon angedeutete Standeserhöhung der Kebse, indem Kaiser Leopold der Erste auf Ansuchen des Kurfürsten für dieselbe ein Reichsgrafendiplom an- und ausfertigen ließ, kraft dessen sie zur Gräfin von Rochlitz gemacht wurde, wasmaßen — wie es in dem vom 4. Februar 1693 datirten Diplom hieß — „Kaiserliche Majestät die sichere Nachricht haben, weßgestalten gedachte Magdalene Sibylle Neitschützin aus altem adeligem Geschlechte entsprossen, welcher auch viel vornehme Familien in dem Heiligen Römischen Reich und Blutsfreundschaft verwandt seindt, der Ritterthaten ihrer Voreltern zu geschweigen.“

Der neugebackenen Gräfin wurde jetzt ein eigener Haushalt und Hofstaat eingerichtet und zwar in dem sogenannten fürstenbergischen Hause an der Elbebrücke, welches durch den „schwarzen Gang“ mit dem Schloß in Verbindung stand. Eine Frau von Arnim diente der Kebse als Hofmeisterin, das Fräulein Agnes von Kuhlau als Gesellschaftsdame. Das Laster hat zu allen Zeiten nur vornehm zu sein gebraucht, um vornehme Lakaien und Mägde zu haben. Die Kunst geht nach Brot und der Adel nach Braten. Unterm 17. März von 1693 machte ein Erlaß des Kurfürsten

1) Siehe das 1. Kapitel der trefflichen „Geschichte der Mormonen“ von Moritz Busch, 1870.

Digitized by Google

sämmtlichen Behörden und angestammten Sachsen die Grafung seiner Beischläferin als ein wichtiges und erfreuliches Ereigniß kund. Ueber was alles haben deutsche Unterthanen schon sich freuen müssen!

Die kaiserliche Gefälligkeit war eine kurfürstliche Gegengefälligkeit wohl werth. Im Mai des genannten Jahres trat Johann Georg der großen Allianz bei, welche Wilhelm der Dritte gegen Frankreich zuwegegebracht hatte. Der Kurfürst machte sich gegen Kaiser Leopold verbindlich, 12,000 Mann an den Rhein zu führen, und er kam dieser Verbindlichkeit im Juni nach. Selbstverständlich nicht gratis; denn England gab ihm 400,000 Thaler Subsidien und ließ auch die Gräfin von Rochlitz hören, wie hübsch englische Guineen klängen: — es flossen mehr als 40,000 Thaler aus der englischen Staatskasse in den „Schubsack" der Kebse, welcher nicht nur für „Zauberſäckchen" Platz hatte.

Die Allianz- und Subsidienverträge deutscher Reichsfürsten mit England waren schon damals nichts anderes als Menschenfleischlieferungstraktate; nur verstanden zu dieser Zeit die deutschen Fürsten das „Machen" in Menschenfleisch noch nicht so gut, wie es ihre Herren Nachfolger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstanden. Johann Georg der Vierte und seine zeitgenössischen Mithändler sind nur lausige Krämer gewesen, verglichen mit den großen Spekulanten, wie solche zur angegebenen Zeit thätig waren, insbesondere unter den drei Menschenfleischgroßhandelsfirmen: Landgraf von Hessen-Kassel, Herzog von Braunschweig und Herzog von Wirtemberg. Aber „Fürstenwohl ist Volksglück", und maßen sich's die Chefs der genannten Firmen und ihre Kampagnons wohl sein ließen, so wohl, daß sie mit den Gesellen in Auerbachs Keller singen konnten: „Uns ist ganz kanibalisch wohl" — so mußten folglich ihre getreuen Unterthanen glücklich sein. Wie glücklich, steht mit Höllenfeuerlettern in Schillers „Kabale und Liebe" geschrieben. Aber freilich, dieser Schiller gehörte trotz

Digitized by Google

seiner klassischen Vornehmheit und vornehmen Klassicität im Grunde doch auch zu der nie genug zu verdammenden Rotte Gog, Ma- und Demagog, welche Altar und Thron unterwühlt. Ist ihm darum ganz recht geschehen, daß, als er nach einem Leben voll Arbeit und Sorge gestorben, nicht einmal so viel Geld im Hause war, um seinen Sarg zu bezahlen; ja, ganz recht, denn —

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz
Und hob es über Lump und Kompagnie
Hinweg, empor bis zu der Sterne Kreis!

7.

Die Maitresse begleitete den Kurfürsten ins Feld, d. h. sie ließ in den rheinischen Städten ihren Luxus und ihren Uebermuth sehen. Nebenbei mochte es ihr rathsam erscheinen, den „verzauberten" Mann nicht aus den Augen zu lassen. In Frankfurt a. M. gebar Sibylle im Juli von 1693 eine Tochter, welche später, reich ausgestattet, an einen polnischen Grafen Dunin verheiratet wurde. Nach beendigtem Feldzuge mit ihrem Unterhälter nach Dresden zurückgekehrt, mußte die Gräfin mit nicht geringem Verdrusse wahrnehmen, daß ihr Wochenbett Folgen gehabt, welche ihre Gesundheit und, was noch schlimmer, ihre Schönheit zu zerstören drohten. Die Kränkelnde mußte befürchten, daß zugleich mit ihren Reizen auch die „Verzauberung" des Kurfürsten abnehmen würde, — eine Befürchtung, welche vollständig gerechtfertigt war bei einem Weibe, dessen Mittel nur sinnliche gewesen sind. Nicht ein einziger gewinnender Zug, nicht ein einziger anmuthiger Scherz, nicht ein einziges gutes Wort wird uns von der Kebse gemeldet. Odaliskenfleisch, Haremsfutter, sonst nichts, gar nichts.

Die alte Reitschütz erkannte die Gefahr und beschloß, einen großen Schlag zu thun. Die Konsequenzen des seltsamen Ehever-

Digitized by Google

sprechens, welches dem Kurfürsten abgelistet worden, sollten jetzt gezogen werden. Man steuerte darauf los, daß Johann Georg seine „Doppelehe“ förmlich und feierlich anerkennen sollte. Wäre Sibylle erst als Neben- oder Hauptkurfürstin anerkannt, so könnte man der Verblühten nicht nur so ohne weiteres den Laufpaß geben. Die Kreaturen der Reitschützerei wurden angewiesen, in dieser Richtung thätig zu sein. In der Vorderreihe dieser Kreaturen durfte natürlich auch ein Bonze nicht fehlen, der erst neuerlich zum Superintendenten von Pirna ernannte Johann David Schwerdtner, welcher auch den kurfürstlichen Bankert zu Frankfurt getauft hatte. Diesem Ehrwürdigen wurde die Urheberschaft eines im Ungeschmacke der Zeit zubereiteten Fühlers zugeschrieben, welcher zur Sondirung der öffentlichen Meinung erschien unter dem Titel: „Liebe zwischen Prinz Herzmuthen, Prinzen in Albinien, und Fräulein Theonilden, oder drei Reimschaften, worinne die Theonilde dem Fürsten in Albinien ihre Liebe anträgt, worauf der durchlauchtigste Prinz Herzmuth, auf geschehenen Vortrag an seine Gemahlin, eingehet und die durchlauchtigste Prinzessin Patientia Victrix diesfalls selbst entschuldiget. Wobei zugleich von der Frage, ob das viele Weibernehmen zu gestatten? gehandelt wird.“ Die Allegorie dieser im Bombast- und Lascivstil eines Hofmannswaldau oder Lohenstein gehaltenen Reimerei war so handgreiflich, daß jedermann in dem Prinzen Herzmuth den Kurfürsten, in der Prinzessin Patientia die Kurfürstin und in Theonilde die Sibylle Reitschütz erkennen mußte. Was für rohe Naturlaute dazumal selbst im feinsten Hofton mitunterliefen, erfährt man, wenn an einer Stelle das zarte Fräulein Theonilde ausruft:

„Ach, warum kann ich nicht verrecken und erbleichen?“

und eine echt lutherisch-knechtschaffene Politik predigt aus den Versen:

„Es darf sich auch der Prinz nicht vor Gesetzen scheuen;
Er ist aus Fürstenblut, so Rechte brechen darf“ —

Digitized by Google

allein seltsamer Weise zieht der unterthänige Reimer aus seinen Prämissen nicht ganz die entsprechenden Schlüsse. Zwar betont er, daß ja in der Bibel die Fürsten angewiesen würden, „im Nothfall“ zwei Weiber zugleich zu haben, aber er läßt dann doch wieder seinen Prinzen Herzmuth sagen, daß dieser von „Zweigemahlschaft“ nichts wissen wolle. Die Prinzessin Patientia sperrt sich anfänglich heftig gegen eine Mitprinzessin und meint, die „geile Brunst“ des Prinzen würde wohl vorübergehen. Sie entschuldigt auch diese Brunst mit den Worten:

„Mein Prinz kann nichts dafür, er liebte mich von Herzen,
Wenn nicht ein Zaubergeist an seiner Seite hing“ —

in welcher Wendung man später eine sehr bedenkliche Andeutung finden wollte. Schließlich indeß unterwirft sich, ob auch nur mit halben Worten, die gute Patientia der alttestamentlichen Ansicht, welche ihr Herr Gemahl über Liebe und Ehe hat.

In der Wirklichkeit erging es der Patientia-Eleonore Erdmuthe Luise zu jener Zeit schlimm und immer schlimmer. Die ganze neitschützische Blase machenschaftete gegen die arme Fürstin und reizte den willenlosen Kurfürsten gegen sie auf. In Folge dessen fanden bei Hofe sehr häßliche Auftritte statt. Bei einem derselben, welcher im Februar von 1694 im Schlosse Pillnitz spielte, benahm sich Johann Georg ganz wild und wüst gegen seine Gemahlin. Es war damals die Rede davon, die Kurfürstin nach Freiberg zu verbannen, oder gar, sie einzuthürmen.

Sibylle und ihre Mutter faßten zu jener Zeit ernstlich den Gedanken ins Auge, der Kurfürst müßte sich, da eine alttestamentliche „Zweigemahlschaft“ sich doch nicht wohl verwirklichen ließ, von seiner Gemahlin scheiden lassen, um seine Maitresse in aller Form zur Kurfürstin zu machen. Die alte Neitschütz bildete sich ein, diese Erhebung würde leichter zu bewerkstelligen sein, so ihre Tochter statt Gräfin Fürstin hieße, und ließ daher durch ihren Schwiegersohn, den Geheimrath von Beichling, am kaiserlichen Hofe

Digitized by Google

die Erhebung der Gräfin von Rochlitz in den Reichsfürstenstand betreiben. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, soll der Unterhändler in der wiener Hofburg insinuirt haben, die Gräfin würde ihre Fürstinkrone mit ihrem Uebertritt zum Katholicismus bezahlen und auch den Kurfürsten in die alleinseligmachende Kirche nachziehen. Aber auch das half nicht. Der Kaiser Leopold fand das Begehren der Metze unverschämt und wies, seine habsburgische Unterlippe noch bedeutend weiter als sonst herunterhängen lassend, dasselbe zurück mit den unwirschen Worten: „Was Fürstin, Fürstin! Kursachsen hat Fürstin genug an seiner preiswürdigen Gemahlin."

8.

Das Tröstliche an den irdischen Dingen ist ihre Dauerlosigkeit. Die menschliche Thorheit und Niedertracht werden nur dadurch erträglich, daß sie in ewiger Metamorphose begriffen sind. Dummheit, Gemeinheit und Bosheit bleiben ihrem Wesen nach allerdings ewig dieselben, aber sie wechseln unaufhörlich Formen und Farben und dieser tausend- und hunderttausendfache Formen- und Farbenwechsel macht die „Tragicomoedia humana" genießbar. Schon der bloße Gedanke, daß die große Posse immer die gleiche und die Komödianten stets dieselben sein könnten, muß Grauen und Entsetzen erregen. Die fortwährenden Verwandelungen der Scene, die rastlosen Aenderungen der Dekorationen, der Kostüme, der Mimik und der Deklamation sie bringen immer wieder die wohlthätige Illusion hervor, das Stück sei ein neues. Oberregisseur Tod sorgt auch in der Regel für einen zeitigen Aktschluß, bevor Neugier und Verwunderung der Langeweile platzgemacht haben. In der Regel! Denn der Ausnahmen sind viele. Komödianten, welche weltgeschichtliche Rollen tragiren, pflegen sich um so länger auf der Bühne zu halten, je größer der Frevel ist, welcher sie

Digitized by Google

hinaufgehoben hat. Verbrecher wie der vom 18. Brumaire 1799 und der vom 2. December 1851 gastiren lange. Natürlich! Menschen und Völker ertragen aus innerster Wahlverwandtschaft das Lügenhafte, Gemeine und Böse viel lieber und länger als das Wahrhafte, Edle und Gute. Wer Macht über Menschen erlangen will, darf nicht auf die guten Instinkte und Regungen derselben, sondern muß auf ihre Laster und Leidenschaften spekuliren. Er muß, wie die Bonaparte es thaten, die menschliche Selbstsucht in ihrer gemeinsten Form zum einzigen Werthmesser der Ideen und Erscheinungen machen. . . .

Die niedrige Hofposse „Ein verzauberter Kurfürst" spielte nicht lange. Man wähnte noch mitten im Stücke zu sein, als der genannte Regisseur das Klingelzeichen zum Fallen des Vorhangs gab.

Die kurfürstliche Kebse kränkelte seit ihrem Wochenbette fortwährend, und weil die Aerzte zu unwissend waren, die Krankheit zu erkennen, oder auch weil sie zu lakaienhaft, um gerade herauszusagen, daß das frühzeitige Lasterleben Sibylle's ihre Gesundheit zerrüttet hatte, gaben sie geheimnißvolle Winke und Hindeutungen, der Patientin dürfte wohl etwas „Unrechtes" beigebracht worden sein. Dieses Gemunkel verstieg sich bis zu der Infamie, nicht undeutlich die Kurfürstin zu bezichtigen, sie hätte ihrer Nebenbuhlerin Gift beibringen lassen. Sehr wahrscheinlich hat nur das rasche Hereinbrechen der Katastrophe die arme Eleonore Erdmuthe vor den schlimmen Folgen solcher Verleumdung bewahrt.

Im März von 1694 trat die Kränklichkeit der Maitresse in eine Krisis: die Blattern brachen an ihr aus. Die Krisis nahm aber keinen günstigen Verlauf, denn statt zur Reife zu gelangen, traten die Blattern zurück. Der Leib der Kranken bedeckte sich mit einer schwarzen Kruste, heftige Krämpfe schüttelten ihre Glieder und am 4. April starb sie, noch nicht zwanzigjährig.

Der Kurfürst, welcher während Sibylle's Krankheit ihr Zimmer kaum verlassen hatte, that wie ein Verzweifelnder. Er wollte

Digitized by Google

sich auch von der todten Kebse nicht trennen, ließ für den Leichnam ein prächtiges „Castrum doloris“ herrichten, ordnete das prunkvolle, oben beschriebene Leichenbegängniß an, geleitete die Geliebte selber zu ihrer Gruft und verübte folgende Grabschrift für sie: — „Hier ruhet in Gott die hoch- und wohlgeborene Frau Magdalene Sibylle, des Heiligen Römischen Reiches Gräfin von Rochlitz, welche Einem Manne verbunden, eine allzeit treue, Eines Kindes Mutter, ihres Fürsten Unterthanin, auch ihme doch gleich war, indem Sie von ihme ehelich geliebet wurde. Weil sie nun jung an Jahren, auch angenehmer Gestalt, also war Sie mit anständigen Sitten und mit Tugenden begabt, in Summa von vortrefflichen Qualitäten, als welche den Nothdürftigen mit Hilfe, ihren Feinden mit Sanftmuth, jedermann mit Freundschaft und Gutthat gewogen, dahero Sie vielen ein heftiges Verlangen nach ihrer Person zurückgelassen hat. Sie ist geboren den 8. Februar 1675, starb den 4. April 1694, hat also gelebet 19 Jahre. So lebe denn ewig wohl und auch in deinem Erlöser, o wertheste Seele!“

Dieser Nachruf, welcher die „Verzauberung“ Johann Georgs in ihrem ganzen Umfange widerspiegelte, mußte den Spott herausfordern. Es erschien auch wirklich eine Travestie der Grabschrift, welche witzig genug, aber freilich zu „galant“ lautete, um heute noch druckbar zu sein.

Allzu tief muß aber das Herzeleid des Kurfürsten doch wohl nicht gewesen sein. Denn sonst hätte er nicht zugelassen, daß seine Quasi-Schwiegermutter ihn auf eine Manier tröstete, wie wohl niemals wieder eine Schwiegermutter ihren Eidam getröstet hat. Mama Neitschütz kam nämlich auf den sinnreichen Einfall, ihrem „Herrn Sohn“, wie sie den Kurfürsten zu nennen pflegte, über seinen Verlust, dadurch hinwegzuhelfen, daß sie ihm denselben zu ersetzen suchte. Zum Surrogat für ihre verstorbene Tochter ersah sie das Gesellschaftfräulein derselben, Agnes von Kuhlau, und dieses edle Frauenzimmer ließ sich, obgleich mit einem Herrn von

Digitized by Google

Ponikau verlobt, zur Uebernahme der Surrogatrolle bereitwillig finden. So bereitwillig, daß sie zur Elisabeth Nitschin sagte: „Ach, wenn Sie mir doch etwas geben könnte, daß der Kurfürst mich liebete.“ Mama Neitschütz führte die Vice-Maitresse selber in das kurfürstliche Gemach und sprach, wie in den Akten steht, dem Herrn Sohn also zu: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden doch um meiner Tochter willen die ganze Welt nicht meiden. Sie müssen es machen wie der Oberst Malzahn, welcher den dritten Tag nach seiner Gemahlin Tod mit seiner Hausjungfer zu thun gehabt. So kann es doch nicht dauern, gnädigster Herr. Schlafen Sie bei der Kuhlauin; es ist Ihnen viel gesünder.“

Was die Bettel mit dieser Kuppelei wollte, ist handgreiflich. Aber ihr schamloser Kalkul ging fehl, denn der Hauptfaktor in demselben wurde baldigst durch den Tod ausgestrichen. Der Kurfürst hatte an dem Krankenbette Sibylle's das Blatterngift eingesogen. Die Krankheit brach auch bei ihm in heftigster Weise aus, ein nicht zu bewältigendes Fieber warf ihn nieder und schon am 27. April, also nur dreiundzwanzig Tage nach dem Hingange der Maitresse, war er eine Leiche. Er zählte noch nicht volle sechsundzwanzig Jahre.

9.

Finstere Gerüchte begleiteten den todten Kurfürsten in seine Gruft zu Freiberg.

In jener guten alten frommen Zeit war in Folge einer stupiden Kirchlichkeit und einer unsittlichen Politik die ganze Anschauungsweise der Menschen so verqueert und verdorben, daß kein Mann von vorragender Stellung plötzlich sterben konnte, ohne daß es geheißen hätte, er sei „expedirt“ worden. Die „Staatsraison“ hatte seit dem Aufkommen der sogenannten „welschen Praktik“, also seit nahezu 200 Jahren, Dolch und Giftphiole als Haupt-

Digitized by Google

argumente so häufig gehandhabt, daß man diese Argumente immer und überall wirksam glaubte.

Man raunte sich daher in Sachsen selbst und weitumher in Deutschland in die Ohren und deutete auch in schriftlichen Aufzeichnungen an, der frühzeitige Tod Johann Georgs des Vierten sei keineswegs den Blattern, sondern gewissen Personen vom sächsischen Adel und von der sächsischen Geistlichkeit auf Rechnung zu setzen. Der Adel hätte den Kurfürsten gehaßt, weil dieser durch seinen Premierminister Hanns Adam von Schöning ein auf die adeligen Anmaßungen wenig oder keine Rücksicht nehmendes bureaukratisches Regiment im Lande ein- und durchführen ließ; die lutherische Orthodoxie aber sei dem Kurfürsten gram gewesen, weil sie gefürchtet hätte, derselbe würde sich durch seine Kebse katholisch machen lassen. Daß die Junker und Pfaffen gegen Johann Georg übelgesinnt gewesen, mag ganz wahr sein; allein für die Sage, daß sie ihn „expedirt" hätten, läßt sich nicht der Schatten einer Spur von aktenmäßigem Beweise beibringen.

Ein anderes Gerücht, welches um die Gruft des Kurfürsten her nicht leise flüsterte, sondern laut schrie, faßte sich in den populär-aftergläubischen Satz zusammen: „Sie hat ihn ins Grab nachgezogen." War es doch schon bei Lebzeiten Johann Georgs und seiner Maitresse allgemeiner und bis in die obersten Gesellschaftschichten hinaufreichender Volksglaube gewesen, daß die junge Reitschütz mit Hilfe der alten den Fürsten „behext" hätte, und dieser Volksglaube hatte sich auf das stützen können, was von den früher erwähnten Verbindungen der Generalin mit „unheimlichen" Leuten bekannt geworden. Jetzt hieß es, die dem Kurfürsten angethane „Verzauberung" hätte über den Tod der Kebse hinaus fortgewirkt und den Verzauberten der Todten ins Grab nachziehen müssen, insbesondere darum, weil der Reitschütz ein aus den Haaren ihres Liebhabers geflochtenes Armband, sowie ein Bild Johann Georgs in den Sarg mitgegeben worden seien.

Digitized by Google

Die Klätscherin „Oeffentliche Meinung", in 99 von 100 Fällen so urtheilslos und boshaft, wie nur irgendein Waschweib es sein kann, schrie um so lauter nach einer Untersuchung, nach einer Hexenprocedur, als diese Forderung der volksdümmlichen Religiosität bedeutend verstärkt und befeuert wurde durch die Begierde der Hofklike, das Glück der todten jungen Neitschütz an der überlebenden alten zu rächen.

Des kinderlosen Kurfürsten Bruder und Nachfolger Friedrich August war ein so starker Mann, daß er Hufeisen mit den Fingern zerbrechen konnte und angeblich dreihundert und etliche fünfzig Bankerte in die Welt gesetzt hat. Aber seine Stärke lag in den Muskeln und Lenden, nicht im Gehirn. Dennoch ist er schwerlich so dumm gewesen, an die Verzauberung und Zutodehexung seines Bruders zu glauben. Er willigte aber in die Forderung der öffentlichen Meinung, d. h. in die Processirung der alten Neitschütz und ihrer Helfershelfer und Handlangerinnen, weil ihm weder an jener noch an diesen etwas gelegen war, auch weil seine Mutter, die alte Kurfürstin, die Anstrengung des Processes verlangte und endlich weil — was wohl das schwerstwiegende Motiv — der vollgesogene neitschützische Reichthümerschwamm auf solche Manier am bequemsten in die kurfürstliche Kasse auszudrücken war.

Diese fiskalische Manipulation ist denn auch das Hauptresultat der Hexenprocedur gewesen, welche mit zahlreichen Verhaftungen und mit der am 30. April, also nur sechs Tage nach dem Ableben des Kurfürsten vorgenommenen Ausgruftung und Untersuchung von Sibylle's Leichnam begann. Nachdem man der Todten das mit Diamanten geschmückte Portrait Johann Georgs und das „verdächtige" Armband abgenommen hatte, wurde sie nicht wieder in der Sophienkirche beigesetzt, sondern ohne Umstände irgendwo eingelocht. Der Proceß spann sich lange hin und gestaltete sich nicht dem Buchstaben, aber dem Sinne nach zu einer Bestätigung des uralten und ewigjungen Sprüchworts: „Die kleinen Schelme henkt

Digitized by Google

man und die großen läßt man laufen." Die Werkzeuge nämlich, deren sich Mama Neitschütz bei ihren Ränken und ihren Zauberschwänken bedient hatte, kamen schlecht weg. Im Januar mußten die Traum-Marie, nachdem sie den dritten Foltergrad ausgehalten, sowie die Kammerfrau der Generalin und ihr Mann mitsammen am Pranger stehen. Während des folgenden Monats starben der Scharfrichter Vogel und die „Hexe" Margarethe an den Folgen der ausgestandenen Tortur im Gefängnisse. Der Sekretär Engelschall erhielt den Staupbesen. Der Surrogat-Kuhlau gestattete man, daß sie sich geschickt herauslog. Die alte Neitschütz setzte allen gegen sie erhobenen Anklagen ein standhaftes und konsequentes Leugnen entgegen. Es wurde gegen sie erkannt, daß „mit der peinlichen Frage und zwar mit der Schärfe" gegen sie vorgegangen werden sollte; allein man kann nicht mit völliger Bestimmtheit sagen, ob und wieweit sie der Folter unterworfen worden, um ihr Geständnisse abzupressen. Wahrscheinlich jedoch ist, daß sie den ersten Torturgrad, die Daumenschrauben zu fühlen bekommen hat, aber trotzdem bei ihrem Leugnen geblieben ist. Sie saß anderthalb Jahre lang in dem „Quatemberstübchen" des dresdener Rathhauses, Tag und Nacht von vier Mann bewacht. Dann schlug der Kurfürst den Proceß gegen sie nieder und man ließ die große Schelmin laufen. Sie ist auf dem ihrem Sohne Rudolf gehörigen Gute Gaussig bei Bautzen im Jahre 1713 gestorben. Auch den großen Schelm von Geheimrath und Kammerdirektor Ludwig Gebhart von Hoym, welcher die Gunst der beiden neitschützischen Damen zu Erpressungen und allerhand Geldschneidereien ausgenützt hatte, ließ August der Starke laufen, nachdem er dem für anderthalb Jahre auf dem Königstein Seßhaftgemachten von seinem Raube 200,000 Thaler abgezwackt hatte.

So thalermäßig modern-prosaisch endigte die romantische Historie vom bezauberten Kurfürsten.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google